

# NDL

## NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR  
UND KRITIK

MITBEGRÜNDET VON F. C. WEISKOPF

IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES  
GELEITET VON WILLI BREDEL

REDAKTION

GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH

SEKRETARIAT ACHIM ROSCHER

## INHALT

Erklärung / <i>Delegiertenkonferenz</i> . . . . .	3
Unsere Meinung / <i>Die Redaktion</i> . . . . .	4
Das Gottesgericht / <i>Franz Fühmann</i> . . . . .	13
Vom armen Mann / <i>Jens Gerlach</i> . . . . .	29
Vergeltung / <i>Gert Ledig</i> . . . . .	32
Minendetonation / <i>Wolfgang Ott</i> . . . . .	52
Sieben Gedichte / <i>Uwe Berger</i> . . . . .	57
Unternehmen „Dreieck“ / <i>Alfred Kurella</i> . . . . .	61
Landserbrief an Hitler / <i>Erich Weinert</i> . . . . .	64
Seid ihr denn blind? / <i>Erich Weinert</i> . . . . .	65
Wo der Habicht schießt / <i>Bernhard Seeger</i> . . . . .	66
Für die Ölfritzen / <i>Friedrich Wolf</i> . . . . .	113
Tod, Verdammnis und ewiges Leben des Heinrich Heine / <i>Walther Victor</i> . . . . .	117

## LITERATURDISKUSSION

Zur Geschichte und Gegenwart

unserer sozialistischen Literatur / *Alexander Abusch* . . . . . 133

## NEUE BÜCHER

*Werner Ilberg*: Optimismus – trotz alledem, S. 141; *Günther Deicke*: Bilanz des Krieges, S. 146.

## UMSCHAU

*Lao Sheb*: Literaturbericht aus China, S. 153; *St. Stantscheff*: Das Heine-Jahr in Bulgarien, S. 156; *Gertruda Albrechtová*: Heimatrecht für die Brüder Mann, S. 157; *Gertrud Meyer-Hepner*: Die Mickiewicz-Blätter, S. 159; *Alfred Antkowiak*: Albert-Schweitzer-Preis an Roger Ikor, S. 161; *Edith Zenker*: Dichter, Geheimrat – und Vater, S. 162; ferner: „O diese Sprache!“, „Rotschwarz eingerahmt“, „Schwarz eingerahmt“ u. a.

## ERKLÄRUNG

Die Teilnehmer der Delegiertenkonferenz des Deutschen Schriftstellerverbandes stellen fest:

1. Die Länder zwischen Elbe und Gelbem Meer verkörpern die menschliche Zukunft. Wer ihre Einigkeit und Sicherheit zu stören versucht, trägt – ob er will oder nicht – dazu bei, unsere Erde in eine Atomwüste zu verwandeln.

2. Die Welt hat zwischen Katastrophe und Koexistenz zu wählen. Einen dritten Weg gibt es nicht. Solange die Profiteure der vergangenen Kriege in Westdeutschland und Nordamerika die Wirtschaft und Politik der Bundesrepublik bestimmen, bleibt sie die Zeitbombe im Herzen Europas.

3. An den beunruhigenden Vorgängen dieser Zeit kann der Schriftsteller nicht achtlos vorübergehen. Ohne uns besonders bei jenen aufzuhalten, die von der Bundesrepublik her einen sogenannten „Nationalkommunismus“ anpreisen, nachdem sie noch vor zwölf Jahren im Dienst des besser bekannten Nationalsozialismus gestanden haben, sind wir weiter zum Gespräch bereit mit allen Schriftstellern der Bundesrepublik, die den Frieden wollen und unseren Standpunkt respektieren, auch wenn sie ihn nicht teilen. Thema dieses Gesprächs sollten zum Beispiel die Vorschläge der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik für die Wiedervereinigung Deutschlands sein.

4. In den Diskussionen unserer Konferenz über die Fragen der Literatur ergab sich: Ungeachtet mancher falschen Auslegung und Anwendung dieser Methode brachte ein halbes Jahrhundert sozialistischer Realismus, von Gorkis „Mutter“ bis zu Brechts „Galilei“, neue Zuversicht und Schönheit in die Welt.

Wir grüßen von dieser Konferenz aus die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik. Wir grüßen die Sowjetunion, heute wie immer das große Arbeiter-und-Bauern-Land, Freund und Helfer, Hoffnung der Menschheit.

Vom 8. bis 10. Februar trat in Berlin eine Delegiertenkonferenz des Deutschen Schriftstellerverbandes zusammen. Die Teilnehmer billigten am letzten Tag einmütig die obenstehende Erklärung. An anderer Stelle dieses Heftes gibt der Erste Sekretär des Verbandes, Max Zimmering, eine zusammenfassende Einschätzung der Konferenz. Den (vom Redner für den Abdruck leicht gekürzten) Diskussionsbeitrag von Alexander Abusch zu einem der zentralen Themen, mit denen sich die Delegierten beschäftigten, finden unsere Leser auf Seite 133.

**Z**weifellos gab es bei Freund und Feind so manchen, der von der Delegiertenkonferenz des Deutschen Schriftstellerverbandes Sensationen erwartete. Nun liegen die Beratungen hinter uns: Zweieinhalb Tage lang haben wir über unsere gegenwärtigen Probleme diskutiert, bemüht, unseren Standpunkt in politischer und künstlerischer Hinsicht zu umreißen und von da aus die Aufgaben und die zukünftige Arbeitsweise unserer Organisation festzulegen.

Sensationen sind ausgeblieben, wenn man nicht unsere Einmütigkeit bei aller Vielstimmigkeit als solche empfindet. Allerdings war auch wenig Grund gewesen, mit großen Divergenzen in den politischen Auffassungen der Konferenzteilnehmer zu rechnen, hatte doch der Verband bereits in den vergangenen Wochen in seinen öffentlichen Stellungnahmen zu den Ereignissen in Ungarn und Ägypten recht deutlich seine Stimme gegen die Ritter des kalten und des heißen Krieges erhoben.

Aber wie stand es um die literarische Position der Schriftsteller in der Deutschen Demokratischen Re-

publik? Diese Frage war vor einem Jahr auf dem IV. Kongreß wohl beantwortet worden, doch hatte der kurz darauf stattfindende XX. Parteitag der KPdSU im geistigen Leben der sozialistischen Länder hohe Wellen geschlagen; er konnte auch an den deutschen Schriftstellern östlich der Elbe nicht spurlos vorübergegangen sein. So jedenfalls mochten jene gedacht haben, die mit größeren Überraschungen rechneten. Wer sich aber die Mühe macht, noch einmal das Material unseres vorjährigen Kongresses durchzulesen, der wird sich weniger wundern, daß es bei uns keine solchen Wogen gegeben hat, durch die unsere Schriftsteller – oder auch nur einige von ihnen – über Bord gerissen und an die Klippen des Liberalismus, Anarchismus oder Nihilismus geworfen worden wären – ein Schicksal, dem leider (wenn auch unter besonderen nationalen und historischen Voraussetzungen) viele ungarische und eine Anzahl polnischer Schriftsteller nicht entgangen sind. Man könnte es auch anders ausdrücken: Der IV. Deutsche Schriftstellerkongreß vom Januar 1956 stand bereits sichtbar in



jenem Licht, das der XX. Parteitag vorauswarf. Nicht daß wir klüger, prophetischer gewesen wären als unsere Schriftstellerkollegen in anderen sozialistischen Ländern. Aber wir hatten das Glück, in einem Staat zu leben, in dem einige der schweren Fehler, die sich als Auswirkung dessen ergaben, was wir heute unter dem Begriff „Personenkult“ zusammenfassen, vermieden oder nur in abgeschwächter Form begangen oder auch schon Jahre vorher korrigiert worden waren. Auch der XX. Parteitag war ja nicht der Anfang einer neuen Entwicklung, sondern bereits deren Ergebnis.

Für den nüchternen Beobachter war es keine Überraschung, daß sich die Teilnehmer unserer jetzigen Delegiertenkonferenz nach sehr lebendigen Auseinandersetzungen, die sich unerwartet bis zum dritten Tag ausdehnten, erneut zur Methode des sozialistischen Realismus bekannten, dem wir „ungeachtet mancher falschen Auslegung und Anwendung“, wie es in der einstimmig angenommenen EntschlieÙung heiÙt, „neue Zuversicht und Schönheit“ verdanken.

Doch es ging nicht nur um die Bestätigung der Feststellungen des IV. Kongresses oder um ein neues politisches Bekenntnis zur Macht der Arbeiter und Bauern in den „Ländern zwischen Elbe und Gelbem Meer“. Ein großer Teil der Beratun-

gen war Organisationsfragen und gewerkschaftlichen Problemen der Schriftsteller gewidmet, und das entsprach vollauf den Absichten des bisherigen Vorstandes, der, als er die Konferenz einberief, auch an eine freimütige Aussprache über die rechtlichen und sozialen Probleme der Verbandsmitglieder dachte. So wurde mit einem in den vergangenen Jahren verbreiteten Vorurteil gebrochen, das der öffentlichen Diskussion „materieller“ Angelegenheiten von Schriftstellern mit einem Naserümpfen begegnete. Es hat sich langsam herumgesprochen, daß auch das Entstehen einer geistig-schöpferischen Atmosphäre unter den Schriftstellern nicht ganz unabhängig von der gesellschaftlichen Position ist, die ihnen in unserer Republik eingeräumt wird oder die sie sich durch ihre Berufsorganisation verschaffen. So erklärt es sich, daß nicht nur das Referat Alfred Kurellas zu politischen, ideologischen und ästhetischen Fragen oder der Bericht des 1. Sekretärs die volle Aufmerksamkeit der Delegierten fanden, sondern auch die ergänzenden Ausführungen über die Arbeit der Rechts- und Berufskommission und über die (leider bis heute noch nicht zufriedenstellend geregelte) Sozialversicherung der Schriftsteller.

Einige Kollegen waren mit skeptischen Gesichtern zur Konferenz ge-

kommen. „Welchen Gewinn wird sie uns bringen?“ schien ihre unausgesprochene Frage zu lauten. Als sie auseinandergingen, gab es keine Skeptiker mehr. Diese Delegiertenkonferenz hat sich unbestritten als sehr nützlich erwiesen, man könnte sagen, daß sie in unserem literarischen Bemühen wie ein tiefes Atemholen nach einem aufregenden Jahr und vor dem Beginn eines neuen Arbeitsabschnitts war.

Übrigens bewies auch die Wahl des neuen, vierzigköpfigen Vorstands, der bei geheimer Stimmabgabe aus einer Liste von über siebenzig Kandidaten hervorging und sich in seiner Zusammensetzung vom alten Vorstand kaum unterscheidet, die Geschlossenheit und Kontinuität der Organisation der Schriftsteller in unserer Republik.

*Max Zimmering*

Der besondere Gesichtspunkt, der das vorliegende Heft der NDJ beherrscht, war nicht von vornherein geplant. Er hat sich erst während der Arbeit herausgestellt, bei der Beschäftigung mit neuen westdeutschen Kriegsromanen, beim Sichten eingegangener Manuskripte. Der zweite Weltkrieg aus der Perspektive zehnjährigen Abstandes: ist dies ein Rückschritt unserer Literatur,

Stagnation, Ausweichen vor der Gegenwartsthematik?

Registrieren wir kurz und sachlich: Seit Jahren ist der Krieg in der westdeutschen Literatur eines der vorherrschenden Themen: Alfred Anderschs „Kirschen der Freiheit“; die Erzählungen und Romane von Heinrich Böll; „Die sterbende Jagd“ von Gerd Gaiser; Kirsts Romantrilogie; Otto Heinrich Kühners „Nikolskoje“; „Du sollst nicht töten“ von Hans Werner Richter; die Bücher von Gert Ledig, Wolfgang Ott, Alexander von Mellin, Hans W. Pump – um nur die zu nennen, die uns bekannt geworden sind. Sogar Wolfgang Koeppens in der Nachkriegszeit angesiedelter Roman „Der Tod in Rom“ hat noch den zweiten Weltkrieg als bestimmende Reminiszenz.

Fast übereinstimmend ist bei den genannten Autoren, wenn auch häufig mit noch unklarer Zielrichtung und zaghaft in den weltanschaulichen Konsequenzen, der Versuch, sich zu befreien vom Erlebnis der Barbarei, die Wahrheit zu sagen angesichts der Opfer.

Nicht immer ist das eindeutig erkennbar. Manches Konjunkturrittertum mag mitspielen, aber vielfach ist es doch ein echtes Anliegen, das sich in den verschiedensten Formen und mit manchmal erheblichen Niveauunterschieden ausspricht.

Daneben erscheinen die Memoiren der Generale, die Dokumentensammlungen von Propagandastrategen der General- und Admiralstäbe, die Vernebelungshistörchen der Kriegsberichterstatter, erscheint die „hohe“ Literatur der Jünger und Dwinger.

Diese Literatur der faschistischen Wiederbelebungsversuche interessiert uns hier nur am Rande. Aber aus einem bestimmten Grund müssen wir sie doch erwähnen: Wer Gelegenheit hatte, die Strategie des Grünwalder Kreises ein wenig zu beobachten, der mußte sehen, daß dieses scheinbar so friedlich-freiheitliche Nebeneinander im Grunde schon ein Kampf auf Leben und Tod ist. Es geht, und dies schon im fast buchstäblichen Sinne, um die Köpfe der Menschen.

Die junge Hamburger Schriftstellerin Geno Hartlaub sagte in ihrem sehr sympathischen Diskussionsbeitrag während der Kesten-Debatte beim Überlinger Schriftstellerkongreß: „Wir haben unsere Vergangenheit noch nicht bewältigt, daher ist unsere Literatur so dünnblütig.“ Es scheint uns unter diesem Blickwinkel kein Zufall zu sein, daß sich jetzt auch einige jüngere Schriftsteller der Deutschen Demokratischen Republik, die sich bereits mit viel „aktuelleren“ Themen beschäftigt hatten, plötzlich wieder dem Kriegs-

erlebnis zuwenden. Es geht bei uns darum, diese Thematik „nachzuholen“, nicht um aus der Gegenwart zu fliehen, sondern um Klarheit zu gewinnen, die Vergangenheit zu bewältigen, der Gegenwart stärker dienen zu können. Die Erzählung von Bernhard Seeger „Wo der Habicht schießt“ spiegelt diese Zusammenhänge der Kriegsproblematik mit der Gegenwart, und deshalb steht sie in unserer Auswahl, vielleicht geeignet, den Bogen des Themas abzurunden.

Um das Resümee für uns zu ziehen: Solange nicht endgültig in den Köpfen der Menschen Klarheit geschaffen ist über die Ursachen und den Charakter des faschistischen Raubkrieges und über seine Auswirkungen, wird das Thema aktuell bleiben. Und zumal jetzt ist es aktuell, da all diese makabren Figuren und großenhirnsinnigen Bankrotteure des zweiten Weltkrieges, die Heusinger, Wenck, Speidel, in führende Positionen der NATO-Streitkräfte rücken, unterstützt von den Ideologen und Finanziers, die längst wieder in Amt und Würden sitzen.

Nur demjenigen, der diese Tatsachen ignoriert, mag es paradox erscheinen, daß wir, während wir den Krieg mit all seinen katastrophalen Folgen für die Menschheit anprangern, gleichzeitig die Existenz unserer Nationalen Volksarmee für gut



und notwendig erachten. Beides gehört zusammen. Unsere Regierung hat, beispielgebend im Hinblick auf eine Wiedervereinigung Deutschlands, die allgemeine Wehrpflicht nicht eingeführt. Unsere Nationale Volksarmee aber, eine Freiwilligenarmee der Arbeiter und Bauern, die am 1. März zum erstenmal ihren Ehrentag feierte, schützt die Errungenschaften unseres Staates, schützt die friedliche Entwicklung unserer Welt, gegen die die hektische Wiederaufrüstung Westdeutschlands unmißverständlich gerichtet ist.

Die Zusammenstellung des Heftes hat sich während der Arbeit ergeben. Das heißt nicht, daß das Thema damit erschöpft wäre. Immer wieder wird auch in unserer Zeitschrift noch auf lange hinaus das Kriegserlebnis auftauchen: als Auseinandersetzung, die notwendig war und leider wieder notwendig geworden ist, und mit dem deutlichen Ziel, auf Erden endlich einen dauerhaften Frieden zu schaffen. *gd*

**R**echt auffällig hebt sich von der großbürgerlichen Presse Westdeutschlands, die bekanntlich (direkt oder durch Inserate) reichliche Subventionen erhält, die Haltung eines Teils der Provinzpresse ab. Die aus Bonn erlassenen Pressedirektiven

werden offenbar von den kleineren Zeitungsbesitzern nicht immer als bindend und verpflichtend angesehen. Fernab von den großen Heerstraßen der Politik fühlt sich der kleine Mann aus dem Kleinbürgertum noch ein wenig frei und spricht zuweilen aus, was er denkt. Sehr zum Verdruß von Adenauers Leiborgan, dem „Rheinischen Merkur“ in Koblenz, der beispielsweise in diesen Tagen mit der Provinzpresse wegen der „Herz-, Scham- und Vernunftlosigkeit“, mit der sie im Herbst vergangenen Jahres über Ungarn berichtet habe, scharf ins Zeug geht. Welchen Vergehens hat sich die westdeutsche Provinzpresse schuldig gemacht? Ein Teil dieser Presse hat nicht immer blindgehorsam nachgedruckt, was von Bonn befohlen wurde, sondern zuweilen den Mut aufgebracht, eine eigene Meinung über die ungarischen Ereignisse auszusprechen. Da heißt es zum Beispiel in einer dieser Zeitungen:

„Welche Armee der Welt, so mögen sich die Männer an der Moskwa in diesen entscheidenden Stunden gefragt haben, zieht aus einem Lande ab, in dem ihre Parteigänger, noch während sie im Lande steht, unter so entsetzlichen Umständen liquidiert werden? ... Man konnte sich im Kreml ja das triumphierende Geschrei des Westens von vornherein ausmalen, wäre man unter so schmachvol-



len Umständen über die Karpaten zurückgewichen.“

Eine andere Zeitung schrieb: „Die Gunst der Stunde wird von den Rebellen zu blutigen Ausschreitungen benutzt. Unvorstellbare Grausamkeiten sind die Folge, und Schuldige wie Unschuldige sind die Opfer. Selbst in den kleinsten Städten des Landes tobt sich eine blutrünstige Lynchjustiz aus. Polizeibeamte werden mit einem Sadismus zu Tode gebracht, vor dem die Chronisten verstummen. Wie hätte Rußland das nicht als eine Bedrohung seiner Südwestflanke empfinden müssen? Eine solche Selbstlosigkeit wäre geradezu unverantwortlich gewesen.“

Eine dritte:

„Man klammerte sich recht naiv an ein längst überholtes Schema vom Freiheitskampf der Völker, und nationale Gefühle in aller Welt berauschten sich an dem Bild von den erwachenden Völkern (natürlich nur im Osten!). Wegen dieser romantischen Vorstellung sind auch gutwillige Menschen bereit, die Augen vor der nüchternen Wirklichkeit zu verschließen.“

Solche Zitate zeigen, daß dort, wo man sich halbwegs frei fühlt von den „goldenen Ketten“ der Staatssubventionen, man es noch wagt, von den offiziellen Versionen abzuweichen.

Der „Rheinische Merkur“ droht nun damit, daß diesem Zustand der Zivilcourage einiger selbständiger

Zeitungen in der Provinz bald ein Ende gemacht werde. Sie sollen gleichgeschaltet werden, um in die allgemeine Front deutscher Servilcourage zu passen. Wer dann noch die Frechheit aufbringt, eigene Ansichten öffentlich zu vertreten, soll als Kollaborateur betrachtet und behandelt werden. *wb*

In dieser Zeitschrift ist vor reichlich anderthalb Jahren aus der berufenen Feder von F. C. Weiskopf darauf hingewiesen worden, daß es in der Deutschen Demokratischen Republik empfindlich an Werken mangelt, die sich mit unserer Muttersprache beschäftigen. Heute sprechen schon viele Anzeichen dafür, daß dieses Vakuum sich allmählich füllt; zu dem damals Vorhandenen, das insbesondere durch die Stilfibel von Eduard Koelwel und den „Abriß der deutschen Stilistik“ von E. Riesel repräsentiert wurde, haben sich weitere Veröffentlichungen gesellt, darunter die postum erschienenen Essays von Weiskopf unter dem Titel „Verteidigung der deutschen Sprache“, „Grundfragen der Sprachtheorie“ von Gertrud Pätsch, „Sieben Sprachbriefe zur Gegenwart“ von Henrik Becker, „Zur Geschichte der deutschen Sprache“ von Karl Kögler und ein weiteres Büchlein von Koel-

wel. Eine umfassende, auf den Erkenntnissen der marxistischen Sprachwissenschaft aufbauende deutsche Stilistik steht allerdings noch immer aus.

Nach wie vor alarmierend ist der akute Mangel an sprach- und literaturwissenschaftlichen Nachschlagwerken. Nach wie vor blicken alle, die solche Werke brauchen – Schriftsteller, Redakteure, Journalisten, Übersetzer –, vergeblich suchend in die Runde oder nicht ohne Neid in die Schaufenster westdeutscher Buchhandlungen.

Wie kommt es, daß Westdeutschland auf diesem Gebiet eine Fülle von Publikationen (mit freilich unterschiedlichem Wert) vorlegen kann? Zu einem Teil ist die Erklärung darin zu finden, daß die Verlagsrechte für ältere, früher erschienene Werke schon immer bei westdeutschen Häusern lagen. Zu einem weiteren Teil erklärt sich die relativ hohe Zahl von Veröffentlichungen aus den Bedürfnissen der Konkurrenz: Einer macht es dem anderen nach. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich in der Tat oft, daß ein angeblich selbständiges, neues Werk sich eng, sehr eng an andere anlehnt. Auch ist die Zuverlässigkeit dieser Bücher manchmal nicht eben groß. Dennoch bleibt wahr, daß wir all dem nicht genug zur Seite zu stellen haben. Es ist an der Zeit, daß unsere Sprach-

wissenschaftler, unsere beiden Akademien, unsere großen Verlage auf diesem Gebiet endlich mit der Arbeit beginnen. An materieller Unterstützung darf und wird es dabei nicht mangeln: stehen doch auch für langfristige, sich über Jahrzehnte erstreckende Unternehmen, deren Wichtigkeit unbestritten ist, große Mittel zur Verfügung. Es ist wohl völlig sicher, daß die Herausgabe eines Synonymlexikons, eines etymologischen Wörterbuches, eines Sachwörterbuches der Literatur und eines Zitatelexikons, um nur die wichtigsten Projekte dieses Gebietes zu nennen, die gleiche fördernde Beachtung fände.

Als Zwischenlösung sollten unsere Verlage erwägen, Lizenzausgaben von so vorzüglichen, wenn auch modernen Ansprüchen nicht mehr völlig gerecht werdenden Werken wie etwa dem „Etymologischen Wörterbuch“ von Kluge und Götze, der „Deutschen Namenkunde“ von Gottschald, dem „Deutschen Wortschatz nach Sachgruppen“ von Dornseiff herauszubringen. Neue westdeutsche Veröffentlichungen sollten geprüft und, wenn möglich, für Lizenzausgaben vorgemerkt werden, so z. B. „Das treffende Wort“ von Karl Peltzer, ein Wörterbuch sinnverwandter Ausdrücke, das (im Gegensatz zu allen anderen Werken des Genres) der Gliederung nach Begriffs- und Sach-

gruppen eine alphabetische Anordnung vorzieht. Trotz einiger empfindlicher Lücken (Fehlen oder schwierige Auffindbarkeit einer Anzahl wichtiger hochdeutscher Wörter) ist es eine empfehlenswerte Arbeit. Auch das „Wörterbuch der deutschen Umgangssprache“ von Dr. Heinz Küpper ist eine beachtliche Neuerscheinung, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß gerade die Umgangssprache außerordentlich kurzlebig ist und sich teilweise von heute auf morgen selbst überholt. Beiden Büchern aber kann man neue Auflagen, darunter hoffentlich einige in der DDR, nur wünschen.

Anders bei dem „Sachwörterbuch der Literatur“ von Gero von Wilpert. Sosehr man dieses erklärende Sachwortverzeichnis (in vorliegendem Falle ist jeder Begriffserklärung obendrein noch ein bibliographischer Nachweis beigegeben) an sich begrüßen möchte, sosehr muß man dem Autor wissenschaftliche Unredlichkeit vorwerfen. Abgesehen davon, daß die Sacherklärungen eingehender Prüfung nicht immer standhalten, läßt der Verfasser nach der Methode „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“ einfach weg, was ihm unbequem erschienen sein mag. Nach einem Begriff wie etwa „Sozialistischer Realismus“, der immerhin eine zweieinhalb Jahrzehnte alte Tradition aufweisen kann und selbst im

westlichen Ausland gebräuchlich ist, wird man bei Gero von Wilpert vergeblich suchen. Und nach Arbeiterdichtung befragt, gibt er die verblüffende Antwort, daß diese durch die „Hebung des Standesbewußtseins arbeitender Klassen im Dritten Reich“ starke Förderung erfahren habe. Diese Probe, glauben wir, genügt. Zu wünschen aber bleibt auch hier, daß ein Nachschlagwerk dieser Art bald bei uns entstehen möge, eines, das echten wissenschaftlichen Maßstäben genügt. *ar*

P. S. Nach Redaktionsschluß finden wir im Januarheft der Zeitschrift „Sprachpflege“ die Mitteilung, daß an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena auf Anordnung des Staatssekretariats für Hochschulwesen ein Institut für Sprachpflege und Wortforschung gebildet worden ist. Eine der Hauptaufgaben des neuen Instituts ist die Erarbeitung eines fünfbändigen umfassenden Wörterbuchs der deutschen Sprache. Zur Ordnung dieses großen Werks sieht das Institut folgenden Plan vor:

*Erster Band:* „Satzwörterbuch um den Kernwortschatz“ (Hilfsverben, Frage- und andere Fügungswörter, Verben der Bewegung, Grundwortschatz, der kein Leben voraussetzt, Grundwortschatz von Leben und Gesellschaft). *Zweiter Band:* „Genauigkeitswörterbuch um den Sachwort-

schatz“ (Wortschatz der Gesellschaft, Wortschatz von Familie, Haus und Küche, Wortschatz von Ackerbau, Forst und Viehzucht, Wortschatz von Handwerk und Technik, Wortschatz der genormten Wissenschaft). *Dritter Band*: „Bestimmungswörter um den Namenschatz“ (Namen der Stoffe usw. der toten Natur, Bestimmung deutschbenannter Pflanzen, Bestimmung deutschbenannter Tiere, Vor- und Familiennamen sowie Titel, Namenbuch der wichtigsten Länder und

Orte). *Vierter Band*: „Stilwörterbuch um den Sonderwortschatz“ (Mittelhoch-, Frühneuhoch- und Niederdeutsch, Mundart und Alltagsrotwelsch, philosophische und ähnliche Ausdrucksweise, künstlerisch wirksame Wörter). *Fünfter Band*: „Herkunftswörterbuch um den Gesamtwortschatz“ (Indogermanisch und Germanisch, Lehnwortschatz, Wortgeschichte, das Wort unserer Zeit).

Ein vorzügliches Programm. Möge die Arbeit gut vorangehen.



## DAS GOTTESGERICHT

Die Besatzung der Relaisstation W., eine Nachrichtenkompanie, lag, es war im Mai 1943, schon das dritte Jahr in ihrem Stützpunkt an der Südküste des Golfes von Korinth, ohne in dieser Zeit mit den Partisanen in Gefechtsberührung gekommen zu sein. Das Gebiet von der Südküste des Golfes von Korinth südabwärts war Partisanengebiet, und immer wieder wurden Kabel, die zur Station führten, zerstört, oder Transportboote, die zur Station steuerten, beschossen, ohne daß es der Besatzung der Station je gelungen wäre, auch nur eines Partisanen habhaft zu werden. Endlich glaubte eines Tages der Kommandant der Station, ein Oberleutnant Goltz, sichere Anzeichen dafür zu haben, daß die Partisanen an einer bestimmten, nahen, jedoch außerhalb des Sichtbereiches der Station gelegenen Stelle am Strande einen Signalplatz hätten, und er befahl einem Kommando, zu dem Feldwebel D., Unteroffizier C., Obergefreiter B. und Funker A. gehörten, sich eine bestimmte Zeit in der Nähe dieses Platzes verborgen zu halten. Dieses Kommando lag, ohne daß sich in dieser Zeit das geringste ereignet hätte, zwei Tage und drei Nächte in einer Höhle, die von den Wurzeln eines uralten Ölbaums in den Karstfels gesprengt war. Schließlich, am frühen Morgen des dritten Tages, als ihre Zeit abgelaufen war, gab Feldwebel D. das Zeichen zum Aufbruch, und die durchfrorenen klammen Soldaten wollten gerade aus der Höhle kriechen, da war, fern, etwas wie Knirschen von Schritten im Rollsand zu hören. Die Soldaten erstarrten sofort: Reglose Klötze, aus denen Stahlrohre ragten. Einen Augenblick lang setzte das Knirschen aus, und die Soldaten hielten den Atem an, dann aber wurde es kräftiger, Steine polterten leise, und dann trat, aus einem Feigenwäldchen, eine Gestalt heraus, und die ging langsam zum Meer hinunter, schwarz im frühen Sonnenlicht, mit dem Rücken zu den Soldaten.

Leise, scharf und leise, den Zeigefinger am Abzug der entschicherten Waffen, so spähten die Soldaten nach der Gestalt, die etwa fünfzig Meter von der Ölbaumhöhle entfernt am Strand stand und auf das Wasser hinaussah. Die Herzen der Soldaten schlugen schneller, und ihre Augen glänzten.

Endlich, dachte Funker A., jetzt haben wir einen, und wenn wir erst einen haben...

„Der Herr Oberleutnant wird mit uns zufrieden sein!“ flüsterte Unteroffizier C., „jetzt packen wir sie!“

„So hat sich die Mühe, Gott sei Dank, doch noch gelohnt!“ flüsterte Obergefreiter B.

„Ruhe!“ zischte Feldwebel D. und schraubte an seinem gewaltigen Fernrohr. Sie spähten, Kopf an Kopf durch die Wurzeln gesteckt, zu der schwarzen Gestalt hinüber, die noch immer unbeweglich stand und aufs Meer sah. Dann, langsam, drehte sich die Gestalt herum, daß man ihr Profil sah, und sie zog sich den Rock aus, das Hemd, bückte sich, packte die Sachen zum Bündel, legte sie auf einen Stein am Strand und knotete sich die Schuhe auf.

„Der will wegschwimmen“, sagte Unteroffizier C.

„Aber da ist doch kein Boot zu sehen!“ sagte Funker A.

„Aber das ist doch . . .“, sagte Feldwebel D., und er stutzte, und er schaute wieder durchs Fernrohr.

„Aber das ist doch Agamemnon!“ sagte er.

„Jawoll, Herr Feldwebel, das ist wirklich Agamemnon!“ sagte Funker A.

„Aber das Schwein wäscht sich ja nur“, sagte Unteroffizier C. und spuckte aus.

„So sind wir also doch beschissen“, sagte traurig der Obergefreite B.

In der Tat, es war Agamemnon, der da im Meer stand, die Hose hochgekrempelt, bis zu den Knien im Wasser, sich den Oberkörper waschend. Es war ihm zwar verboten, sich hier zu waschen, aber er wusch sich dennoch hier, weil er sich oben, auf der Station, nicht waschen konnte. Agamemnon war Koch auf der Station, und die Station hatte wenig Wasser, es reichte kaum für die fremden Soldaten, und schon zum Kochen bekam Agamemnon zuwenig Wasser. Aber Agamemnon brauchte Wasser nicht nur zum Kochen; der Stationskommandant, Oberleutnant Goltz, verlangte von ihm peinlichste Sauberkeit, und so war Agamemnon gezwungen, sich am Strand zu waschen, entgegen dem für alle griechischen Hilfskräfte der Station gültigen Verbot, einen gewissen Umkreis um die Station, der den Strand nicht einschloß, zu überschreiten. Agamemnon hatte diesen Umkreis schon oft, fast täglich, überschreiten müssen, und er hatte ihn anfangs mit Angst überschritten, aber es war ihm bisher nie etwas dabei passiert. Was sollte mir auch passieren? dachte er, ich muß doch wirklich unverdächtig sein!

Er spähte mit halbem Auge nach dem Berg, hinter dem die Station lag, und er stellte befriedigt fest, daß auch diesmal nichts Ungewöhnliches zu sehen war, nur der nackte rostrote Berg vor dem morgenblauen Himmel.

Was soll mir denn passieren! dachte er nochmals, ich bin Koch. Ich kann von mir sagen, daß ich ein guter Koch bin. Herr Oberleutnant Goltz schätzt mich sehr, und alle Soldaten loben meine Kunst!

Dies dachte er, wie immer, wenn er den Sperrkreis überschritten hatte, und er seifte sich, während er dies dachte, den Nacken ein. Er rieb wohligh die

Höhlung hinten am Hals zwischen den Muskelsträngen, dann warf er die Seife in den Sand, bückte sich tief, grätschte die Beine und tunkte den Kopf ins Wasser. Er hielt die Augen auf, er liebte diese Blicke unter das Wasser. Diesmal sah er, im welligen, stumpfglänzenden Meersand drei Steine, rund und goldfarben, Eckpunkte eines gleichseitigen Dreiecks. Er sah sie, und er dachte daran, daß es morgen Löhnung geben würde und daß er sich eine Flasche Wein würde kaufen können, und er lachte unter Wasser befriedigt in sich hinein. Und plötzlich kam ihm der General in den Sinn, den er einmal in Korinth, wenige Tage, nachdem die Deutschen eingezogen waren, gesehen hatte; ein Mann in Gold wie ein Gott und ein Hof von Silberträgern schwärmend um ihn. Agamemnon hatte, er erinnerte sich, damals kleine heiße Maiskekuchen auf dem Markte verkauft, und der Gott war ihm gnädig gewesen, er hatte gelacht, und er hatte Agamemnon gewinkt, und Agamemnon war hingeeilt, dem Befehl des Generals nachzukommen, so schnell er konnte, aber da hatte ihn einer der Silberträger heftig vor die Brust gestoßen und ihm bedeutet, nicht zu nah in die Nähe des großen Gottes zu kommen.

Die Deutschen sind doch ein seltsames Volk, dachte er, während er prustend hochkam. Einer befiehlt immer etwas, und ein zweiter befiehlt zur gleichen Zeit das Gegenteil; es ist schon verflucht schwer, es ihnen recht zu machen! Er seifte sich die Brust ein, und während er dabei stolz dachte: Aber ich verstehe es, ihnen alles recht zu machen! spürte er plötzlich im Rücken ein seltsames Gefühl, wie wenn etwas über seine Nerven ränne, und ein Schauer überlief ihn. Er drehte sich schnell um, aber er sah, daß der Strand leer war. Er schaute nochmals den ganzen Strand entlang und sah ihn abermals leer, und dann sah er übers Land, und dort über den Bergen wehte etwas wie Rauch. Dreimal stieg eine Wolke auf und zerging im Himmel. Sie telegraphieren schon wieder, dachte er, aber sie telegraphieren doch alle Tage, was erregt mich denn heute so? Eine unangenehme Kälte durchdrang ihn, er sprang aus dem Wasser, schüttelte sich, hüpfte auf einem Bein und schlug mit den Armen um sich, um warm zu werden.

„Ich glaube, der Kerl gibt jemandem Zeichen“, sagte Unteroffizier C.

„Jawoll, Herr Unteroffizier“, sagte der Obergefreite B.

Aber dem ist doch nur kalt, dachte Funker A.

„Auf alle Fälle hat der Kerl hier nichts zu suchen!“ sagte Feldwebel D., „das Betreten des Strandes ist allen Griechen, auch den Hilfskräften der Station, verboten!“

„Man sollte das Schwein einfach abknallen, Herr Feldwebel!“ sagte Obergefreiter B.

Was, unsern Koch einfach abknallen? dachte der Funker, aber das geht doch nicht!

„Auf alle Fälle muß ich es Herrn Oberleutnant Goltz melden!“ sagte der Feldwebel.

„Aber so springt doch kein normaler Mensch rum, wie der hier rumspringt, der will doch was, Herr Feldwebel!“ sagte der Unteroffizier.

Der Feldwebel schwieg und dachte lange nach. Dann leuchteten plötzlich seine Augen auf, und er sagte: „Herrschaften, ich habe eine Idee!“

Alle sahen ihn erwartungsvoll an. Der Feldwebel entwickelte ihnen seinen Plan. Es sei nicht ausgeschlossen, so sagte er, daß der Koch zu den Partisanen gehöre; andererseits könne man es sich wirklich schwer vorstellen, daß er ein derartiger Bandit sei. Sie hätten daher einerseits das unbestrittene Recht, den Koch hier im Sperrgebiet einfach abzuknallen, aber andererseits wollten sie die Möglichkeit der Unschuld des Kochs nicht außer acht lassen. Er schlage deshalb eine Art Gottesgericht nach altem Brauche vor. Sie sollten aus der Höhle treten und schnell auf den Koch zugehen. Blicke er, wie es sich gehörte, stehen, dann sollte er straflos, sogar ohne Meldung, davonkommen; ließe er hingegen weg, so sollte er als partisanenverdächtiger Flüchtling abgeknallt werden. Mit diesem Plan wäre, so schloß der Feldwebel, der Pflicht, dem Recht und der Großherzigkeit genüge getan.

Der Funker und der Obergefreite, beide nickten zustimmend, aber der Unteroffizier erhob Einspruch. Es erstaunte weder die beiden Mannschaftsdienstgrade noch den Feldwebel, daß der Unteroffizier es wagte, gegen den Plan eines Feldwebels Einspruch zu erheben, denn der Unteroffizier saß in der Schreibstube. Es war sonst nicht üblich, daß Unteroffiziere, die in der Schreibstube saßen, auf solche Kommandos geschickt wurden, aber Oberleutnant Goltz vertrat den Standpunkt, daß ein Schreibstubenunteroffizier auch von Zeit zu Zeit an die Front müsse, und so hatte Unteroffizier C. mit hinausgemußt. Er hatte sich allerdings mit dieser Kommandierung schnell abgefunden, denn er versprach sich von ihr ein willkommenes Abenteuer. So sagte er denn auch zum Feldwebel, er gehe davon aus, daß sie nach dem dreitägigen Stilliegen in Glut und Kälte einen Anspruch auf Entschädigung hätten, und eine wirkliche Entschädigung könne nur eine nasse Sache sein, bei der ein bißchen Blut flösse. Schließlich, so meinte er, lägen sie ja schon das dritte Jahr auf dieser verdammten langweiligen Station, wo nichts geschehe, wo es nicht einmal Weiber gäbe, so daß endlich einmal etwas geschehen müsse, damit sie nicht noch völlig verkämen. Der Plan des Herrn Feldwebel aber, so sagte Unteroffizier C., der gewiß im einzelnen vorzüglich sei, wäre gerade so abgefaßt, daß es unter gar keinen Umständen zu einer Knallerei kommen könne, und damit könne es sich auch um gar kein richtiges Gottesgericht handeln. Natürlich, so fuhr Unteroffizier C. fort, würde der Koch auf der Stelle stehen bleiben, so lange, bis sie ihm erlaubten, wegzutreten. Daher sollte man die Bedingungen für das Gottesurteil umdrehen:



Der Herr Feldwebel solle, so leise, daß der Koch es nicht hören könne, dem Koch den Befehl geben, zur Station zu gehen; bliebe der Koch stehen, so sollte man wegen Befehlsverweigerung auf ihn schießen, lief er hingegen fort, so wäre offenbar wirklich ein Wunder geschehen, und man sollte ihn laufen lassen.

„Was denn“, fragte der Feldwebel, „und wenn er nun zu den Partisanen läuft?“

„Dann natürlich abschießen!“ sagte der Unteroffizier.

„Und wenn er flieht?“

„Abschießen.“

„Aber dann schießen wir ihn ja auf jeden Fall ab!“ sagte der Feldwebel, „das geht doch nicht, das ist nicht korrekt!“

„Gerechtigkeit muß sein, das ist klar!“ sagte der Obergefreite.

„Es gäbe ja auch die Möglichkeit, daß er auf uns zuläuft!“ sagte der Unteroffizier.

„Dann greift er uns doch an, das ist doch klar!“ sagte der Obergefreite, „dann muß es doch erst recht knallen!“

„Aber“, so sagte, durch die freundschaftliche Diskussion zwischen den Dienstgraden ermutigt, der Funker, „aber wenn wir ihn erschießen, wer wird uns denn dann kochen?“

„Diesen Saufraß kann ja jeder Patzer pruzzeln, wir brauchen sowieso endlich einen vernünftigen Koch!“ sagte der Unteroffizier, und hier mußte der Feldwebel zugestehen: „Das ist wahr!“ Mit dieser Bestätigung aber hatte er sich, so schien ihm, endgültig zuviel vergeben. Er hakte sich das Fernrohr ans Koppel. Er flüsterte fast laut: „Was erlauben Sie sich, hier herumzuquatschen!“ Er schrie, leise: „Das verbitte ich mir, verstanden!“ Er sah dabei den Unteroffizier strafend an, und er sagte, die Lage sei völlig klar. Sie würden jetzt heraustreten und vorgehen. Wenn der Kerl stehenbliebe oder – in Teufels Namen – nach der Station zurückginge, so sollte er geschont werden; lief er aber fort, oder lief er auf das Kommando zu, so solle sofort geschossen werden, da es sich dann um den Versuch einer Flucht oder um den eines Angriffs handelte. Der Unteroffizier knurrte deutlich, aber der Feldwebel stoppte mit einer heftigen Handbewegung jede weitere Debatte und stand auf: „Er dreht sich schon herum“, sagte er, „auf, marsch, in Schützenreihe vorwärts!“

Agamemnon hatte wieder, diesmal noch zerrender, das Übernennen der Nerven gespürt. Es war ihm, als ob ihn Blicke hart in den Rücken träfen; er fuhr aus dem Hüpfen herum, seine Fersen malnten im Sand, und, die Füße schräg voran, fiel er hin. Er sah, noch im Fallen, die vier aus der Höhle steigen, und sofort sprang er wieder hoch. Nun ist es soweit, dachte er, nun schnappen sie mich! Er hatte schon manchmal überlegt, was wohl

geschehen würde, wenn sie ihn einmal schnappten, und er hatte immer gedacht, daß er dann ganz ruhig stehenbleiben würde und warten, was die anderen taten. Er hatte gedacht, daß die anderen ihm viererlei tun könnten: ihn heimschicken, ihn beschimpfen und heimschicken, ihn verprügeln und heimschicken, oder – die Deutschen waren dazu fähig – ihm plötzlich auf die Schulter hauen und sagen: „Komm, Agamemnon, altes Schwein, jetzt gehen wir zu dir in die Kantine, einen trinken!“ Etwas anderes hatte er sich nie vorstellen können, so oft er auch sich vorzustellen versucht hatte, was geschehen würde, wenn sie ihn schnappten. Nun hatten sie ihn also geschnappt. Er blieb reglos stehen. Sie werden schimpfen, dachte er, aber er verbesserte sich rasch und dachte: Sie werden mich verprügeln! Aber als die Soldaten, Gewehr an der Hüfte oder Pistole in der Faust und da wie dort Finger am Abzug, drohend heranrückten, weder Schimpf noch Scherz auf den Lippen, da wurde ihm doch angst, und plötzlich fühlte er alle seine Vorstellungen und Gedanken vergehen und fortwirbeln, wie wenn ein Sturm sein Gehirn zause, einen Baum im späten Herbst. Er sah die Soldaten heranstampfen, und er dachte verzweifelt: Du mußt doch etwas tun, du mußt es ihnen erklären, daß kein Wasser auf der Station ist! Aber er war wie gelähmt, die Zunge versagte ihm den Dienst, und er stand da wie ein Stein, und zehn Meter von ihm hielten die Soldaten, und sie standen wie Steine.

Da haben wir's! dachte der Unteroffizier, es ist nun genauso gekommen, wie ich es mir vorgestellt hatte! Nun stehen wir wie dämlich einander gegenüber, und alle Mühe war vergebens! Er blickte mit einem Blick, der spöttisch nach dem Feldwebel schielte, den Obergefreiten an, und der Obergefreite wiederum erwiderte stramm den Blick des Unteroffiziers. Jetzt hätte ich eine Chance beim Unteroffizier, dachte der Obergefreite, jetzt hätte ich eine Chance, wenn ich etwas finden könnte, daß diesen Hund bewegte, wegzulaufen! Er dachte fieberhaft nach, aber es fiel ihm nichts ein. Einmal dachte er daran, langsam das Gewehr zu heben und auf Agamemnon zu zielen, aber dann dachte er, daß dies den Feldwebel verärgern würde, und das durfte natürlich auch nicht sein. Er war wütend auf den Feldwebel. Er dachte: Der mit seiner blödsinnigen Humanitätsduselei verpatzt uns wirklich alles! Er dachte daran, daß dieser Feldwebel einer von jenen dummen Intelligenzlern war und auf seiner Stube Bücher liegen hatte, „Von deutscher Mystik“, so hatte B. einmal einen Titel gelesen. Nun glaubt der Trottel tatsächlich, daß er das wunderbar hingekriegt hat, dachte er. Der Feldwebel dachte das nicht. Er hatte, als er den Vorschlag des Gottesurteils gemacht hatte, einem seltsamen Drange nachgegeben. Der Feldwebel war im Zivilberuf Oberschullehrer; er lehrte Geschichte; sein Spezialfach war das frühe Mittelalter, ein Zeitabschnitt, dessen gesellschaftlichen Bau und dessen Brauchtum er als vorbildlich für ein erneuertes Deutschland ansah.

Er, der sich schon oft überlegt hatte, wie die alten Bräuche zu neuem Leben zu erwecken wären, er hatte, als er den Griechen gesehen und als die Frage nach dessen Schuld oder Unschuld aufgeworfen war, jäh die Gelegenheit zu dem einzigartigen Experiment eines modernen Gottesgerichtes erkannt, eines Experimentes, das – so schien ihm – den Anstoß zu einer Umwälzung der gesamten Justiz hätte geben können. Gerade darum hatte er dieses Experiment unter den einfachsten Bedingungen ablaufen lassen wollen, in klassischer Beschränkung, in der Urform gewissermaßen, und er hatte es rein gewollt, völlig rein, unberührt von allen persönlichen Wünschen und Erwägungen oder gar von privaten Interessen. Es hätte eine große Sache für unser deutsches Rechtsleben werden können, dachte der Feldwebel wütend, aber nun hat dieser Unteroffizier alles verpatzt und mit seiner Abenteuer sucht die Reinheit des Rituals gestört! Wie peinlich ist das nun, wie läppisch, wie blöde! Er dachte, täppisch in seiner Wut, wie man dieses Gottesgericht abbrechen könne, ohne die Autorität der Soldaten vor dem Griechen aufs Spiel zu setzen; aber er dachte auch daran, daß der Unteroffizier sein Abenteuer wollte; und er dachte daran, daß der Unteroffizier im Schreibzimmer Dienst tat. Und er dachte daran, daß er dem Oberleutnant Goltz seinen Einfall, das Gottesgericht, melden wollte und daß er dies nicht tun könnte, wenn sich die Affäre ins Lächerliche zöge, und plötzlich hatte er Angst, daß Oberleutnant Goltz von dieser dummen Affäre erfahren könnte, und diese Angst machte ihn vollends ratlos.

So standen sie da, die drei, verdrossen, abwartend, wütend; der junge Funker hingegen ging ganz in seiner ihm anbefohlenen Aufgabe auf, und er empfand, je länger er vor dem Koch stand desto betörender, ein eigenartiges Gefühl, ganz eigenartig, glücklich, berauschend; ein Gefühl, wie er es in dieser Wucht noch nicht erfahren hatte. Er entsann sich, ein ähnliches Gefühl empfunden zu haben, als er zum erstenmal ein richtiges Gewehr in der Hand gehalten und dessen stählerne Last in der Handfläche gefühlt und dessen Lauf in der Sonne blitzen gesehen hatte. Es war ein herrliches Gefühl gewesen, herrlich, herrisch, ein wahrhaftes Herrengefühl, und er hatte, wie unter einem Zwang, das Schloß aus dem Gewehr genommen und war ans Kasernenfenster getreten, und dann hatte er durch den gedrehten blinkenden Lauf auf die Straße hinabgesehen, und er hatte unter den vielen schlendernden Spaziergängern ein Mädchen gesehen, und das Mädchen hatte heraufgesehen, und A. hatte sein Gewehr abgesetzt, und sie hatte ihn gesehen, wie er das Gewehr hielt, und sie hatte gelächelt, da sie ihn angesehen, und er hatte gedacht, wie er von nun an in ihrer Phantasie fortleben würde: Als Held, mit Waffen behangen, ein Krieger, der in die großen Schlachten eilt! Da hatte er das Gefühl gehabt, erst in diesem Augenblick wahrhaft zum Manne geworden zu sein, und nun entsann er sich dieses Bildes wieder und

dieses ihres Blickes, und er empfand dies Gefühl wie damals, nur stärker, brennender und zwingender. Wenn sie mich jetzt hier sehen könnte, dachte er, wenn sie mich jetzt hier sehen könnte, wie ich hier stehe, mit meiner Waffe vor dem Besiegten! Und er faßte das Gewehr fester.

Agamemnon hatte wie betäubt gewartet, daß sie schießen würden, und er hatte im Fleisch der linken Brust ein Brennen gespürt, als ob die Kugel schon in ihrem Bette sich wälze. Während er diesen Schuß erwartete, hatte er in den Heranstampfenden nur eine marschierende graue Mauer gesehen, ohne Hände und ohne Gesichter, eine steinerne stumme Mauer, und plötzlich drückte ihm die Angst die Luft ab, und da hatte er wieder das Gold unter Wasser gesehen, und es war ein goldener Kreis, wie ein Heilighen, um jede Waffenmündung geschlagen, ein Schein mit einem Glanz, der die Augen versehrte. So standen sie ganz in Gold, es war das frühe Sonnenlicht, das von den Gewehren schoß, und der Koch war geblendet. Er sah gar nichts mehr, in seinen Augen stach es, seine Brust brannte, und sein Herz setzte zögernd aus. Da dachte er, wie zum Abschied: Und wer soll ihnen Mittag kochen, wenn sie mich erschießen? Da er dies dachte, war er mit einem Male sicher, daß ihm gar nichts geschehen könnte und daß alles auf einen großen Spaß hinauslaufen würde. Da löste sich auch vor seinen Augen der tödliche Block in einzelne Gestalten auf, und er sah mit Freude, daß diese Gestalten gerade jene Soldaten waren, die er am meisten liebte und von denen er annahm, daß auch sie ihm besonders gewogen wären. Nun sah er das Gold der Sonne, das funkelnd an den betauten Käppis zersprang, und ein jeder von ihnen sah aus wie der große General.

Wahrlich, es sind Götter! dachte er, fast entzückt, und nach der Todesangst war sein wieder schlagendes Herz prall vor Freude, daß von diesen Hohen, die von den fernen Bergen, vom grauen nordischen Himmel heruntergekommen waren, hier nicht die Furchtbaren, die Zürnenden und Strafenden vor ihm standen, sondern die Wohlmeinenden, die Schutzgötter. Da war der Feldwebel D., der jedesmal, wenn Agamemnon ihn begrüßt, zum Dank nicht nur, wie üblich, beiläufig mit dem Kopfe genickt oder an den Mützenschirm getippt, sondern höflich salutiert hatte; da war der Unteroffizier C., der zwar gern herumschrie und strafte, der aber dennoch immer dafür sorgte, daß für den Küchendienst genügend Hilfskräfte aus den Reihen der deutschen Soldaten zur Verfügung standen, da war der Obergefreite B., der so großzügig Bier ausgab und der sich nicht scheute, auch einmal zuzupacken, wenn etwa eine Kiste zu verladen war; und da war vor allem der Funker A., der Schöne, Lächelnde, Gelockte: Er, den Agamemnon nicht ansehen konnte, ohne gerührt zu sein. Jetzt wieder: Wie stand er vor ihm! Die hohe Gestalt gelockert, sonnenvergoldet das Haar, und aus der grauen Uniform wuchs das gesunde gebräunte Fleisch wie strotzendes Leben aus



dem tauben Felsen! Die Finger, die schmalen, wie schön sie um den metal-  
lenen Bügel lagen, über dem braunen Holz auf dem grauen Stoff! Dieser  
kühne, harte Mund unter diesen träumenden Augen!

Agamemnon dachte, daß alle diese deutschen Soldaten so seltsam waren,  
so hart und träumerisch zugleich: hart am Tag, wenn sie brüllten: „He,  
Mensch, Grieche, komm her!“ und träumerisch, wenn sie dasaßen, in den  
Nächten, wenn der Mond schien, und lauschten, wie das Meer schlug, und san-  
gen. Ach, es war ein seltsamer dunkler Gesang, und Agamemnon liebte  
ihn, wie er diese kräftigen, gesunden, sauberen Jünglinge liebte. Er dachte,  
während er auf die Hand des Funkers sah, wie sie an die Hüfte gepreßt lag,  
daß er einmal, im Kantinengedrange, es gewagt hatte, mit seiner Hand diese  
Stelle an der Hüfte des blonden Gottes zu berühren. Er spürte in seiner  
Handhöhle wieder wie damals dies erregende Gefühl, als stieße eine stahl-  
federnde harte Halbkugel aus der Luft gegen seine Haut; in seine Knie kam  
eine Schwäche, und seine Hand zitterte. Er wollte jetzt, diesen Augenblick,  
das Auge des Jünglings sehen, und wenn er bisher aus eigenem Entschluß  
nie gewagt hatte, den Göttern ins Auge zu sehen und immer sein Auge ge-  
senkt hatte vor ihnen, so hob er jetzt den Kopf und sah dem Funker ins  
Auge und lächelte.

Wie dieser Kerl mich feige anfleht! dachte A. Wie der mich anstiert, der  
stinkt ja vor Angst! Er sah, wie der Grieche in den Knien schwankte und  
wie ihm die Hände zitterten, und er sah den Blick, wie er schnell aus seinen  
Augen huschte, und er hörte den Koch sagen, heiser, mit brüchiger Stimme:  
„Nu – Kameraden, guten Tag –“, und er hörte diese Stimme, ratlos vor dem  
Schweigen verstummen, und plötzlich dachte er, daß er ja nur ein Glied  
seines Fingers zu rühren brauchte, und dieser Mensch läge da, ausgelöscht,  
vor ihm. Ich brauche es ja nur zu wollen! dachte er, ein Blitz meines Wil-  
lens nur, und sein Leben ist hin! Er bewegte, ein wenig, ein klein wenig nur,  
den Finger am Hahn, und er spürte den stählernen Widerstand des Hahnes,  
und er mußte plötzlich denken, daß sein Finger bewegt würde von gestreif-  
ten Muskeln, die unter dem Einfluß des Bewußtseins standen, im Unter-  
schied zu den glatten Muskeln, die sich den Bemühungen des Bewußtseins  
entzogen, und er sann einen Augenblick nach dem lateinischen Namen dieser  
verschiedenen Muskeltypen, aber er kam nicht auf diese Namen. Während  
sein Gehirn schon mechanisch weiter suchte, dachte er: Es ist ja nicht nur  
einfach sein Leben, das in meiner Hand ist! Ich kann ihn ja nicht nur um-  
legen, ich kann alles aus ihm machen, ich brauche nur ein bißchen tiefer oder  
höher zu halten! Ich kann ihm das Geschlecht wegnehmen, ich kann ihn lahm  
machen oder blind oder taub oder zu einem Wrack, das sich in seinem Kot  
wälzt, oder ich kann ihn auch begnadigen, daß er mir diene. Ich könnte ihm  
das Leben lassen, und er müßte mir, sagen wir, täglich die Stiefel wischen

oder meine Wäsche waschen, oder, wenn ich auf Wache stehe, so müßte er herumhüpfen auf einem Bein, wie eben, um mich zu unterhalten und mit den Armen schlagen, und ich würde ihn hüpfen lassen, bis er umfiele!

Da stieg ihm aus der Registratur seines Gehirns ein lateinischer Name auf; aber es war nicht der Name des Muskelsystems, den er gesucht hatte, es war ein anderer, ein tönenderer: Deus, dei, dröhnte es: Der Gott, die Götter! Der junge Soldat erschauerte. Was ist denn das überhaupt für ein Gottesgericht? dachte er, welcher Gott soll denn da richten? Er hob und senkte das Gewehr ein wenig. Wir richten! dachte er. Wir sind die Götter! dachte er.

Wir! – Da sah er auf einmal das Meer, ganz grün, wie Stein, und er sah weit über das Meer hinaus, und hinten, wo der Horizont hell war, sah er Land heraufkommen; es eilte herauf, immer höher, schräg, eine riesige Fläche: Dies Europa, auf dem sie standen, dies Europa mit seinen Bergen und Wäldern und Inseln und Küsten, und überall, so sah er, standen sie da, Menschen wie er, Söhne seines Volkes, und hatten das Gewehr angelegt auf die anderen Völker, die vor ihnen im Staub lagen, und überall waren sie die Herren über Leben und Tod. Der Führer hat uns zu Göttern gemacht! dachte er, und er dachte, wie sein Leben wohl verlaufen würde, wenn der Führer nicht da wäre. Er würde, so dachte er, jetzt studieren, Rechtswissenschaft wie sein Vater, und er würde Richter werden oder Staatsanwalt und zu den Honoratioren seiner kleinen sächsischen Heimatstadt gehören, und er würde am Stammtisch sitzen und Bier trinken und fachsimpeln, nachdem er tagsüber hinter den Schranken des Gerichts seine Pflicht getan hätte, und wen würde er schon vor seinen Schranken gehabt haben: Zänkische, kleine Betrüger, Schwindler, Streithähne, Klatschbasen, Erbschleicher, Baumfrevler, Bettler und Hausierer, was für läppische Fälle! Einmal würde er dann nach dem Rhein fahren, zur Hochzeitsreise, und er würde eine Frau haben, brav, und Kinder, brave, von ihr, und vielleicht würden sie auch einmal nach Norwegen fahren oder nach Italien mit der KdF, aber dann dachte er, daß, wenn es keinen Führer geben würde, es auch keine KdF geben und er doch nicht nach Norwegen oder Italien kommen würde. Aber es gab ja einen Führer, Gott sei Dank, und so stand er jetzt hier, er, der Neunzehnjährige, auf griechischem Boden, ein Waffenträger, ein Held in den Träumen der Mädchen, und er war noch nicht ein Jahr Soldat, und er hatte schon Ragusa gesehen und Split, das zauberhafte Split, und die Rosentäler Bulgariens hatte er gesehen und den Olymp, die Thermophylen und die Akropolis, und nun stand er in Pelops Land, er, Euph Orion, und vor seinem Gewehrlauf hatte er einen Menschen, über dessen Leben und Tod er die Würfel warf. Jetzt erst geht mir der Sinn dieses Krieges auf! dachte er, und sein Finger zuckte wieder am Abzug.

Agamemnon hatte auf eine Antwort nach seinen Begrüßungsworten gewartet, aber er sah als Antwort nur, daß unter den Schweigenden der Funker nach dem Abzug tastete, und jäh erkannte er, daß das kein Spaß war und daß die Wohlmeinenden offenbar gekommen waren, um zu strafen, und daß der Niedrigste von ihnen, der Funker, ihm diesen Willen andeuten sollte. Er ahnte, daß sie etwas von ihm wollten und daß sie auf das lauerten, was er tun würde, und daß davon sein Schicksal abhinge, und er mühte sich verzweifelt ab, den unerforschlichen Willen der Götter zu ergünden. Er fühlte, daß ihm da eine Art Probe gestellt wurde, aber welche nur war es, welche! Reden durfte er offenbar nicht, und auch näher treten durfte er nicht, er wußte, daß das die Götter nicht liebten, und weglaufen, das durfte er schon gar nicht! Was sollst du aber sonst nur tun? dachte er verzweifelt. Er sah wieder, mit halbem Auge, Rauch auf den Bergen, einen steigenden weißen Baum mit wallender Krone, und da dachte er, daß die Soldaten von den Partisanen wußten und daß sie in ihm doch, so absurd es auch war, einen Partisanenhelfer vermuteten. Er wollte schnell erklären, daß er kein Partisan sei, aber im letzten Augenblick fuhr es ihm durch den Kopf, daß er sich dadurch erst recht verdächtig machen würde, und zugleich sah er, daß die Soldaten die Partisanen gar nicht sehen konnten, weil sie mit dem Rücken zum Berg standen. So blieb er stehen, stramm, mit schon halboffenem Munde. Da sah er, wie der Feldwebel die Lippen bewegte, um den Mund zu öffnen. Er dachte entsetzt, der Feldwebel wolle das Kommando zum Schießen geben, und er wußte, daß jetzt etwas geschehen mußte, das Verhängnis aufzuhalten, und plötzlich wußte er, was geschehen mußte: Ein Spaß mußte sein, ein großer Spaß für die großen Götter, ein Spaß, ein Spaß! Er schrie: „Ich baden, Kameraden, ich viel waschen, ganz sauber!“, und er sprang ins Meer und fiel länglang platschend hin, und da pfiff schon eine Kugel über seinen Kopf und klatschte dicht hinter ihm ins Wasser.

„Feuer einstellen!“ brüllte der Feldwebel. Er hatte eben die verfahrenre Situation beenden und den Rückmarsch zur Station mit Agamemnon befehlen wollen, da war der verrückte Koch ins Wasser gesprungen, und Obergefreiter B. hatte geschossen. A., der Funker, hatte nicht geschossen. A. ärgerte sich maßlos, daß er nicht geschossen hatte. Agamemnons Sprung ins Wasser hatte ihn verblüfft, denn eine Bewegung in dieser Richtung war im Kalkül ihres Gottesgerichtes nicht vorgesehen gewesen. Dieser B. war wieder einmal eher auf Draht als ich! dachte er ein wenig neidisch, aber doch mehr böse auf sich selbst, und er dachte: Aber ich hätte sicher getroffen, todsicher!

Agamemnon lag im flachen Wasser. Sein Mund war auch im Wasser, er konnte gerade durch die Nase atmen, aber die Nase war verstopft; er bekam zuwenig Luft; sein Herz raste; aber er wagte nicht, den Kopf zu

heben. Was soll ich denn tun? dachte er unaufhörlich. Was soll ich denn tun? Und dieser Satz klapperte in seinem Kopf wie eine Gebetmühle, und, diesen klappernden Refrain im Hirn, entschluslos im Wasser, fast irr vor Todesangst, sah er sein Leben an seinem Auge vorüberjagen. Es war ihm, als hätte er immer unter Wasser gelebt, von unsichtbaren Lasten gedrückt, die ihm den Atem abwürgten und ihm Dunkel vor die Augen schoben, und die Tage wären über ihn hinweggefahren wie bittere Wellen. Er sah das Hafenviertel von Korinth, darin er aufgewachsen war in all dem Elend und der schwarzen Not, aus der er immer herausgewollt, aber nie herausgefunden, bis sie gekommen waren, diese Deutschen, mit ihrem großen goldenen General, der ihn herausgehoben aus der Masse am Markte und der seine Kuchen gekostet und befohlen, ihn, Agamemnon, als Koch und Bäcker einzustellen. O ihr Tage in der Nähe der Götter! Sie jagten an Agamemnon vorbei, diese Tage auf der Station, von dem Augenblick, da er das erste Mal die weiße Schürze des Kochs um den Leib hatte, bis zu dem Augenblick, da die Soldaten aus der Ölbaumhöhle getreten, und Agamemnon dachte einen Augenblick, es sei alles ein Traum und die Soldaten ständen weißgekleidet als Köche da, traumhaft, auf den goldenen Steinen; da sah er die Steine nicht mehr, da rann ihm Wasser ins Ohr, da würgte ihn bitteres Wasser im Mund, da trommelte ihm die schlechte Luft im Blut, und sein Kopf drohte zu platzen. Er mußte den Kopf ein wenig heben, er konnte nicht mehr, er hob den Kopf höher, ein Stückchen, und die Augen blinzelten im Licht, und sie sahen, ungeheuer und blendend die schwarzen Schäfte der schweren Soldatenstiefel, viermal dies Paar, blendende Stiefel, unterschiedslos, und da dachte Agamemnon noch, wer von diesen Göttern auf ihn geschossen hatte und wer noch auf ihn schießen würde, aber er sah nur die gleichen Stiefel, und er wußte keine Antwort, und die Gebetmühle klapperte weiter, verzweifelt und hohl: Was soll ich nur tun?

Was soll ich tun? hatte auch der Obergefreite B. gedacht, nachdem er geschossen hatte; und er hatte automatisch das Schloß des Gewehres herausgerissen, und er hatte die ausgeschossene Patronenhülse herausspringen und aufklappern gehört; er hatte mechanisch neu geladen und ebenso mechanisch gedacht, ob er ein zweites Mal schießen sollte. Da hatte er das „Feuer einstellen!“ gehört. Er hatte da noch nicht gewußt, ob er den Koch getroffen hatte oder nicht, aber als der Feldwebel kommandiert hatte, da hatte der Gedanke ihn angefallen: Mein Gott, und was ist, wenn ich jetzt getroffen habe? Es war dies sein erster Schuß gewesen, den er auf einen Menschen abgefeuert hatte, und er erkannte plötzlich das, was er bislang nicht gewußt: Daß er mit dem Krümmen seines Zeigefingers über Leben und Tod eines Menschen entschied. Da er dies begriff, tauchten, ihm noch nicht bewußt, frühe Bilder herauf, rote, von Menschen, blutenden, wie sie auf Bah-

ren geschleppt wurden, und von Menschen, wie sie verblutend auf dem Straßenpflaster gelegen und wie sie vor der Wohnung seines Vaters, einem Keller im ärmsten Arbeiterviertel von Barmen, gelegen hatten; Tote, über die ihn der Vater hatte hinwegheben müssen, als Uniformierte ihn mit dem Kind aus dem Keller trieben, und er hatte, aus Vaters Armen herab, ein zerschmettertes Gesicht gesehen, und Vater hatte, gehetzt, Worte gesagt, die das Kind nicht verstanden, und Schüsse waren, unaufhörlich, die durch die Gassen knallten, und von denen hatte er verstanden, daß sie den Tod brachten und Gesichter so zerschmetterten wie das, das er gesehen hatte. Dann hatten sie den Vater auf einen Lastwagen getrieben, und viele andere hatten sie auf Lastwagen getrieben, und die Lastwagen waren weggefahren, und der Junge war allein geblieben, in der kalten Gasse mit den Toten auf dem Straßenpflaster und den Schüssen, die gegen die Mauern klatschten, und dann waren Unbekannte gekommen und hatten das Kind mit sich genommen in ein Waisenhaus. Das alles wurde dem Obergefreiten nicht bewußt, aber es war da, tief in der Seele, eine Ahnung daran war lebendig, und sein Schuß hatte den Obergefreiten bis in die Tiefen der Seele aufgewühlt. Mein Gott, hoffentlich habe ich ihn nicht getroffen! dachte er zu seinem Erstaunen. Er wandte mit Angst, die rasend wuchs, die Augen dem Wasser zu, und als er den Koch liegen sah, lebendig, atmete er tief auf. Er wußte nicht, wie ihm geschah, aber er mußte unter einem unentrinnbaren Zwang daran denken, wie das aussähe, wenn der Koch vor seinen Füßen läge mit einem Loch in der Stirn, im roten Wasser, und graue Lider über den erloschenen Augen. Nein, das wäre kein ehrlicher Kampf gewesen, dachte er, von Ekel gepackt mit sich selbst hadernd, ich hätte keine Ehre damit eingelegt! Er sah gerührt das sauber gefaltete Kleiderbündel und die Schuhe, wie sie korrekt danebenstanden, die Spitzen in einer graden Linie, und er dachte, daß die Partisanen doch nie solche Zucht und Ordnung beweisen könnten, wie er sie vor Augen sah, und wie schade es gewesen wäre, wenn er einen Menschen, der schon soviel vom preußischen Geist gelernt, erschossen hätte. Nun war er froh, nicht getroffen zu haben, ja er schämte sich insgeheim seines Schusses, aber er dachte doch zugleich, wenn auch nur flüchtig, daran, daß der Unteroffizier seinen Schuß als einen Beweis entschlossenen Handelns werten würde. Das stimmte ihn froh, denn er brauchte die Gunst des Unteroffiziers: Er wollte vorankommen in seiner militärischen Laufbahn, und der Unteroffizier, der in der Schreibstube saß, spielte eine nicht unbeträchtliche Rolle bei seinem Vorwärtsgang. Zugleich aber dachte er auch daran, daß der Unteroffizier gekränkt sein könnte darüber, daß ein Obergefreiter entschlossener als er, der Unteroffizier selbst, gehandelt hatte und daß, schrecklich zu denken, der Unteroffizier ihn bei Oberleutnant Goltz anschwärzen könnte. In der Tat war der Unteroffizier gekränkt, daß



der Obergefreite sich als der Entschlossenste von den vieren erwiesen hatte, und er nahm sich vor, es ihm einmal bei Oberleutnant Goltz empfindlich entgelten zu lassen. Doch das Gekränktheit wurde überspielt von dem Vergnügen, nun mit dem Griechen da im Wasser einen großen Spaß zu machen, und der Unteroffizier bereitete sich auf diesen Spaß vor. Dieser Spaß hier war besonders schön, weil es ein Spaß war, den er sich in Deutschland nicht einmal mit den jüngsten Rekruten erlauben konnte.

Jetzt werden wir aber einmal ein richtiges Gottesgericht mit dir durchführen, mein Freundchen! dachte er entzückt, und er überlegte schon, welche Befehle er geben sollte, um den Griechen, wie er sich auszudrücken pflegte, fertigzumachen. Jetzt wirst du ein richtiges preußisches Gottesgericht kennenlernen, Freundchen! dachte er, und er kam zu dem Entschluß, Agamemnon eine Viertelstunde lang, nur ein Viertelstündchen, durchs Wasser robben zu lassen, ins Meer hinein und wieder heraus mit zwei Atempausen, und er dachte, daß er neben Agamemnon hergehen werde, solange der robbte, eine Viertelstunde lang, mit zwei Atempausen, und er dachte weiter, daß, falls Agamemnon diese Viertelstunde wirklich durchstünde, er dem Koch in Zukunft ein guter Freund sein würde. Wenn der das aushält, dann zahl' ich dem alten Säufer soviel Wein, wie er schlucken kann, aber erst soll er mal Wasser schlucken! dachte er. Er lachte vergnügt; es war das erste Mal in den drei Jahren seines Stationsdienstes, daß er aus voller Seele vergnügt war; und wenn er, der vom flachen Land kam, das Meer bisher nicht geliebt hatte, so war er nun bereit, sich mit dem Meer auszusöhnen, wenn es derartige herrliche Späße gestattet.

„Kopf unters Wasser, Kerl!“ schrie er, da er sah, daß Agamemnon den Kopf ein Stückchen hob, aber gleichzeitig befahl der Feldwebel dem Griechen: „Stehen Sie auf!“ Der Grieche, dem beide Kommandos gleichzeitig in die Ohren knallten, blieb liegen. „Stehen Sie auf!“ wiederholte der Feldwebel, und er befahl, schreiend zum drittenmal: „Steh auf, Mensch!“, und er stampfte in höchster Ungeduld mit dem Stiefel.

Agamemnon stand auf. Er stand im Wasser. Seine Hosen troffen vor Wasser, und Wasser lief ihm aus den stränigen Haaren über den nackten Rücken in die nassen Kleiderbäusche um den Bauch. Ihm war kalt. Er klapperte. Er atmete keuchend. Das Wasser im Ohr drückte, und in seinem Mund schmeckte er das bittere Wasser, das zum Brechen reizte. Die Soldaten standen wenige Schritte vor ihm, und sie schwiegen noch, und die Gewehrträger hielten ihr Gewehr hüfthoch, und die Pistolenträger hielten die Pistolen in ihren Fäusten. Das Gewehr des Obergefreiten rauchte. Also der hat geschossen, dachte etwas in Agamemnon. Er sah auf den Faden Rauch, der aus der Mündung stieg. Er sah nur diesen Faden Rauch.

„Was machen Sie hier?“ fragte der Feldwebel.

„Ich hier gebadet“, sagte Agamemnon, und er sah den Faden Rauch aus dem Gewehr wachsen wie einen weißen Baum.

„Sie wissen, daß das Betreten des Strandes allen Griechen verboten ist?“

„Jawoll“, sagte Agamemnon, „aber auf Station kein Wasser!“

„Das ist ja scheißegal!“ brüllte der Unteroffizier. „Du Schwein bist Partisan, was?“

„Nein, nein, nein“, wimmerte Agamemnon. Die Landschaft vor seinen Augen war ein einziges Rot, Blutrot: Die Berge, auf denen die Sonne brannte. Die Berge verbrannten, der Rauch trieb zum Himmel. Da sah er, was sie nicht sahen: Die Partisanen kamen vom Gebirge herunter. Er hörte den Unteroffizier wieder brüllen: „Du Hund, gesteh, du bist mit den Partisanen, gesteh!“, und er dachte, der Unteroffizier würde jetzt schlagen, mit der Maschinenpistole, und er duckte sich. Für einen Augenblick durchzuckte ihn die Hoffnung, daß die Partisanen die Station überwältigen und vernichten und ihn retten würden, aber, kaum gedacht, war die Hoffnung schon verworfen: Wer sollte diese Götter schon besiegen? Etwa die schmutzigen Ziegenhirten und Zwiebelbauern, die nach dem verdorbenen Mais stanken, den sie fraßen; diese Elenden, aus deren Schar er aufgestiegen war bis in die Hüftnähe der Götter! Nein, er glaubte daran, da war keine Rettung, die Götter waren stärker, er glaubte an die Götter, er gehörte auf ihre Seite, und da begriff er, wie wahnsinnig er gewesen war, mit diesen Göttern spaßen zu wollen, und er begriff, was endlich, endlich seine Pflicht war, die Pflicht, die sie von ihm erwarteten und die einzig ihm das Leben retten würde! Vielleicht auch, so erkannte er, hatten die Götter alles nur inszeniert, um seine Treue zu prüfen, und sie gaben ihm jetzt eine letzte Frist; nach dem Warnschuß gaben sie ihm noch eine Frist als Chance, denn sicher war dies ein Warnschuß gewesen; undenkbar, daß die Götter nicht trafen, wenn sie nur wollten! Gott, warum habe ich ihnen denn nicht schon längst gesagt, was ich auf den Bergen sehe, dachte er, und er sah schon einen Wald von Rauch.

Er schrie: „Kameraden – die Partisanen –“, und er trat schnell vor sie hin, mit ausgestreckter Hand in die Bergeweisend, und da sah er noch, wie ein Gewehr hochflog und auf ihn zu, und er hob die Hände vor die entsetzten Augen und sprang zurück und brüllte: „Nein!“, aber er hörte sich nicht mehr, er hörte nur mehr einen brüllenden Donner, wie der ihn mit Dunkel begrub.

A. setzte das Gewehr ab. Eine heiße Woge rollte durch sein Blut. Jetzt war ich der erste! dachte er und dachte immerzu: Ich war der erste, ich! Vor ihm, in den Schaumflocken am Strand, lag auf dem Bauch, zusammengekrümmt, blutverströmend der stöhnende Koch.

„Idiot!“ hörte A. den Feldwebel schreien, „verfluchter Idiot, war das

nötig?“ Wieso, dachte A., ich habe doch nur seinen Befehl ausgeführt? „Verfluchter Idiot!“ schrie der Feldwebel ein drittes Mal. Das ist ja ein glatter Mord! dachte er im Schreien, aber da hörte er eine Stimme in ihm ganz laut und ruhig sagen: Aber so war es ja befohlen, Funker A. hat pflichtgemäß gehandelt! Da trat dem Feldwebel Schweiß auf die Stirn, und seine Lippen zuckten. Es war die Stimme des Oberleutnants Goltz, die er gehört hatte, und er wußte, daß er den Funker niemals hätte anschreien dürfen, sondern ihn hätte belobigen müssen, ihn, den einzigen, der sich befehlsgemäß verhalten hatte. Verstört blickte der Feldwebel in das verkniffene Gesicht des Unteroffiziers, und er dachte hastig: Großer Gott, der meldet das doch alles dem Oberleutnant Goltz, und dann sitze ich in der Tinte. Oberleutnant Goltz spaßt nicht mit Vorgesetzten, die weich werden. Er schaute schnell auf den Obergefreiten; der hatte sich gebückt und mühte sich um den Koch. Auch er handelt richtig, und ich tue nichts, dachte der Feldwebel, und er verwünschte diese seine Idee des Gottesgerichts; er verwünschte sie und seinen Beruf und seine Neigungen, und er hätte alles hingegen, um nicht den furchtbaren Gang, den Gang zum Oberleutnant Goltz, der ihm bevorstand, machen zu müssen. In dieser Kompanie bin ich erledigt! dachte er. Und was, so dachte er, wenn Oberleutnant Goltz ihn vor ein Militärgericht stellte wegen Versagens vor dem Feind? Was soll ich tun? dachte der Feldwebel verzweifelt, und der Blick des Unteroffiziers wich nicht von seinem Gesicht, und da wußte der Feldwebel, daß der Unteroffizier als Sieger aus dieser Sache herausgehen würde. Da plötzlich, zu dieser Angst, packte den Feldwebel das Grauen.

Der Koch hatte aufgehört zu röcheln, und es war, einen Pulsschlag lang, völlige Stille. Alle fuhren sie auf, und da hörten sie schon seltsame Geräusche in der Luft wie Platzen und Tacken, und sie lauschten, stumm, und da hörten sie in das Platzen und Tacken hinein nun auch ein gleichmäßiges Rattern, und sie sahen, fern auf den Bergen Rauch und Bewegung, und da war das Rattern schon nah.

„Sofort zurück zur Station!“ befahl der Feldwebel aufgeregt.

„Und der Koch?“ fragte der Obergefreite B.

„Was ist mit ihm?“ fragte der Feldwebel.

Der Obergefreite schwieg.

„Ist er tot?“ fragte A.

„Ja“, sagte der Obergefreite, „er ist tot.“

„Die Station brennt!“ brüllte der Unteroffizier.

Sie sahen Flammen und Rauch über den Berg wallen, hinter dessen Kuppe die Station lag. Sie sahen sich entsetzt um, und sie sahen nur den öden Strand und das Meer mit dem flockigen Schaum, darin der Tote lag.

„Zur Station zurück!“ schrie der Feldwebel, „das ist die einzige Rettung!“

Sie rannten den Berg hinauf, aber da schlug ihnen von der Kuppe herunter schon die Salve eines unsichtbaren Maschinengewehrs entgegen, und sie fielen, der Feldwebel D. zuerst, und über ihn stürzte der Obergefreite B., und dann fiel der Unteroffizier C. und dann der Funker A., der noch gesehen hatte, wie der Feldwebel hintenüber gefallen war, und dem seitdem nur noch die Frage im Hirn sich brüllend gedreht hatte: Um Gottes willen, was ist denn das, was ist denn, was ist . . .

*Jens Gerlach*

## VOM ARMEN MANN

*So bist auch du in diese Welt gekommen:  
Als kleine Nebensache, etwas Schleim.  
In schwarzer Stunde bist du losgeschwommen  
Und hast in weicher Wärme Platz genommen  
Und warst beharrlicher als Tischlerleim.*

*Der Mond hat zu- und wieder abgenommen.  
Du bist gewachsen trotz der Gegenwehr.  
Im Morgengrauen bist du dann gekommen;  
Man hat dich an die leere Brust genommen,  
Doch wo nichts ist, da gibt sich auch nichts her.*

*Du wuchsest mühsam, lerntest Hunger kennen.  
Die weiße Milch, die blieb nicht lange weiß.  
Denn Blut ist rot, und hilft nicht Fluch noch Flennen:  
Mit schwarzer Koble nur kann's Feuer brennen,  
Und wo nicht Koble ist, da wird's nicht heiß.*

*Will wer es warm, muß er die Hände rühren,  
Daß Brot im Schrank ist und im Ofen Glut.  
Doch wer nichts hat, wird seine Armut spüren,  
Da hilft kein Betteln: Feuer muß man schüren!  
Doch Frost und Hunger schüren's Feuer gut.*

*Du gabst als Mann dann einer Frau die Hände,  
Doch diese Hände war'n schon nicht mehr dein,  
Und nicht der Ofen, nicht die morschen Wände,  
Und kaum ihr Lächeln und kaum ihre Lende:  
Ihr hattet nichts, nicht mal euer Gebein.*

*Im gelben Sommer bellten die Gewehre.  
Sie drückten dir die Knarre in die Hand.  
Blutrot der Himmel, blutrot alle Meere!  
Und wer da meuterte im grauen Heere,  
Den stellten sie des Morgens an die Wand.*

*Gejagter Jäger in der großen Meute,  
Hast du geschossen, daß man dich nicht schoß.  
Es waren Fraß und Feuer deine Beute  
Und wen der Raub von Fraß und Feuer reute,  
Des Leib die fremde Erde bald umschloß.*

*Der Tod war vorne und er war im Rücken;  
Da stand ein Oberst, der hat euch bewacht.  
Du lagst im Staub, doch nicht zum Blumenpflücken –  
Es gab nur Splitter, Schreie, Dreck und Stücken  
Zeretzter Männer in der langen Schlacht.*

*In der Etappe ward ein Weib erschlagen.  
Es trug ein Kind und lag dann tot im Staub.  
Du hast geschwiegen, wolltest aber fragen,  
Jedoch der Mörder trug an seinem Kragen  
Ein schwarzes Kreuz mit etwas Eichenlaub.*

*Und wieder Angst im Schlachthaus der Granaten!  
Und eines Tages ist es dann geschehn:  
Es hat dein Blut gedüngt die Unkrautsaaten,  
Doch selbst der Tod hat deine Not verraten  
Und auch den Oberst hat er nicht gesehn.*

*Du kamst nach Haus. Die Frau lag in den Wehen.  
Quer durch die Kammer dröhte dumpf dein Schritt.  
Die Nacht kam rot. Die Kammer blieb nicht stehen.  
Im Sturm der Bomben starb die Frau, im Gehen  
Nahm sie das Kind ins schwarze Jenseits mit.*



*Mit deinem Spaten hast du lang gegraben.  
Dann hast du blind die tote Stadt durchirrt.  
Der Tag blieb schwarz. Die ausgebrannten Waben  
Der Fenster schrien. Rauchfetzen sind wie Raben  
Um Stock und Stein und deine Stirn geschwirrt.*

*Du bist getaumelt durch verbrannte Stunden,  
Durch rote Brände und durch schwarzen Staub.  
Und deine Hand, bedeckt mit Blut und Wunden,  
Hielt noch den Spaten – du hast ihn gefunden,  
Den Mann mit schwarzem Kreuz und Eichenlaub.*

*Da kam kein Wort, da blieb nichts mehr zu fragen.  
Du schlugst dem Oberst seinen Schädel ein.  
Der Schlag traf gut, es splitterte der Kragen –  
Sie haben ihn mit Pomp zur Gruft getragen,  
Du aber lagst in Ketten und in Stein.*

*In später Nacht, der Morgen kam von ferne,  
Da haben sie dich zu der Wand gebracht.  
Hoch überm schwarzen Rücken der Kaserne  
Brüllten die Fröste der Milliarden Sterne –  
Du warst ein Mensch. Und deiner sei gedacht.*

## VERGELTUNG

M itteleuropäische Zeit 13.01.  
Lasset die Kindlein zu mir kommen.

Als die erste Bombe fiel, schleuderte der Luftdruck die toten Kinder gegen die Mauer. Sie waren vorgestern in einem Keller erstickt. Man hatte sie auf den Friedhof gelegt, weil ihre Väter an der Front kämpften und man ihre Mütter erst suchen mußte. Man fand nur noch eine. Aber die war unter den Trümmern zerquetscht.

So sah die Vergeltung aus.

Ein kleiner Schuh flog mit der Bombenfontäne in die Luft. Das machte nichts. Er war schon zerrissen. Als die emporgeschleuderte Erde wieder herunterprasselte, begann das Geheul der Sirenen. Es klang, als beginne ein Orkan. Hunderttausend Menschen spürten ihr Herz. Die Stadt brannte seit drei Tagen, und seitdem heulten die Sirenen regelmäßig zu spät. Es war, als würden sie absichtlich so in Betrieb gesetzt, denn zwischen dem Zerbomben brauchte man Zeit zum Leben.

Das war der Beginn.

Zwei Frauen auf der anderen Seite der Friedhofsmauer ließen den Handwagen los und rannten über die Straße. Sie dachten, die Friedhofsmauer sei sicher. Darin hatten sie sich geirrt.

In der Luft dröhnten plötzlich Motoren. Ein Pfeilregen von Magnesiumstäben bohrte sich zischend in den Asphalt. In der nächsten Sekunde platzten sie auseinander. Wo eben noch Asphalt war, prasselten Flammen. Der Handwagen wurde von der Luftwelle umgeworfen. Die Deichsel flog in den Himmel, aus einer Decke entrollte sich ein Kind. Die Mutter an der Mauer schrie nicht. Sie hatte keine Zeit dazu. Hier war kein Spielplatz für Kinder.

Neben der Mutter stand eine Frau und brannte wie eine Fackel. Sie schrie. Die Mutter blickte sie hilflos an, dann brannte sie selbst. Von den Beinen herauf, über die Unterschenkel bis zum Leib. Das spürte sie noch, dann schrumpfte sie zusammen. Eine Explosionswelle barst an der Friedhofsmauer entlang, und in diesem Augenblick brannte auch die Straße. Der Asphalt, die Steine, die Luft.

Das geschah beim Friedhof.

In ihm sah es anders aus. Vorgestern hatten die Bomben ausgegraben. Gestern wieder eingegraben. Und was heute geschehen würde, stand noch bevor. Selbst die Verfaulten in den Soldatengräbern wußten es nicht. Und die hätten es wissen müssen. Auf ihren Kreuzen stand: Ihr seid nicht umsonst gefallen.

Vielleicht wurden sie heute verbrannt.

Dem Leutnant hatte man die linke Hand amputiert. Die Hand lag zweitausendvierhundert Kilometer von der Stadt entfernt in der Kalkgrube des Feldlazarets von El Alamain. Dort war sie verrottet. Jetzt verfügte der Leutnant über eine Prothese, acht Flakgeschütze hinter dem Friedhof, zehn gediente Soldaten und die Oberprima des Humanistischen Gymnasiums.

Drei Meilen kamen die Brandbomben durch die Luft geflogen. Sie zersplitzten auf seinem Betonbunker. Ausgelöst hatte sie Sergeant Strehen, von dem es später hieß: ein Mensch.

Menschen gab es viele. Als Strehen die Feuerwoge über dem Friedhof sah, war er eine Sekunde lang zufrieden. Er hatte dieses Ziel gewählt, in der Hoffnung, dort träfe es nur Tote. Daß sie deswegen sechzig Minuten später einen der ihren mit Schaufeln erschlagen würden, wußte er nicht.

In dieser Stunde oder nach dieser Stunde wurden noch mehr erschlagen. Ein ungeborenes Kind im Mutterleib von einer Hausmauer. Der französische Kriegsgefangene Jean Pierre von einem Gewehrkolben. Sechs Schüler des Humanistischen Gymnasiums am Flakgeschütz von einem Rohrkrepiere. Ein paar hundert Namenlose auch.

Nennenswert war das nicht. In diesen sechzig Minuten wurde zerrissen, zerquetscht, erstickt. Was dann noch übrigblieb, wartete auf morgen.

Später behauptete jemand: So schlimm wäre das nicht gewesen. Es blieben immer welche übrig.

In der Maschine der US-Air-Force gab es keinen Abort, aber Sergeant Strehen hatte sich erbrochen. Er war durch manchen Orkan geflogen, ohne sich zu erbrechen. Wenn sich die Klappen der Bombenschächte öffneten, erbrach er sich immer wieder.

Dabei war das Öffnen der Schächte ein mechanischer Vorgang. Er wurde ausgelöst vom Automaten des Zielgerätes. Das Präzisionsinstrument errechnete Aufsatzwinkel, Zielstrahl, Rücktrift, ballistischen Vorhalt. Es betätigte die Zünderkästen, das Magazin. Die Erfindung der Guillotine war dagegen primitiv.

Sergeant Strehens Staffel flog Spitze und markierte die Ziele. Siebzig Meilen hinter ihr folgte die erste Welle. Vierhundert Bomber trugen die Ladung von zwei Güterzügen voll Sprengstoff durch die Luft.

Die Sonne spiegelte sich auf den Tragflächen. Wolken hingen am Horizont. Die Motoren summten, und dreißig Meilen hinter der ersten Welle folgte die zweite.

# I

*Ich, Maria Erika Weinert, wurde am 4. Juli 1925 in Marburg an der Lahn geboren. Nach dem Besuch der Volks- und Handelsschule übernahm ich eine Stellung beim Gerling-Konzern als Kontoristin. Deshalb verließ ich meine Eltern und wohnte in einer größeren Stadt zwischen Rhein und Elbe.*

*Meine Lieblingsfarbe war blau. Die Haare trug ich lang und in einer Rolle über dem Nacken. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte ich gern tanzen gelernt. Aber zwischen meinem fünfzehnten und neunzehnten Lebensjahr durfte man nicht tanzen. Ein Jahr lang schrieb ich Briefe an einen Soldaten, den ich nie gesehen habe. Mein größtes Erlebnis war eine Sommerreise ans Meer. Unser Zimmer lag dicht am Strand.*

*Damals war ich noch ein Kind. Im Garten meiner Eltern gab es Rosen. Eines Tages durfte ich in der Schule das Schneewittchen spielen, trotz meiner blonden Haare. Das Gefühl, als ich vor den vielen Menschen auf der Bühne unserer Aula stand, konnte ich nicht vergessen.*

*Ich hatte zwei Sommerkleider. Eines davon war weiß und mit großen Kornblumen bedruckt. Ein Abendkleid besaß ich nicht. Zweimal in meinem Leben habe ich Sekt getrunken. Einmal bei meiner Firmung. Das zweite-mal schickte mir der Soldat, dem ich Briefe schrieb, ein Paket aus Frankreich.*

Die Nadel am Höhenmesser war das Zünglein an der Waage. Eine Explosionswolke kam den Kanzelscheiben entgegen und zerstob am Glas. Sie flogen mitten durch die Flaksperre. Rauchfetzen hingen in der Luft. Das einzige Geräusch kam von den Motoren. Die Detonationen hörten sie nicht.

Über die Schultern des Captains hinweg starrte Ohm auf die Armaturen. Wenn sie abstürzten, hatte er sechs Schritt bis zur nächsten Öffnung. Es sei denn, eine Granate explodierte in den Benzintanks, dann würde er verbrennen. Er dachte: Mein Großvater hat Baumwolle gepflückt. Sein Vater ist mit den Weißen in den Krieg gezogen, meinem Vater haben sie in Harlem ein Denkmal gesetzt: Ich bin ein freier Mann.

Seine Füße zitterten. Der Gummibelag am Boden dämpfte alles. Das Zittern kam nicht von den Motoren.

Während mein Weib und mein Sohn Abraham schliefen, dachte er, geschah es. Zwischen mir und meinem Weib liegt das Meer, und die fremde Frau gehört nicht einmal zu meiner Rasse. Der Herr spricht: Ich werde eure Sünden vergelten bis ins sechste und siebte Glied. Was das bedeutet, wußte

er. Seine großen Hände legten sich auf die Munitionstrommeln, um zu beten: Vergib mir, es ist über mich gekommen. Ich bin schwach und in deiner Macht. Wenn er über die Drehzahlmesser hinwegblickte, sah er den Horizont.

Unter ihnen entfaltete sich ein Springbrunnen. Er bestand aus Leuchtschurgeschoßen und fiel wieder in sich zusammen. Für die leichte Flak flogen sie zu hoch. Diese Geschosse erreichten sie nicht.

Jesus, betete er. Mein Weib bügelt für fremde Menschen Wäsche. Die Leute sagen: sie ist fleißig. Abraham wird sieben Jahre alt. Mein Vater hat es bis zu einem Denkmal gebracht. Aus Bronze sollte es sein. Das gesammelte Geld reichte nur für Gips. Farbe sollte den Gips zudecken. Ich habe es Jahr für Jahr gestrichen.

Er betete: Vergib mir. Wenn dies meine letzte Stunde ist, sterbe ich mit einer Sünde.

Sie mußten jetzt Ziele markieren. Ihn ging es nichts an. Er hoffte, es kämen keine Jäger. Seine Gedanken gehorchten ihm nicht. In dieser Minute war nichts so wichtig wie beten. Mit gefalteten Händen stammelte er vor sich hin.

Eine Stimme sagte: „Ohm, Sie lösen Strenen ab. Ich will ihn sprechen!“

Captain Lester sprach über die Bordverständigung, und es kam aus den Kopfhörern. Das Beten war zu Ende.

„Ja, Sir!“

Er wandte sich um. Über die Tragflächen hinweg sah er den Bug der nächsten Maschine. Im Vorbeigehen berührte er die Schulter des zweiten Piloten, dann hatte er den Führerstand verlassen.

Die Kranke lag im Bett.

Wassersucht ließ ihr kaum Kraft zum Atmen. Die Matratzen hatten sich verschoben. Ihr graues Haar war geöffnet. Auf ihrer Stirn stand Schweiß. Christus blickte auf sie herab. Das milde Gesicht eines Mannes im langen Kittel. Er stand auf einer Wolke. Der Kunstdruck hing in einem Rahmen an der Wand. Die Sirenen waren verstummt. Gottes Sohn konnte sich nicht bewegen.

Die Tür öffnete sich, eine Frau in Trauerkleidern und ein Mädchen traten herein. Sie brachten einen Stuhl mit. Gemeinsam hoben sie die Kranke aus dem Bett.

Handgriffe ohne Worte. Dem Mädchen fiel eine blonde Locke in die Stirn, durch das geöffnete Fenster strich Wind, aus der Ferne drang dumpfes Dröhnen. Als die Kranke auf dem Stuhl saß, schleppten sie ihn hinaus. Das zerwühlte Bett und der Kunstdruck blieben zurück.

Das Mädchen und die Frau trugen ihre Last die Treppen hinab. Stufe um Stufe schleppten sie den Stuhl mit der Kranken hinunter. Am nächsten



Stockwerk mußten sie rasten. Zwischen den Hinterhäusern krachte das Echo der Geschütze. Die Frau und das Mädchen setzten den Stuhl auf den Treppenabsatz. Er bewegte sich bei jedem Abschuß.

Bis zur Kellertür waren es noch hundert Stufen.

Das Mädchen faßte sich an die Stirn. Der Schweiß rann über ihren Rücken. Die Kranke stöhnte. Sie streckte ihren aufgedunsenen Arm aus, fuchtelte durch die Luft und zeigte den beiden ein Kreuz aus Eisen.

„Mein Sohn“, stöhnte sie.

„Nicht jetzt!“

Das Mädchen lehnte sich nach vorn. Der Träger des Kleides rutschte über ihre Schulter. Er fiel auf die Knochen am Hals. Wo ihre Finger den Arm der Kranken berührten, bildeten sich Flecke.

Das Mädchen schob den Arm zurück.

„Lassen wir sie sitzen“, sagte plötzlich die Frau.

„Hier?!“

Das Mädchen wandte sich ab. Eine Glasscherbe löste sich aus dem Fensterrahmen. Sie zersprang am Boden.

„Ja, hier.“

Eine Decke verhüllte die Beine der Kranken. Das Mädchen sah sie an.

„Also gut!“

„Sie wird weinen?“

Das Mädchen erwiderte: „Natürlich.“

Aus der Decke glitt das Kreuz hervor. Es fiel auf den Boden. Der aufgedunsene Arm der Kranken fuhr suchend durch die Luft. Das Mädchen hob das Kreuz auf und gab es ihr zurück.

„Packen Sie an!“

Die Frau antwortete: „Wir riskieren zuviel.“

„Aber es wäre doch grausam!“

Luftdruck fauchte durch das Fenster. Auf die Dächer klirrten Splitter. Das Mädchen und die Frau bückten sich gleichzeitig. Sie hoben den Stuhl auf; er wankte.

Ein Stöhnen kam aus der Brust der Kranken, dann stürzte sie vorwärts. Die Treppe hinunter, Absatz um Absatz, mit dem Kopf voran. Ihr Körper schlug gegen die Stufen. Erst am nächsten Fenster blieb sie, die Beine gespreizt, liegen.

Der Leutnant stieß in der Finsternis gegen den Beton. Er fror. Immer wenn er im Dunkeln saß, fror er. Es kroch den Boden herauf in die Füße, über den Unterleib bis zum Rücken. Er spürte, wie er sein Hemd durchschwitzte. Um irgend etwas zu tun, öffnete er seinen Mund, da sagte eine Stimme:

„Feindverband hält Funkstille!“

Wassertropfen lösten sich von der Decke und fielen ihm auf die Hand. Er hob den Fuß, berührte damit den Tisch.

„Soll ich die Tür öffnen?“ fragte jemand.

„Nein“, erwiderte er schnell, „es ist noch nicht vorbei.“

Die Wand fühlte sich naß an. Dort, wo der Funker saß, war ein wenig Helligkeit. Er wartete, ob seine Augen etwas unterscheiden könnten. Aber er unterschied nichts. Die Dunkelheit war rings um ihn. Irgendwo tickte eine Uhr. Er dachte: Die Toten brauchen keine Uhren. Die Uhr hatte er genommen, obwohl die Leiche schon verwest war. Das Knistern von draußen wurde leiser. Jemand trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Im Kopfhörer des Funkers sagte eine Stimme laut: „I'll report you!“

„Jetzt“, flüsterte der Funker, und das Trommeln der Finger auf dem Tisch brach ab.

Unwillkürlich beugte sich der Leutnant nach vorn. Die Uhr tickte wieder. Sie zählte die Sekunden.

„Das“, erklärte eine Stimme vom Tisch, „das bedeutet nichts. Der Verband kann seine Flugrichtung immer noch ändern.“

„Standort?“ fragte der Leutnant.

„Sechzig Kilometer West“, meldete der Funker.

„Wie spät ist es?“

Ein Zündholz zischte auf. Der Leutnant war geblendet. Im Bruchteil einer Sekunde sah er die nackte Glühlampe an der Decke.

Die Stimme vom Tisch sagte: „Zwei Minuten nach eins. Der Zug mußte jetzt abfahren.“

Das Zündholz erlosch. Es war finster wie zuvor.

„Was für ein Zug?“ fragte der Funker.

„Mit meiner Frau und dem Kind!“

Der Funker verrückte seinen Stuhl. „Sie hätten sie schon längst aus der Stadt wegschicken sollen.“

Draußen auf dem Beton verpuffte eine Stichflamme. Drei Steine flogen nacheinander gegen die Eisentür. Es klang wie ein Signal. Im Kopfhörer begann es plötzlich zu reden: „Trainstation! Bridge! Give him description!“

„Sie markieren die Ziele“, sagte der Leutnant. An der Decke fing die Glühlampe an zu glimmen. Das Knistern des Phosphors verstummte. Von der Tür her roch es nach Rauch.

„Warum geben Sie nicht Alarm?“ fragte die Stimme vom Tisch.

„Immer dasselbe“, erklärte der Funker. „Wir gehören zur Schweigebatterie. Unser Feuerbefehl kommt erst im letzten Moment.“

Die Glühlampe begann zu flackern. Sofort ging sie wieder aus. Der Leutnant blickte zum Funker hinüber.

„Standortmeldung?“

„Fünfzig Kilometer West!“

Die Stimme am Tisch sagte: „Wissen Sie, daß Trainstation Bahnhof heißt?“

„Ja.“

Die Glühlampe verbreitete mit einemmal gleißende Helligkeit. Sie blendete alle drei: den Funker, den Leutnant und den Mann in Zivil. Der sprang auf und fragte: „Kann ich zum Bahnhof?“

Ohne sich umzuwenden, antwortete der Leutnant: „Das ist verboten!“ Sein Armstumpf schmerzte. Er sah vor sich hin auf die Erde. Als er jetzt den Kopf hob, blickte er in einen Spiegel. Das beste Mittel gegen das Mitleid. Er dachte: Wenn ich ihn gehen lasse, kommt er nie zurück. Auf seinem Kinn war ein Schnitt. Um das Blut zu stillen, hatte er Papier darauf geklebt. Jetzt war es verkrustet. Er riß es ab, und es begann wieder zu bluten. Während er sein Gesicht im Spiegel betrachtete, dachte er an die Schüler. Vielleicht war es besser, er hatte Blut unter den Lippen. Statt Papier.

Strenehlen lehnte am Gestänge der Horizontalmagazine. Über ihm befand sich der Schacht zur Turmkanzel. Er blickte durch den Schwenkrahmen hinunter auf die Stadt. Zwischen der Maschine und der Erde hing eine Dunstschicht. Mündungsfeuer blitzte hindurch. Es blinkte wie Scheinwerfer. Aber das Licht war tödlich.

Der Dunst zerriß. Eisenbahnschienen vereinigten sich auf der Erde. Der Bahnhof verschluckte sie. Aus winzigen Waggons strömten Punkte. Vor einem unsichtbaren Hindernis staute sich ein Schwarm, wurde zum Fleck. Da hinein Treffer: Alles würde sich verfärben. Rot oder fleischig. Bis in den Himmel schreien konnten sie nicht. Die Flughöhe betrug vier Meilen.

Zeilen von Häusern reihten sich aneinander. Ein Platz, Trümmer. Die Silhouette eines Hochbunkers. Und sie flogen wieder über den Friedhof. Wattebäusche haschten nach den Maschinen. Ihre Nähe war gefährlich. Als Strenehlen den Führerstand betrat, sah er die zitternde Nadel am Höhenmesser.

„Sir, Sie wollten mich sprechen?“

„Eigenverständigung“, erwiderte der Captain. „Gehen Sie auf Verbindung. Ihretwegen schreie ich mir nicht die Stimme aus dem Hals!“

„Jawohl, Sir.“

Strenehlen nahm die Lederhaube von seiner Brust, schob sie über den Kopf. Eine schwere Flakgranate explodierte am Heck. Die Tragflächen zog es einen Augenblick nach vorn. Zwischen den Propellern entstand in der Luft ein merkwürdiges Geräusch, dann hingen sie wieder in der Waagrechten, als sei nichts geschehen.

Die Stimme des Captains sagte im Kopfhörer: „Sie haben absichtlich unseren ganzen Dreck auf den Friedhof geschmissen. Ich erwarte eine Erklärung!“

Die Gestalten, die Munitionskisten und das Vierlingsgeschütz standen im Licht. Es zeigte mit den Rohren in den Himmel. Sonne fiel auf die Plattform. Zwischen Himmel und Erde gab es keine Schatten. Der nackte Bunkerkoloss überragte alle Dächer. Von der Straße stieg Qualm empor, kein verdunstetes Wasser. Bis zu dem vierten Stockwerk des Turmbunkers reichten die Wolken nicht herauf. Die Gestalten standen auf dem platten Dach. Unter ihren Füßen atmeten Menschen. Durch den Beton drang kein Laut.

„Eßt jetzt eure Schokoladel!“ befahl der Geschützfürer. Er blickte nach oben, zu der Staffel hinauf. Die zwölf Bomber ließen den Turmbunker hinter sich zurück. Das Summen der Motore wurde leiser. Wind brachte vom Friedhof eine Wand von Ruß mit. Wenn sie Glück hatten, verhüllte er alles.

Der Ladeschütze erklärte: „Vor einem Angriff soll man nicht essen.“ Er fügte hinzu: „Mein Vater hat gesagt wegen der Bauchschüsse.“

Über die Dächer klang es wie Gongschläge. Eine schwere Batterie eröffnete das Feuer. Sie stand im Norden.

Der Geschützfürer fragte: „Wie alt bist du?“

„Fünfzehn!“

Dort, wo die Staffel flog, entwickelten sich am Himmel Wölkchen. Einer der Bomber wackelte, aber das war nur Täuschung. Die Maschine blieb im Verband und in der Luft.

„Eßt jetzt eure Schokolade!“ wiederholte der Geschützfürer. Er dachte: Hoffentlich nicht die letzte. Mit dem Stiefel kratzte er auf dem Beton, an einem roten Fleck. Der Fleck war zwölf Stunden alt. Auf dem Betondach gab es kein Wasser.

„Wenn Sie es befehlen, Herr Obergefreiter“, sagte der Ladeschütze.

„Iß!“

Die Staffel zog über dem Bahnhof unerwartet in den Himmel. Schwarze Punkte fielen aus den Maschinen und explodierten in der Luft. Wo sie zerplatzten, entwickelten sich Rauchfahnen. Der Geschützfürer dachte: Die Schokolade enthält Koffein. Er nahm auch ein Stück. Während er aß, blickte er mißtrauisch in ihre Augen.

Sie kauten gehorsam. Fortwährend rutschten die Helme in ihre Gesichter. Er befahl: „Schnallt die Kinnriemen fester!“

„Jawohl!“

Sie antworteten gleichzeitig. Gehorsam taten sie, was er befahl. Das war das Schlimmste.

Wenn ich jetzt befehle, dachte er: springt jetzt auf die Straße...



Die Salven der Batterie klangen plötzlich, als schreie ein Tier. Er wartete auf die Splitter, doch es kamen noch keine. Nur die Rußwand schob sich näher. Das war überflüssig. Ein Vierlingsgeschütz interessierte die Staffel nicht.

„Warum haben wir nicht geschossen?“ fragte der Ladeschütze.

„Wir schießen nur auf Jäger!“ Er blickte durch das Visier. Die Rußwand trieb höher. Sie verdeckte ihm die Sicht. Zwischen der Lafette und den Läufen sah er Dächer. Nur aus Balken. Die Schindeln waren abgedeckt. Keine fünfzig Meter entfernt stand ein verkohltes Gerüst. Daß es nicht zusammenfiel, blieb ein Rätsel.

„Wenn ihr eure Blasen entleeren wollt?“

Er dachte: Mit Bauchschüssen hat das nichts zu tun.

Das Motorengeräusch wurde wieder lauter. Bei der Kaserne begann ein einzelnes Geschütz zu feuern. Der Abschuß dröhnte mit hohler Resonanz. Seine Kanoniere gingen bereitwillig zum Rand der Plattform. Sie verrichteten ihre Notdurft. Zwanzig Meter tiefer plätscherte es auf Steine. Kein Mensch war auf der Straße. Die Plattform hatte kein Geländer. Am Rande führte eine Eisenleiter nach unten. Er dachte: Der Hinrichtungsplatz besitzt kein Portal.

„Wenn es losgeht“, rief er, „denkt an eure Arbeit und blickt mir nicht in den Himmel!“

Splitter zwitscherten durch die Luft. Mitten in ihrer Tätigkeit bückten sie sich erschrocken. Mit aufgerissenen Augen kamen sie zurück.

„Nein, Herr Obergefreiter!“ antworteten alle vier und schlossen ihre Hosen. Es war nutzlos, ihnen noch mehr zu erklären. Sie würden alles vergessen. Die Rußwand schob sich über den Rand der Plattform. Als die Staffel zum zweitenmal über sie hinwegzog, standen sie im Dunkeln. Eine schwarze Schicht legte sich aufs Visier. Der Lärm der Motore wurde lauter. Es war, als ständen sie zwischen den Maschinen. Die Staffel hatte sie bereits überflogen, aber die vier waren ahnungslos wie Kinder. Sie duckten sich unter das Geschütz und klammerten sich an den Ständer.

„Mein Gott“, sagte er. Er spürte den Ruß auf seiner Zunge und schwieg.

Als die Schwaden vorüber waren, hatte er schwarze Hände. Er blies das Visier sauber. Es konnte nicht mehr lange dauern. Überall über der Stadt hingen die Rauchzeichen. Im Sonnenlicht blitzten sie violett. Nur im Bahnhof ließ eine Lokomotive Dampf ab. Der stieg schneeweiß zum Himmel. Das Feuer der Batterie im Norden verstärkte sich. In die benachbarten Dächer prasselten Splitter. Ein Ziegel zersprang, rutschte vom Dach, stürzte in die Straße. Er klirrte auf dem Pflaster. Aus der Kaserne trieb ein roter Ballon in den Himmel.

Der Ladeschütze flüsterte: „Was ist das?“

„Triftmessung!“

Der Geschützführer hörte am Horizont ein leises Summen. Es schob sich durch das Motorengeräusch der Staffel, durch die dumpfen Detonationen der Geschütze und durch das Schweigen.

„Jetzt müssen wir uns anbinden!“

Er bückte sich, griff nach einem Strick, der am Geschütz hing. Er schlang ihn um seinen Bauch.

Diesmal gehorchte der Ladeschütze sofort.

Die Fenster waren geöffnet. Herr Cheovski stand im Wohnzimmer neben dem Tisch und sah hinaus. Ohne sich zu bewegen, blickte er auf die Hausfassade gegenüber. Auf eine Reihe Fenster, alle ohne Glas. Auf etwas Starres, vom Leben Verlassenes. Er trug die Lackschuhe, den dunklen Anzug.

„Ich glaube, sie kommen“, sagte seine Frau. Sie saß neben dem Fenster, die Beine gekreuzt. Das Spitzentuch hielt sie in ihrer Hand. So regungslos hatte er sie noch nie gesehen.

„Ja!“ Er blickte auf die Standuhr. Das Pendel schlug hin und her. Die Detonationen der Flakgranaten, das Brummen der Motore, die Abschüsse der Geschütze; alles war lauter als die Uhr.

Er sagte: „Wir stellen uns in die Mitte des Zimmers!“

„Wenn du glaubst!“

Das Spitzentuch glitt aus ihrer Hand, schwebte auf das Parkett. Mehr tun als es aufheben, konnte er nicht. Der Boden war frisch gebohnt. Als sie aufstand, reichte er ihr die Hände. Sie trug das Abendkleid aus Brokat.

„Stellen wir uns neben den Tisch!“

„Ja, Dessyl!“

Ihm gegenüber stellte sie sich auf die andere Seite des Tisches. Er blickte in ihre Augen. Über ihnen begann der Kronleuchter zu zittern. Ein Stück Farbe blätterte ab, überschlug sich. Es fiel herunter auf das weiße Tisch-tuch. Rosen auf Damast. Bei der Beförderung des Ältesten zum Hauptmann hatten sie es zum letztenmal benutzt. *Bitte Herrn Hauptmann einschenken zu dürfen!* Walters Stimme klang durch das Motorengeräusch in seine Ohren. Auch Walter konnte nichts mehr fragen, und die Toten trinken nicht.

Es ging nie zu Ende. Er strich sich mit der Hand über die Augen. In der Vitrine blitzten die Weingläser. Ein Riß lief durch die Mauer. Überall hatte sie Staub gewischt.

„Die Bilder?“ fragte er, als er auf die leere Wand blickte.

„Hast du die Bilder...“

„Wir wollen nicht darüber sprechen.“

Ein Sonnenstrahl fiel durchs Fenster. Das Parkett blitzte. Er sagte: „Ich dachte nur.“

„Was?“

„Wir wollen alles so lassen, wie es gewesen ist.“

Ihre Hände streichelten das Spitzentuch. „Ich habe sie verbrannt. Es ist besser so.“

„Gewiß, Dessy.“

Er wußte nicht, was er ihr noch erwidern sollte. Die Abmachung, nicht darüber zu sprechen, lähmte jedes Wort. Mit schwachem Knall zerplatzte eine Scheibe im Fenster. Das Glas klirrte, Frau Cheovski zuckte zusammen.

„Es ist nichts.“ Er versuchte zu lächeln. Etwas Mühseliges, das er sich abringen mußte, ohne daß es ihm gelang. Ihr Blick richtete sich auf das Tischtuch. „Nenn mich wieder Dessy!“

„Gern.“

„Es ist lange her, daß du mich so genannt hast.“

„Es hat sich vieles verändert.“ Ohne auf die Uhr zu blicken, wußte er, daß sich der Zeiger bewegte. Die Zeit verrann. Es war zu plötzlich gekommen. Die Straße lag verlassen. Sie waren die einzigen, die hier lebten.

„Findest du?“ fragte sie.

„Bestimmt!“

Die Fassade auf der anderen Seite versperrte ihm die Sicht zum Himmel. Leere Fensterhöhlen. Hundert Augen richteten sich herüber. Auf den festlich weißen Tisch, auf die leere Stelle an der Wand. Frau Cheovski fragte plötzlich: „Glaubst du, wir könnten Bridge spielen?“

„Bridge! Zu zweit? Du weißt doch, daß das unmöglich ist.“

„Unmöglich?“ Ein wenig senkte sich ihr Kopf. „Bitte, hol die Karten.“

„Dessy, es ist sinnlos.“

Der Parkettfußboden zitterte.

Herr Cheovski hatte Angst, der Kronleuchter könnte sich lösen. Eine kindliche Angst, denn damit würde es beginnen.

„Also du willst nicht?“

„Dessy!“ Überrascht sah er in ihr Gesicht. „Du hast dich geschminkt!“

„Ja, oder bin ich dafür zu alt?“

Sie schwiegen beide, bis er den Kopf schüttelte. Er hörte sich sagen: „Nein, es ist nur lange her.“

„Wirst du meinen Wunsch erfüllen?“

„Zu zweit! Es wird nicht gehen!“

„Wir spielen zu viert“, antwortete sie. „Ich mit Walter. Du mit Rudolf.“

Er sagte: „Ich glaube, wir haben die Karten nicht mehr.“

„Doch.“

Er fragte: „Wo?“

„Im Büfett!“ Sie strich mit den Fingern die Sandkörner vom Tischtuch. „Bei den Weingläsern.“

„Also gut!“ Er wandte sich um. Langsam tat er die drei Schritte vom Tisch zum Büfett. Er war bemüht, einen Wunsch zu erfüllen. Eine Illusion. Er dachte: Die Zeit vergeht. Die Zeit vergeht bestimmt.

„I beg your pardon“, konnte Strenen noch antworten, da kam ein Schatten aus den Wolken und stürzte sich schnell wie ein Habicht auf den Bomber.

Der Turmschütze schrie: „German!“ Er war in Illinois geboren. Er legte großen Wert auf seine Zähne. Täglich schrieb er Briefe, immer mit der gleichen Endung: Mama, mach Dir um mich keine Sorgen! In diesem Augenblick nützte ihm das nichts.

Die elf Männer in der Maschine hörten, wie er starb. Sein Kehlkopfmikrophon übertrug es bis in ihre Ohren. Er wimmerte den Bruchteil einer Sekunde wie ein Kind. Dann schwieg er. Sein Tod war einfach.

Zum Glück für den Bomber hatte der Deutsche zu spät den Abzug betätigt. Das Feuer der Bordkanone lag zu hoch, die Streuung eines Maschinengewehrs erreichte den Turm. Panzermunition prasselte direkt in den Drehkranz der Lafette. Der MG-Kolben glitt dem Turmschützen aus der Schulter, zerschlug ihm den Kiefer. Fast schmerzlos verlor er dreißig Zähne. Ein Explosivgeschosß zerriß ihm die Brust. Es fetzte seine Lunge aus den Rippen. Die Wunde klappte vom rechten Schlüsselbein bis zur linken Brustwarze. Zwei Liter Blut brachen hervor. Auf Strenen, der erschrocken von der Kanzel zum Turmschacht sprang, platschte es herunter.

Captain Lester rief: „Watch out!“

Er meinte den Jäger, nicht das Blut. Aber der Deutsche verschwand bereits in den Wolken.

Ohm hockte neben den Horizontalmagazinen. Er stammelte: „Jesus! Jesus!“ Sein Gesicht war hellgrau. Alle hörten die singende Stimme. Er bekam von Strenen einen Tritt ins Gesicht. Ganz ohne Absicht. Die Leiche lag verkrümmt in der Öffnung. Während Strenen sich in den Turmschacht schwang, mußte er sie mit ausgestreckten Armen wegschieben. Er griff in warmes Fleisch. Ein Stück der Luftröhre geriet zwischen seine Finger. Als er seinen Oberkörper in den Turm schob, peitschte der Wind durch die zerplatzten Schutzscheiben. Er zersprühte das Blut, trieb es in sein Gesicht. Die Brillengläser wurden undurchsichtig. Er bildete sich ein, auf seinen Lippen läge süßlicher Geschmack. Mit dem Handrücken fuhr er über seine Brille. Kniete auf dem Toten. Schob die Lafette in den Drehkranz. Hastig säuberte er die Schutzscheiben. Außer seinem Taschentuch hatte er nichts zum Wischen. Ein Geschenk der Gemeindekirche von Bardly an ihre Soldaten. Für das viele Blut war es zu klein. Als er alles hergerichtet hatte, stieß er die Beine des Toten durch den Schacht. Er ließ ihn hinabgleiten.

Ohm direkt vor die Füße. Er dachte: Der soll ihn wegräumen. Wenn jetzt der Deutsche käme: er würde alles vergelten.

Unter ihm überschlug sich der Kadaver, und der Deutsche kam. Diesmal hatte er keine Wolke. Trotzdem änderte er sein System nicht. Von seitlich vorn, über die Tragflächen schoß er heran wie ein Pfeil. Strenchen wußte sofort, was der Deutsche wollte. Hinter der Kanzel lag ihre schwächste Stelle. Eine Granate der Bordkanone da hinein, und sie explodierten mitten in der Luft.

Wer den anderen zuerst traf, blieb Sieger.

Die beiden Maschinen rasten sich entgegen. Wenn der Jäger nicht auswich, mußten sie sich rammen. Sie kamen sich näher.

Jetzt, dachte Strenchen. Er zog am Abzug. Der Deutsche war im Fadenkreuz. Die drei Maschinengewehre arbeiteten präzise. Er hielt auf den Piloten. Kein Schuß ging daneben. Die Leuchtfäden zischten alle ins Ziel.

Er muß schnell sterben, dachte er, schneller! Er bildete sich ein, er zähle die Schüsse. Sechzig Treffer in der Sekunde.

Plötzlich war das Leitwerk des anderen über ihm. Es blitzte über dem Turm. Der Rumpf. Ein Schatten, das Ende, die Luft. Sie hatten sich nicht berührt. Der Deutsche hatte nicht geschossen.

Strenchen schwenkte die Lafette. Aber er brauchte nicht mehr zu schießen. Zweihundert Fuß hinter ihm kippte der Jäger. Er stürzte davon, ins Endlose. Mitten in die Stadt.

Strenchen brüllte: „I've killed him! I've killed him!“ Er war glücklich. Eine Sekunde lang grenzenlos glücklich. Bis er das Blut an seinen Händen sah, da wurde ihm schlecht.

## II

*Ich, Werner Friedrich Hartung, wurde am 20. August 1917 in dieser Stadt geboren. Hier besuchte ich die Universität, studierte Germanistik und promovierte mit einer Arbeit über das Absolute im Ausdruck der Sprache.*

*Von Kind an mit einer Fußverkürzung behaftet, wurde ich nicht zur Wehrmacht eingezogen. Vier Jahre lehrte ich Deutsch. Daneben Kunstgeschichte und Latein. Zuletzt unterrichtete ich in einer Oberprima. Das Verhältnis zu meinen Schülern war, durch die Zeit bedingt, etwas gespannt. Ich glaube, sie haben mich verachtet. In ihrem Sinne war ich kein Patriot.*

*Meine Frau hieß Elfriede. Mein Sohn wie seine Großväter: Sebastian und Robert. Wir lebten im Norden der Stadt. Es war eine Wohnung mit vier Zimmern. Eines davon gehörte meinem kleinen Sohn.*

*Sein Bett, den Schrank und die anderen Möbel hatte ich rosa gestrichen.*



*Das Schaukelpferd war mit einem richtigen Fell überzogen. An den Wänden gab es Bilder aus Märchen. Frau Holle, Rotkäppchen und der Wolf.*

*In diesem Zimmer habe ich oft mit meinem Sohn gespielt. Unter dem Fenster standen Bäume. Da war ich immer glücklich.*

Sie kamen in Schlachtformation. Die erste Welle. Heuschreckenschwärme mit menschlichem Verstand. Vier Kilometer hoch krochen sie durch die Luft. Bomber neben Bomber. Tragflächen, die sich fast berührten. Sie blitzten in der Sonne. Als der Leutnant die Hand gegen sie hob, sah er auch die Jäger. Insekten über den Geschwadern. Sie schwirrten durch die Wolken. Die Propeller der Maschinen trieben Wind vor sich her. Er spürte ihn im Gesicht. Der Boden unter seinen Füßen begann zu zittern. Die Prothese scheuerte sich am Armstumpf. Seine alte Wunde brannte. Dagegen konnte er nichts tun. Er hatte keine Zeit, er stand bereits im Gedröhn der Motoren. Er schrie: „Schießt doch!“

Acht Kanoniere rissen die Abzugsschnüre nach hinten. Ein Blitz zuckte durch die Stellung. Luftdruck fegte über die verkohlte Erde. Ein Schlag preßte ihm die Lunge zusammen, gleichzeitig zischte die Salve in den Himmel. Daß es nur sieben Granaten waren, spürte er sofort.

Erst als alles vorüberzog, die Stichflamme vor seinen Augen, der Qualm, sah er die zerfetzte Mündung, das zertrümmerte Fundament. Auch die Leichen: Drei Kanoniere, sechs Schüler. Der Primus lebte noch. Blutüberströmt wälzte er sich am Boden. Seine Arme zeigten nach hinten. Därme quollen heraus. Diesmal war er der letzte. Ehe er noch sterben konnte, kamen die Bomben.

Der Leutnant wollte etwas rufen. Luftdruck schloß ihm den Mund. Er dachte: Nicht wie der Primus!

Aber es hob ihn auf und warf ihn zu Boden. Er krampfte sich in die Erde. Es hob ihn wieder auf. Er dachte: Ich zerbreche. Er zerbrach nicht.

Etwas umkrampfte seine Gurgel. Er dachte: Ich erstickte. Es erstickte ihn nicht. Eine Faust schlug auf seine Lunge. Alles drohte zu zerplatzen. Er fühlte nichts mehr.

„Lassen Sie mich jetzt raus“, sagte der Mann in Zivil. Er lehnte an der Wand. Sein Atem keuchte. Der Strahl einer Taschenlampe fiel auf sein Gesicht.

Der Funker richtete die Taschenlampe auf den Fernsprecher. „Bombenteppich auf die Stellung. Seien Sie froh, daß wir leben.“

Er hob den Hörer ab.

„Ich muß raus!“ Der Mann erklärte gequält: „Mein Kind ist am Bahnhof.“

Der Funker meldete in die Muschel: „Hier Berta drei!“ Er drehte sich um. „Sie gehören als Lehrer zu Ihrer Klasse!“

Er legte die Taschenlampe auf den Tisch. Der Strahl fiel gegen die Decke. „Lassen Sie mich raus!“

Eine Stimme kam aus dem Hörer: „Berta drei, warum schießen Sie nicht? Der Befehl lautet: Sperrfeuer!“

„Über Berta drei Feindtätigkeit“, erwiderte der Funker.

„Warten Sie auf die Meldung!“

Hinter seinem Rücken probierte der Mann die Klinke, rüttelte an der Tür.

„Lassen Sie den Unfug“, sagte der Funker. „Wenn der Leutnant zurückkommt, können Sie mit ihm reden.“

„Vielleicht ist der Leutnant gefallen oder verwundet!“

„Dann kommt ein anderer!“ Die Stimme im Apparat fragte: „Berta drei, was ist mit der Meldung?“

„Meine Verbindung über Sprechfunk ist zerstört! Warten Sie gefälligst ab!“ Während der Funker sprach, richtete er den Strahl der Taschenlampe auf die Klinke. Die Hand des Mannes lag im Licht. Er antwortete etwas, das der Funker nicht verstand.

Die Stimme im Apparat sagte laut: „Ich brauche die Meldung!“

„Warten Sie noch eine Minute!“

Der Mann antwortete: „Jetzt ist es ruhig draußen.“

„Spüren Sie nicht das Zittern?“ Der Funker blickte auf den Boden.

„Das kommt vom Bahnhof!“ Die Stimme des Mannes überschlug sich: „Meine Frau und das Kind!“

„Denen können Sie auch nicht helfen!“

Die Stimme aus dem Apparat sagte: „Berta drei, ich verstehe kein Wort!“

Mit dem Strahl der Taschenlampe fuhr der Funker dem Mann ins Gesicht. „Sie sind auch nicht gemeint!“

Die Stimme im Hörer sagte: „Befehl vom Kommandeur! Sehen Sie sofort in Ihrer Stellung nach, was los ist!“

„Ich werde nachsehen! Berta drei, verstanden!“ Der Funker warf den Hörer in die Gabel, griff in seine Tasche nach dem Schlüssel. Sprang zur Tür, schloß auf. Das Tageslicht blendete seine Augen.

Der Mann stieß ihn beiseite. „Jetzt“, stöhnte er. Vor dem Funker rannte er plötzlich die Stufen hinauf und verschwand.

Das Mädchen riß die Tür zum Luftschutzkeller auf, da erlosch die Kerze. Es stolperte durch die Dunkelheit hinein. Eine Männerstimme erklärte: „Das war mein Fuß.“ Sie hatte nichts gespürt. Von ihrer Stirn rann ein Schweißtropfen über die Lippen. Er schmeckte salzig. Vielleicht brennt das Haus ab, dachte sie, dann bleibt es ein Geheimnis.

„Tür zu!“ rief es von der Wand.

Schritte klangen auf den Ziegeln. Jemand wollte zum Eingang.

Sie sagte hastig: „Die Witwe vom vierten Stock kommt noch.“ Doch die Tür wurde bereits geschlossen. Es war der Mann mit dem steifen Bein. Sein Fuß schleifte über den Boden.

„Was für eine Witwe?“

Bewegung entstand. An der Mauer flüsterten sie durcheinander. Sie verstand kein Wort, bis jemand abschließend erklärte: „Man kennt zuwenig seine Nachbarn!“ Die Dunkelheit blieb. Der Faden eines Spinnwebes baumelte von der Decke, streifte ihre Stirn. Mit der Hand berührte sie einen Körper. Etwas fiel zu Boden. Zündhölzer.

„Passen Sie doch auf!“

„Entschuldigung!“ Atem schlug ihr ins Gesicht. Es roch muffig, das kam von den Wänden. Der Keller war feucht. „Hast du den Gashahn abgedreht?“ fragte eine kränkliche Stimme.

„Es gibt kein Gas mehr!“

Eine andere Stimme fragte lauernd: „Sie, Fräulein, ich denke, Sie tragen die Kranke herunter?“

Sie gab keine Antwort. Ihr Herz schlug zu laut. Sie faßte sich an die Brust. In das Schweigen hinein sagte jemand: „Es beginnt!“

Leises Summen drang durch die Mauer. An ihrem Schuh fühlte sie eine Berührung. Der Mann suchte noch die Zündhölzer. Die lauernde Stimme begann sich wieder zu melden: „Ist sie noch oben?“ Die Stimme war eindringlich. Eine, die es genau wissen wollte.

Holz knackte. An der Mauer wurde eine Bank verrückt. Der Mann am Boden begann zu keuchen. Plötzlich dröhnten von draußen schwere Schläge. Alles verstummte. Selbst der Atem zu ihren Füßen.

„Das ist nur Flak!“

„So laut haben wir es noch nie gehört!“

Licht zuckte auf. Von der Mauer herüber blickten sechs Gesichter in die Flamme des Zündholzes. Sie saßen regungslos. Statuen an einer Wand.

„Gott sei Dank“, sagte der Mann. „Das hat lange gedauert.“ Gleichgültig versicherte eine Stimme: „Im Dunkeln vergeht die Zeit langsamer.“

Balken wurden sichtbar. Damit war das Gewölbe abgestützt. In der Dämmerung dahinter verbarg das Mädchen den Kopf. Sie sah die Füße der Bank. Der Mann hielt das Zündholz an eine Kerze, und das Dröhnen von draußen kam näher.

„Da ist sie ja!“ rief jemand überrascht. Die Stimme, die sich nach der Witwe erkundigt hatte.

Das Mädchen wandte sich langsam um, und die andere Frau stand regungslos an der Tür. Gegenseitig blickten sie sich in die Augen, doch der

Mann stellte sich mit der Kerze dazwischen. Er machte jede Absprache unmöglich. „Sie haben sie also oben gelassen?“ Es war immer die gleiche, die so interessiert tat. Ein Karton mit einer Gasmaske stand zwischen ihren Füßen.

„Wenn Sie mich fragen“, begann aus der Ecke eine alte Stimme, „einen so schweren Menschen heruntertragen, das kann niemand.“

„Sehr richtig, Fredi!“

Das Mädchen spähte hinüber. Eine Greisenhand lag im Licht. Sie hielt eine Pfeife.

„Das verlangt auch niemand!“

Über den Boden lief ein leichtes Zittern. Das Summen hinter der Mauer wurde deutlicher. Jetzt kam es auch aus dem Gewölbe. Der Mann trat an die Wand.

„Nur zwei Minuten“, versicherte eine Stimme. „Dann ist es vorüber.“

„Hoffentlich!“

Beklemmung breitete sich aus. Das Mädchen griff nach dem Balken. Sie sagte: „Das habe ich nicht gewollt.“

Sofort starrten sechs Gesichter herüber. Die Witwe an der Tür preßte ihre Hand vor den Mund. Sie unterdrückte einen Schrei. „Kommen Sie zu mir!“ Der Alte in der Ecke steckte seine Pfeife in die Tasche. Er blickte auf das Gewölbe. Das Mädchen wußte nicht, wer gemeint war. Irgendwo zischte etwas. Es wurde lauter: „Gehen Sie von der Tür weg!“

„Hier, neben mich!“ meldete sich eine Frau. Ihre Hand zeigte auf die Bank. Zögernd kam die Witwe vom Eingang herüber. Das Zischen war verklungen. Harte Schläge erschütterten die Mauern. Sie rückten näher. Im Rhythmus wie ein Trommelwirbel, der plötzlich abbricht.

Jemand flüsterte: „Mach dein Taschentuch naß.“

Das Mädchen drückte sich an das Holz. Der Alte in der Ecke sagte nichts mehr.

„Mach dein Taschentuch naß.“

Eine von den sechs, die auf der Bank saßen, bückte sich zum Kübel. Ihre Hand fuhr ins Wasser. Sie zog sie schnell wieder zurück. Tropfen fielen auf die Steine. Plötzlich erfüllten Heultöne die Luft. Sand rieselte von der Decke. Stimmen begannen zu weinen.

„Nicht doch!“ Sofort wurden die Frauen wieder stumm. Der Lärm schwoll an. Pfeife mengten sich dazwischen. Das Mädchen begann leise zu wimmern. Die Wände bewegten sich. Ein Hieb peitschte den Boden. Luftdruck fauchte herein, verlöschte die Kerze. Der Balken entglitt, das Mädchen taumelte gegen die Wand. Finger krallten sich in ihre Schulter. Etwas rauschte herab. Und mit einemmal war Stille.

„Ist jemand verletzt?“

Niemand gab Antwort. Alle begannen heftig zu atmen. Staub lag in der Finsternis. Er drohte, sie zu ersticken.

„Ich werde jetzt Licht machen!“ Der Mann bewegte sich. Das Krachen war noch da, aber weiter entfernt. Erst als die Kerze leuchtete, gerieten sie in Bewegung. Das Mädchen sah Schatten. Mörtel bröckelte zu Boden. Wie durch einen Vorhang humpelte der Mann zur Tür. Metall klirrte.

„Verklemmt!“

Umrisse wurden sichtbar. Das Licht deutlicher. „Kann jemand helfen?“ fragte der Mann. „Die Tür geht nicht auf.“

Ein Schrei erklang. Die Köpfe auf der Bank fuhren ruckartig herum. Auch das Mädchen blickte in die Ecke, wo der Alte gesessen hatte. Das erste, was sie erkannte, war die Hand mit der Pfeife. Unter dem Balken ragte sie hervor.

„Herr Rainer!“ Der Mann tat, als müsse er ihn aufwecken. „Herr Rainer!“

Eine Frau sagte: „Der Balken! Der Balken hat ihn erschlagen!“

„Nein!“

Die Stimme, die alles genau wissen wollte, erklärte: „Natürlich!“

Neben dem Toten begann es zu schluchzen. „Fred!“ Die Stimme wimmerte: „Mein liebes Fredilein!“

Da begann die Witwe zu kichern.

„Fräulein!“ befahl der Mann.

Das Mädchen richtete sich auf. Über einen Koffer tastete sie sich zur Tür. Hinter ihr wimmerte die Stimme: „Fred, bleib bei mir.“ Der Mann umklammerte den Riegel, aber die Tür ging plötzlich von selbst auf. Steine polterten herab. Der Mann wandte sich um. Er breitete die Arme aus, als verkünde er eine Botschaft. Er sprach: „Wir sind verschüttet!“

Die Staffeln lösten ihre Bomben vor dem Hochbunker. Der Geschützfürer sah sie kommen. Die Punkte, die sich von den Maschinen lösten, wurden größer, trudelten ihm entgegen. Schwarmweise, wie Steine geschleudert. Genau nach der glatten Plattform. Netze aus Stahl. Ihr Heulen war unerträglich. Über den Turm hinweg verschwanden sie einen Kilometer weiter in den Häusern. In Rauch und Fontänen. Detonationswellen schlugen herüber. Sie fegten über die Dächer. Durch die Luft segelte glühendes Holz. Der Kamin einer Fabrik sprang um Straßenbreite zurück, knickte in sich zusammen. Zerbarst. Hinter einem Vorhang verschwand der Stadtteil im Qualm.

„Jäger von rechts!“ schrie der Ladeschütze. Er lag auf dem Bauch und wandte den Kopf. Sie sprangen auf und wurden zur Maschine. „Einschwenken“, befahl der Geschützfürer. Sie hörten kein Wort und taten doch, was er wollte. Die vier Läufe drehten sich zur Seite. Mit den Stricken hingen die Kanoniere am Fundament. Was das Geschütz tat, taten sie auch.



„Rahmen her!“ Der Geschützführer drehte am Visier, und der Jäger kam näher.

„Hundertzwanzig Schuß!“ schrie der Ladeschütze. „Fertig!“

Der Geschützführer biß sich auf die Zähne, drückte auf den Abzug. Feuer war vor seinen Augen, aber im Fadenkreuz hing der Jäger. Fieber schüttelte das Geschütz. Krachen hing in seinen Ohren. Kein Geschosß erreichte den Jäger. Die Maschine war zu weit entfernt. Hinter dem Friedhof verschwand sie in einer Rußwand.

„Stopfen!“

Der Geschützführer dachte: Ich kommandiere für mich selbst. Er schrie: „Der kommt wieder!“

Als der Ladeschütze den Korb aufriß, klirrten die leeren Patronenhülsen auf den Beton. Man konnte sie nicht hören. Im Krachen der Bomben hörte man nicht das Einstürzen von Häusern und keine menschliche Stimme. Die Luft war voller Brüllen.

Der Leutnant öffnete die Augen. Seine Lider klebten aufeinander. Alles verschwamm. Ein Gesicht, Augen, eine Reihe Zähne. In ihrer Mitte klappte eine Lücke. Er sah Lippen, die sich bewegten, aber er hörte nichts. In ihm war etwas zerbrochen. Er wußte nicht was. Zwischen Erde und Himmel schwebte er im Freien. Federleicht. Erst mußte er zurückkehren. Die Stellung wankte vor seinen Augen. Geschützrohre drehten sich im Kreise. Er versuchte es mit Blinzeln. Daß die Luft voller Lärm war, hatte er im Gefühl.

Der Funker begann ihn aufzurichten, faßte nach seiner gesunden Hand. Er sagte: „Die Zentrale ist am Apparat!“

„Warum sprechen Sie nicht lauter?“ Brennender Schmerz war in seiner Brust. Der Funker reichte ihm den Arm. Mühselig begann er sich darauf zu stützen. Er erhob sich. Als er sich ins Gesicht faßte, spürte er etwas Warmes. Er dachte: Blut. Wischte sich übers Kinn, dann blickte er auf seine Hand. Sie war nur voller Speichel.

„Die Zentrale ist am Apparat!“

Er sagte: „Lauter!“

„Die Zentrale ist am Apparat!“ schrie der Funker.

„Ich verstehe!“ Er dachte: Ich bin taub. Auch das noch. Plötzlich blickte er in die Stellung. Zwei Geschütze lagen verlassen da. Er fragte verdattert: „Wo sind die Kanoniere?“

„In den Unterständen, Herr Leutnant!“

„Ich verstehe kein Wort.“

„Weggelaufen!“ schrie der Funker. Er zeigte mit dem Finger in die Erde. „Unterständel!“ Ganz sinnlos sah er dem Leutnant auf den Mund. Hinter

seinem Rücken zischte etwas heran. Sie bückten sich mechanisch. Aber die Bombe hatte sie schon überflogen. Vor ihren Augen explodierte sie hundert Meter weiter in der Wiese. Erde stob zum Himmel, und der Rauch flackerte wie eine Fackel. Erschrocken dachte der Leutnant: Ich höre nichts. Das ist genauso, als wäre ich blind.

„Sperrfeuer!“ schrie der Funker. „Die Zentrale verlangt Sperrfeuer!“

„Jawohl!“ Er nickte. „Melden Sie, wir werden in drei Minuten wieder schießen!“ Er wandte sich um. Hinter ihm machte der Funker eine Bewegung. Vor ihm lag der Primus. Wenn er zu den Unterständen wollte, mußte er an ihm vorbei. An einer Masse aus Fleisch und Blut. Ein Bein lag quer über dem Brustkorb. Vom Kopf fehlte das Kinn. Er schloß die Augen. Er dachte: Seine Mutter wird in zwei Stunden hier sein. Über die verbrannte Erde stolperte er davon.

„Aufhören“, keuchte eine Stimme.

Das Mädchen lehnte an der Mauer und starrte in die Ecke. Die Kerze beleuchtete ihr Gesicht. Nässe lief über ihre Schenkel, rann über die Waden auf die Ziegel. Sie stand in einer Pfütze. Einen Augenblick war die Scham größer als die Angst. Aber niemand sah auf ihre Füße.

„Beten“, schlug jemand vor.

Fortwährend ächzte das Gewölbe. Der dumpfe Lärm hinter den Wänden schwoll an, ebte wieder ab. Das Mädchen spürte die Bewegung am Rücken. Sie biß sich auf die Lippen. Alles war pelzig, als sei es bereits verfaut.

„Sie reißt ihm den Arm ab“, kreischte eine Stimme. In der Ecke zerzte die alte Frau an der Leiche. Sie kämpfte mit dem Balken. Er war hartnäckiger als ihre Inbrunst. Was sie tat, war zwecklos. Mehr als den Arm konnte sie nicht erobern. Der Balken hatte sich verklemmt.

„Ruhe!“ befahl der Mann.

Keiner gehorchte. Das Mädchen dachte: Ich auch nicht. Schaum trat auf ihre Lippen. Mit den Fäusten schlug sie plötzlich auf ihre Brust. „Ich will nicht sterben“, schrie sie.

## MINENDETONATION

Die Flottille ging in Suchformation über. Und in einer der nächsten Nächte lernten sie – alle, die an Bord des Albatros waren, lernten es, und alle, die verwundet wurden, und auch die, die getötet wurden –, daß der Tod gar nichts war, verglichen mit dem, was einer zu leiden hatte, bis er tot war. Sie lernten, daß Sterben als solches eine Lappalie, ein Nichts sein kann, und daß es im Krieg allein darauf ankommt, wie man den Tod ertragen muß, in welcher Form er an einen herantritt, und vor allem: ob er schnell kommt oder ob er sich Zeit läßt und sein Opfer quält, bevor er es nimmt, ob er ruhig daneben steht und zusieht, wie sein Opfer vor Schmerzen irrsinnig wird. – In dieser Nacht war der Tod ein Sadist.

Boot Vier lief auf eine Mine. Es geschah während der Abenddämmerung, bei Büchsenlicht, Sicht siebenhundert Meter. Der Albatros, der an der Backbordseite von Boot Vier lief, stoppte sofort. Die Detonation war nicht besonders eindrucksvoll gewesen, ein harter, kurzer, trockener Knall. Auf Boot Vier stieg ein schwarzer Ball am Mast hoch zum Zeichen, daß es manövrierunfähig war. Teichmann wunderte sich, wie übungsmäßig dieses Signal durchgeführt wurde. Er hörte, wie der Kommandant des getroffenen Boots seinen Leuten Befehle zurief, ohne Hast und in aller Ruhe. Zwischendurch hörte er einige Schreie, aber das waren wohl ein paar Durchgedrehte, die die Nerven verloren hatten, dachte er und sah, wie die Männer auf Boot Vier die Flöße losmachten und ins Wasser warfen und ihre Kameraden auf die Flöße runterließen. Er hörte jetzt deutlich, daß die drüben schrien.

„Brauchen Sie Hilfe?“ rief Pauli rüber.

Er erhielt keine Antwort.

„Ich schlage vor, die Beiboote auszusetzen“, hörte Teichmann den IWO sagen, er sprach ruhig, aber mit drängendem Unterton in der Stimme.

Boot Vier war nicht mehr da.

Teichmann, der mit Stüwe Wache hatte, ließ sich dessen Glas geben. Als er es vor die Augen hielt, sah er nichts. Von Boot Vier war nichts mehr zu sehen.

„Die Flöße haben sie noch losgebracht, und die sind voll“, sagte Stüwe.

„Die Flöße sind nicht groß.“

„Ja, aber das Maschinenpersonal wird wohl schon bei der Detonation draufgegangen sein, diese armen Schweine sind ja immer die ersten.“

„Nur bei Fliegerbomben nicht.“

Der Albatros lief langsam auf die Flöße zu.

„Warum schreien sie denn, wir sehen sie doch.“

„Ich weiß auch nicht.“

Auf der Brücke flammte ein Scheinwerfer auf und erfaßte die beiden Flöße. Abwechselnd leuchtete er sie an. Jedesmal, wenn er eins im Lichtkegel hatte, war es, als schrien die Männer dort unten lauter. Vielleicht ist es der grelle Schein, dachte Teichmann. Rings um die rechteckigen Flöße ragten ihre Köpfe aus dem Wasser. Sie hielten sich mit den Armen am Floß fest und sahen aus wie kleine Kinder, die an einem Tisch für Erwachsene sitzen und kaum über den Tischrand hinwegsehen können, und wenn die Wellen über die Flöße spülten, war es, als zöge man ihnen die Tischdecke weg.

Es bestand jetzt kein Zweifel mehr: die Männer dort unten brüllten. Nicht alle, aber die meisten. Teichmann glaubte zuerst, sie würden sich gegenseitig anbrüllen. Aber dann merkte er, daß die Brüllerei einen anderen Grund haben mußte.

Sie legten die brüllenden Männer an Deck. Aber diese elf Männer, die jetzt an Deck des im Seegang schlingernden und stampfenden Bootes lagen, blieben nicht liegen. Sie warfen ihre Körper hin und her und krümmten und kringelten sich wie Würmer, die man in der Mitte auseinandergeschnitten hat, und schlugen ihre Fäuste auf das Deck oder auf ihre Kameraden, und sie verbissen sich ineinander und stießen ihre Köpfe gegen das Deck, und ihre leeren Hosenbeine schlenkerten ruckartig hin und her, nach links, nach rechts, und wischten den Boden, als wären es nasse Putztücher. Die Nässe war Blut. Und sie brüllten. Brüllten dauernd, durchdringend, markerschütternd – es war, als ob jeder Schrei ihr letzter sei, als ob er gerade noch mit letzter, verzweifelter Kraft ausgestoßen werde, bevor sie starben. Aber dann war es nicht ihr letzter Schrei, und es ging weiter. Sie brüllten weiter. Und sie wurden dabei nicht heiser, ihre Stimmen ließen nicht nach. Es war etwas Ungeheuerliches an Gebrüll, und es war unfassbar, daß Menschen so brüllen konnten, ohne ihre Stimmbänder zu zerreißen.

Dann machten sich einige an sie ran. Der Maat, der einen Schnellkurs im Sanitätswesen hinter sich hatte, begann, an ihnen rumzuhantieren. Ein paar andere unterstützten ihn dabei, versuchten zu helfen.

Es gab nichts mehr zu helfen. Als sie die Hosenbeine aufschnitten, sahen sie, daß die Männer, die brüllten und deren Oberkörper zwei Mann festhalten mußten, noch Beine hatten, aber sie reichten nur bis zum Knie. Ihre Füße waren dort, wo die Knie sein sollten. Die Knie waren nicht mehr da. Die Minendetonation hatte ihre Unterschenkel in die Oberschenkel hineingetrieben. Ihre Schienbeine lagen neben den Oberschenkelknochen. Alles,

was Fleisch an ihren Beinen gewesen war, war jetzt eine zerrissene, zerfetzte, ineinander verschobene, schwammige, zuckende Masse aus Blut, Sehnen, Muskeln und blanken Knochen.

Die Seeleute auf dem Albatros standen daneben. Sie sahen zu, wie die Zähne eines Matrosen und die Zähne eines Leutnants – der einzige Offizier unter den Brüllenden – sich ineinander verbissen, als das Boot nach backbord krängte, und als es nach steuerbord krängte, rissen sich die Zähne gegenseitig das Fleisch aus dem Gesicht, dann brüllten beide Männer weiter, und sie sahen, wie einem Matrosen von einem andern das Auge mit dem Daumen eingedrückt wurde und der Daumen in der Augenhöhle verschwand und das Auge auslief und wie einer seinen Kopf mit voller Wucht aufs Oberdeck schlug und dann weiterbrüllte, weil er noch nicht tot war, und wie einer im Kreis rumrutschte und dabei sein linkes Bein aus der Hose hervorkam und an Deck liegenblieb, während der Mann weiter im Kreise rumrutschte, und als er wieder an die Stelle kam, wo sein Bein lag, schob er es weg wie ein Stück Holz, das ihm im Weg ist, und wie ein Maat seine Finger in den Mund steckte und zubiß und sie abbiß und immer wieder zubiß, als fresse er sein eigenes Fleisch und als schmecke es ihm, und einer, ein ganz Junger, dem die Oberschenkel aus den Gelenkkapseln gestoßen und in den Unterleib gefahren waren und seine Gedärme aufgespießt hatten, hielt die Hände um seinen Kopf gepreßt, als platze ihm gleich der Schädel.

Der Seegang nahm weiter zu. Die Schlingerbewegungen des Bootes nahmen weiter zu und warfen die brüllenden Männer kräftiger durcheinander. Die See drückte durch die Speigatten und wusch übers Deck hinweg und über die Männer, und es war Salzwasser, das sie überspülte und in ihre Wunden drang.

Der Tanz dieser Irrsinnigen, auf ihren Beinstümpfen durchgeführt, hatte etwas so Unwirkliches, Unwahrscheinliches, Grauenhaft-Skurrielles, daß sich die Männer, die noch ihre Beine hatten, wie Kinder benahmen, denen etwas Nie-Dagewesenes geschah. Sie standen da und starrten auf das Deck, wo die beinlosen Männer rumtanzten, und in ihren Kehlen würgte etwas, was sich aus Ekel, Mitleid und Grauen zusammensetzte.

Auf Erdbeben reagieren Seismographen folgendermaßen: Sie zeigen die Intensität des Bebens an, soweit ihre Skala hierzu ausreicht. Es gibt aber Erdbeben, bei deren Ausbruch der Seismograph nichts anzeigt, weil seine Skala zu klein ist. Bevor er seine Grenze überschreitet, wehrt sich der Apparat wohl etwas, weil er vielleicht ahnt, daß er in seine normale Lage allein nicht mehr zurückkehren kann, aber dann wird er doch aus seiner Halterung geschleudert und ist wertlos geworden, er zeigt nichts mehr an, und die andern können nichts mehr an ihm ablesen, aber weil er keine Beine hat, bleibt er im Erdbebengebiet, obwohl es ganz sinnlos ist.



Die Männer, die noch ihre Beine hatten, liefen weg. Fast alle. Und die, die blieben, waren vielleicht nicht die Besten. Aber vor dem Gebrüll gab es keine Rettung, kein Davonlaufen nützte etwas: es drang durch das ganze Boot. Es war nur leiser, wenn man weiter weg war.

Stollenberg lehnte sich auf dem Achterschiff an die Querstange, über die die Leinen des Suchgeräts geführt wurden. Seine Hände krampften sich um die eiserne Stange. Er schaute, den Kopf vornübergebeugt, in die Wirbel des Schraubenwassers, als müsse er sich übergeben.

Teichmann stand bei den brüllenden Männern. Er beobachtete das Entsetzliche. Aber irgendwie war er nicht entsetzt, oder er war es nicht mehr, oder er hatte es wieder vergessen. Er war nur erstaunt, und ein klein wenig war er auch neugierig. Er selbst war sich nicht bewußt, was er tat. Aber Heyne sah es.

Heyne war weggelaufen und stand in der Nähe Stollenbergs und starrte ihn an. Er sah, daß Teichmanns Hände zitterten und daß sein Gesicht zuckte, als ob es mit Elektrizität aufgeladen sei. Aber er sah auch, wie Teichmann regungslos stehenblieb und keinen Blick vom Oberdeck ließ. Nur sein Kopf bewegte sich manchmal, wenn seine Augen den brüllenden Männern folgten, und einmal beugte er sich ein wenig nach vorn, um irgend etwas deutlicher sehen zu können.

Heyne haßte ihn, wie er so dastand, unschuldig und furchtlos, als käme ihm der Gedanke, vor dem Entsetzlichen zu fliehen, überhaupt nicht. Irgendwie ging von ihm ein Gefühl der Kraft aus, einer urwüchsigen brutalen Kraft, die die wenigen Gifftropfen des Intellekts dämonisch gemacht hatten. So wie er jetzt dasteht, hat er etwas Dämonisches in sich, und seine Kraft hat etwas Pathologisches, sagte Heyne vor sich hin, als müsse er sich Mut zusprechen, und der Neid auf diese vitale Kraft fraß in ihm und machte ihn bitter gegen Teichmann. „Herrgott – dieses Tier. Das ist ja ein Tier“, flüsterte er sich zu und starrte unentwegt Teichmann an, als sei er aus einer anderen, ihm unzugänglichen Welt.

Sie brüllten zwei Stunden lang. Einhundertzwanzig Minuten. Dann wurden sie leiser, der eine etwas früher, der andere etwas später. Ihre Stimmbänder waren nicht mehr zu gebrauchen. Gegen Mitternacht stöhnten sie nur noch oder wimmerten still vor sich hin. Ab und zu rief einer „Hilfe“ oder „Ach Gott“, und zwischendurch stießen sie heisere, schrille Schreie aus.

„Hans“, hörte Teichmann jemand hinter sich sagen. Es war nicht Stollenbergs Stimme oder die Heynes, und sonst nannte ihn niemand bei seinem Vornamen. „Der IWO hat die Erlaubnis gegeben, halt die Taschenlampe.“

Später, Jahre danach, schämte er sich, wenn er an diese Nacht zurückdachte, und jedesmal, auch wenn niemand um ihn war, fühlte er eine brennende Röte in sein Gesicht steigen, weil er damals den an Deck langsam

verreckenden Kameraden kein *guter* Kamerad gewesen war. Nur einigen hatte er noch helfen können, als es für die meisten zu spät war.

Sie gingen zu jedem hin, knieten nieder, Teichmann hielt die Lampe, vor deren Glas er sein Taschentuch gewickelt hatte, und im matten Schein der Lampe suchten sie nach den Köpfen. Sie sahen die entstellten, in fremde Formen verzerrten, vom Schmerz verwüsteten Gesichter, Gesichter, die keine mehr waren. Besudelt, zerkratzt, aufgeschlagen, die Lippen zerbissen, schaumigen Schleim vor dem Mund, die Augen – einige waren schon tot, aber ihre Augen blickten noch geradeaus, als sähen sie in die Unendlichkeit, und bei denen, die noch Leben in sich hatten, waren die Augen aus den Höhlen getreten, blutig umrandet, riesige kalte Augen, die nichts mehr sahen und die sich nicht mehr bewegten. Vorsichtig, fast zärtlich, als könne er ihnen wehtun, nahm der Obersteuermann den Kopf von einem, der noch am lautesten schrie, und drückte ihn langsam auf die Seite, bis er mit einer Backe auf dem Oberdeck lag. Teichmann leuchtete ihm. Mit seiner linken Hand hielt der Obersteuermann den Kopf in dieser Stellung, während er zweimal kurz hintereinander schoß. Vor dem zweiten Schuß hatte er die Mündung seiner Pistole drei Zentimeter tiefer angesetzt.

So gingen sie von einem zum andern, knieten nieder, suchten nach dem Kopf, brachten ihn in die richtige Stellung, warteten, bis das an Bord geschwemmte Wasser abgeflossen war und bis das Boot, das von backbord nach steuerbord hin und her krängte, sich etwa auf der Mitte dieses Weges befand, und dann schoß der Obersteuermann.

Als sie zum vierten Mann kamen, war das Magazin leer – es faßte sechs Schuß –, und der Obersteuermann mußte nachladen. Im Schein der Lampe sah der Mann alles. Er sah, wie der Obersteuermann den Verschuß der Pistole zurückzog, das leere Magazin herausnahm, in seine Tasche langte und ein volles Magazin herausholte, in das Magazin hineinblies – inzwischen war ihm der Verschuß nach vorn gerutscht –, wie er das volle Magazin an Deck legte und mit der freien Hand den Verschuß wieder zurückzog, das volle Magazin vom Deck aufhob und einsetzte und das leere Magazin in die Tasche schob. Der Mann sah den Obersteuermann an und dankte ihm mit den Augen dafür, daß man ihn tötete.

Von da an fiel es Teichmann leichter, dem Obersteuermann zu leuchten. Viermal mußten sie nachladen. Dann waren sie fertig.

Dreiundzwanzig Mann von Boot Vier waren gerettet worden. Elf starben an Deck des Albatros. Drei hatten Beinbrüche, die man schienen konnte. Neun lebten unverletzt weiter. Der Kommandant, ein Offizier, zwei Unteroffiziere und zwölf Mann waren ertrunken.

BALLADE VON DER WIEDERKEHR

*Er ging durch alle Qual.  
Kein zuckend heißer Stahl  
konnt ihn verletzen.  
Vom Himmel Feuer schlug,  
doch durch das Feuer trug  
ihn sein Entsetzen.*

*Die Not am Wege saß,  
der Hunger an ihm fraß  
wie Kies am Schube.  
Er aber widerstand,  
zu schlafen tief im Sand  
und hätt' nicht Ruhe.*

*Ihn zog es immer fort –  
und wanderte zum Ort,  
wo er geboren.  
Ein Weinen in ihm schrie,  
und niemals schwieg und nie  
ging es verloren.*

*Am Ende seiner Fahrt,  
da lag, was ihn bewahrt,  
unter den Steinen –  
zertreten, stumm und taub.  
Vergeblich sucht' im Staub  
er noch sein Weinen.*

DIE STIMME, DIE IHM WARD

*Die Stimme, die ihm ward, blieb stumm.  
Stumm schritt er in der Kompanie  
und war allein und haßte sie;  
mit denen ging das Sterben um . . .*

*Und furchtbar schwieg um ihn die Stadt,  
wo nichts mehr war, was unversehrt,  
und nichts, was nicht in Not verkehrt –  
bis es erhob sich, sterbensmatt,  
und aus der Asche stieg sein Wort.*

*Die vielen nahmen alles hin,  
die Worte ändernd, nicht den Sinn,  
und etwas in ihm schwieg noch fort . . .*

## DIE UHR

*Die Uhr, noch heut hör ich sie schlagen,  
noch heut hör ich den Vater sagen:  
„Sieh, Junge, das war ich . . .“  
Der braune Klinger-Stich  
über dem Schreibtisch an der Wand  
ist Fenster in ein Träume-Land.*

*Die Uhr, noch heut hör ich sie schlagen,  
und drunten rollten Mannschaftswagen –  
der Aufmarsch gegen Polen.  
Ob sie mich auch bald holen?  
Der Vater sieht mich an und spricht  
und weiß es, will es wissen nicht.*

## VELTENER LANDSTRASSE GEGEN ENDE DES KRIEGES

*Wie Schwärme Wespen brummen Drähte,  
ich stürz, daß ich mich nicht verspäte,  
durchs Dorf. Kein Huhn scharrt auf dem Anger.  
Mit Bomben gehn die Wolken schwanger . . .*

*Da haucht's vom Kiefernholze drüben,  
wo wir den Nahkampf täglich üben –*

*im Duft voll blumenhafter Süße  
kommt Schlurfen müder, müder Füße.*

*O wünsch nicht, daß es Frühling werde,  
dein Blut verrinn in feuchter Erde.*

## DU WINKST MIR

*Ich seh dich in dem Schutte stehn  
dort am Kanal, dem Leichentrüben,  
wo Schauer aus der Tiefe wehn –  
und neigst dich leicht und stehst da drüben,  
obwohl du einen Schnupfen hast:  
Mit schmalen Schultern, nicht mehr jung.  
Und winkst . . . Von Öde rings umfaßt  
und steinerne Erbitterung.*

*Da du ein Stückchen mit mir gingst,  
wer wußte, ob ich wiederkehr.  
Mich lassend, winkst du mir und winkst . . .  
Und ich vergesse dich nicht mehr,  
seit ich dich habe stehen sehn:  
Allein, mir fremd, mir tief verwandt.  
Und fort und fort blüht zwischen den  
Verwüstungen mir deine Hand.*

## DEN IM TODE LEBENDEN

In memoriam derer von  
Mauthausen und Ebensee,  
über die Jean Lafitte berichtet.

*Ihr lebt, die ihr umkamt  
in Typhusbaracken, zermalmte  
wurdet von Steinen, von  
Hunden zerfleischt im Stacheldraht,  
ihr lebt, die ihr nicht  
zu Kreuze krocht – sondern starbt.*



*Ihr lebt in uns – die  
wir dasind und deren Dasein  
so lange Leben heißt, wie wir  
euch nicht vergessen, so:  
daß die Mörder ein zweites Mal  
nicht durchkommen.*

## BEDENK AUCH...

*Denkst du an  
den Tod in dir,  
Phosphorbrand  
und stürzendes Gemäuer,*

*und was ihm all  
in dir entkam,  
blaue Frucht  
und Stahlgerüste rankend,*

*bedenk auch,  
was sich schweigend  
dir entzog im  
Zucken einer  
Lippe ...*

## UNTERNEHMEN „DREIECK“

Ein Dokument

**I**n einer Ortschaft nördlich von Kursk wurden mir die zurückgelassenen Papiere einer Etappenformation vorgelegt, die erst kurze Zeit vorher aus dem tieferen Hinterland in den rückwärtigen Heeresraum der deutschen Woroneshfront vorgezogen worden war. Es war die übliche Riesenmenge von sauber gehefteten und registrierten Akten, wie sie jeder Truppenteil dieser bürokratischen Mordmaschine mit sich zu schleppen pflegt. Tausende und aber Tausende von Personallisten, Ahnengutachten, Speisezetteln, Strafsachen, Ausweisen, leeren und leersten Regiments-, Bataillons-, Kompaniebefehlen über jeden kleinen Dreck, alles mit Dutzenden von Stempeln, Unterschriften, Registraturvermerken, Rotstiftstrichen versehen – Dokumente einer geist- und seelenlosen Maschinerie, die jede Kleinigkeit des Alltagslebens der Truppe genau nach den Vorschriften der Felddienstordnung aktenmäßig festlegt und festhält.

Aus dieser Masse toter Papiere löste sich ein Aktendeckel heraus. Die mit sichtlicher Liebe in sauberer Rundschrift und verschnörkelten Initialen geschriebene Aufschrift „Unternehmen „Dreieck““ schien zu sagen: „Mich mußt du besonders beachten.“ Und wirklich – dieses Aktenstück, das die Dokumente einer im Oktober vorigen Jahres von der Truppe durchgeführten Strafexpedition gegen Partisanen im Gebiet von Brest-Litowsk enthielt, schob brüsk den bürokratischen Schleier von den Taten dieses Polizeiregiments zurück und eröffnete den Ausblick auf das, wenn man so sagen darf, „Leben“ der Mordmaschinerie.

„Die Aktion verlief reibungslos und ohne Zwischenfälle“, beginnt der abschließende „Erfahrungsbericht über die Vernichtung der im Raum nordwärts von Mokranj bandenverseuchten Ortschaften“, der die Unterschrift trägt: „Holling, Major und Bataillonskommandeur des III. Bataillons des Polizeiregiments 15“ und an den Kommandeur der Ordnungspolizei Brest gerichtet ist. Weiter heißt es:

„Die Orte sind befehlsgemäß niedergebrannt worden. Erschossen worden sind in Borysowka insgesamt 169 Personen, in Borki insgesamt 705 Personen, in Zablocie insgesamt 189 Ortseinwohner. Das Vieh, das Gerät, das Getreide und die Fahrzeuge und Maschinen sind im Benehmen mit den zu-

ständigen Kreislandführern sichergestellt worden. Nach Diwin und Mokranj sind insgesamt abgetrieben worden 1470 Stück Rindvieh, 1105 Stück Schweine, 148 Pferde, 1225 Schafe.“

Schon dieser Bericht, in dem die ermordeten 1063 Ortseinwohner bürokratisch exakt neben den 3948 „sichergestellten“ Stück Vieh aufmarschieren, würde genügen. Aber die Wirklichkeit ist weit furchtbarer, als diese Zahlen ahnen lassen. Der „Erfahrungsbericht“ Major Hollings berichtet über „Mängel“ der durchgeführten Aktion: man hat ihm zuwenig Soldaten mitgegeben:

„Selbst wenn der wahre Umfang der Ortschaften bekannt gewesen wäre, wäre dennoch – da die meisten Ausbauten im Walde liegen – eine vollständige Abspernung nicht möglich gewesen. Da man annehmen muß, daß die Banditen und Bandenhelfer sich bevorzugt in den abseits liegenden Gehöften aufhalten und bei dem geringsten Anzeichen die Flucht ergreifen, während die Leute mit gutem Gewissen zurückbleiben, dürften gerade die Banden und Bandenhelfer entkommen sein.“

Mit anderen Worten: Major Holling hat bewußt und kaltblütig 1063 „Leute mit gutem Gewissen“, unschuldige Ortseinwohner, Greise, Frauen und Kinder ermordet!

Aber die Dokumente sprechen weiter; dem „Erfahrungsbericht“ folgen zwei Beschwerden.

Da ist bei den Dienstbesprechungen über das geplante Unternehmen „Dreieck“ ein SS-Hauptscharführer namens Welsch vom „Sicherheitsdienst“ (SD), diesem gefürchtetsten der Organe Himmlers in der Etappe, aus Brest erschienen. Er war geschickt vom Hauptscharführer Topf. „Er nahm“, berichtet Major Holling, „eine kampfbereite Haltung an und benahm sich reichlich disziplinos. Wie ich festgestellt habe, hatte Welsch vorher reichlich Wodka getrunken.“ Dieser Welsch wollte unbedingt persönlich an der Aktion teilnehmen. Warum? Major Holling hat es festgestellt und berichtet darüber: „Welsch hat die Exekutionsmethoden der Schutzpolizei hinsichtlich ihrer Humanität in Zweifel gezogen.“ Major Holling hat das betrunkenene SS-Schwein nicht an „seiner“ Aktion teilnehmen lassen – er war überzeugt, die Exekution so durchführen zu können, daß ihn auch nicht der leiseste Tadel zu großer Humanität treffen konnte. Und er hat den Beweis geliefert.

Aber das Bild ist noch nicht vollständig.

Die zweite Beschwerde Major Hollings erzählt folgendes: Am ersten Tag der Aktion meldete sich bei ihm der Untersturmführer desselben Sicherheitsdienstes aus Brest, Hellwig. Ein Ausweis seiner Dienststelle berechtigte ihn, mit einem Lastkraftwagen zusätzliche Verpflegung für die Herren vom SD aus den niederzubrennenden Dörfern abzuholen. Major Holling war sehr „erstaunt, da der SD im Rahmen dieser Aktion sich völlig passiv verhielt“. Aber auch er zitterte vor dem SD und erlaubte dem finsternen Burschen

Hellwig „einiges mitzunehmen“, was dieser benutzte, um den ganzen Lastkraftwagen vollzupacken. „Inzwischen aber“, berichtete Holling weiter, „war noch ein Hauptsturmführer des SD, Wangesmann, erschienen, der sich gemeinsam mit Hellwig an den zusammengebrachten Kleidungsstücken, Hausgerät usw. zu schaffen machte, aussortierte und verladen ließ.“ Holling hinderte die SS-Hyänen nicht an der Durchführung ihres schmutzigen Handwerks – er beschwerte sich nur hinterher: „Es könnte der Eindruck entstehen, als ob dem SD besondere Rechte eingeräumt seien.“

Das alles geschah vom 28. bis 30. September 1942 in den genannten Dörfern bei Brest-Litowsk. Der blutrünstige Welsch, die Marodeure vom SD Brest, Wangesmann, Topf und Hellwig, Major Holling vom III. Bataillon des Polizeiregiments 15 und SD-Sachbearbeiter Dr. Brandstetter sind die uns bekannt gewordenen verantwortlichen Akteure dieses blutigen Drama's, dem 1063 friedliche Bewohner dreier Sowjetdörfer in drei Tagen zum Opfer fielen.

Mehr als zwei Jahre hausen Dutzende von Polizeiregimentern, von Hunderten von SD-Stellen aufgehetzt, in Tausenden von Dörfern und Städten der besetzten Sowjetgebiete! Was sich unserm Blick darbietet, wenn wir durch die zurückeroberten Ortschaften fahren, ist nur ein winziger Teil dessen, was dieses Heer von Mördern und Leichenfledderern auf höheren Befehl in all dieser Zeit im Hinterland der Ostfront angerichtet hat und täglich anrichtet, bis das Gericht der freien Völker ihrem Treiben ein Ende setzt und die Schuldigen an all diesem Grauen der verdienten Strafe zuführt. „Die Unterdrücker der Menschheit bestrafen ist Gnade; ihnen verzeihen ist Barbarei.“ An diese Worte Georg Büchners wird erinnert werden, wenn die Organisatoren und Helfer der Massenmorde an friedlichen Menschen vor ihren Richtern stehen.

Juli 1943

LANDSERBRIEF AN HITLER

„Ich habe den Oberbefehl übernommen,  
um noch näher bei meinen Soldaten zu sein.“  
*Hitler*

*Siehst du, Adolf, das ist recht!  
Sei kein Pharisäer!  
So ein Einfall ist nicht schlecht,  
Komm ein bißchen näher.*

*Sieh man, wo du unterkrauchst.  
Ist noch Platz im Graben.  
Wenn du sonst noch etwas brauchst,  
Alles sollst du haben.*

*Komm, hier hockt man ziemlich dicht.  
Such dir Platz im Dunkeln.  
Aber bitte tritt uns nicht  
Auf die Frostkarbunkeln.*

*Hier gibt's frischen Fleischsalat  
Und die schönste Krätze.  
Und die Läuse suchen grad  
Neue Kriegsschauplätze.*

*Kippen wirst du auch nicht schnornn,  
Bist ja wohl kein Raucher.  
Denn mit so was steht's hier vorn  
Schlecht für den Verbraucher.*

*Unser Vegetariermahl  
Wird dir sehr behagen.  
Denn hier lebst du ideal  
Obne Fleisch im Magen.*

*Leider kommt dein Sprechtalent  
Hier nicht zur Entfaltung;  
Denn hier gibt es permanent  
Andere Unterhaltung.*



*Vor dem kalten Heldenloch  
Hab man keine Bange.  
Denn auch hinten lebst du doch  
Nicht mehr allzulange.*

*Und womöglich wirst du hier  
Mit Musik begraben.  
Diesen Tag begießen wir,  
Schon, weil wir doch dann vor dir  
Endlich Ruhe haben.*

Februar 1942

### SEID IHR DENN BLIND?

*Seid ihr denn blind? Habt ihr verlernt zu denken?  
Durchschaut ihr immer noch den Schwindel nicht?  
Wie könnt ihr einem Mann Vertrauen schenken,  
Der nichts von allem hält, was er verspricht.*

*Der euch von Anfang an getäuscht, betrogen,  
Der heut verleugnet, was er gestern schrieb,  
Der euch mit einer Handvoll Demagogen  
In dieses blutige Verhängnis trieb!*

*Und auf dem sogenannten Feld der Ehre,  
Das ihr mit eurem jungen Blut betaut,  
Wächst goldne Saat nur für die Millionäre,  
Jedoch für euch wächst dort nur Hungerkraut!*

*Nein, es ist keine Ehre, hier zu sterben!  
Hört nicht auf ihr beschwörendes Gebrüll!  
Statt euch und euer Deutschland zu verderben,  
Vernichtet den, der euch verderben will!*

1943

## WO DER HABICHT SCHIESST

**E**r wurde geboren, wo der Habicht schießt, der in hundertjährigen Bäumen horstet und über Hügeln und Gründen kreist. Er wurde gelegt auf ein Kissen aus Grobstroh. Er lauschte als Kind an den Fugen der manns-hohen Mauern, die reiche Höfe umschließen, die auf Hügeln thronen, hoch erhoben über den Hütten der Armen, gleichend dem Habichtshorst.

Er hieß Fritz Stäuber, und die Menschen im Dorf nannten ihn Fiete. Er kam 1944 aus der Schule. Er wuchs auf wie viele seines Alters: ohne Vater, denn der war im Krieg; umhegt von der Liebe der Mutter, die nur ihn hatte und nachsichtig war in allem.

Als er in den letzten Kriegstagen noch eine Panzerfaust nehmen sollte, versteckte ihn die Mutter.

Er war einverstanden; denn er hatte Tote gesehen . . . viele schon! Seinen Großvater und die Großmutter; aber das waren normale Tote für ihn; andere waren die Bauern mit ihren Kuhgespannen, die eines Mittags von Tieffliegern zerfetzt worden waren. Er hatte damals geholfen, die Toten zusammenzusuchen . . .

Nachts hatte er einen Traum: Er irrte über die Felder, um den rechten Arm des Römer-Bauern zu finden, der ohne den Arm im Grab nicht zur Ruhe kommen würde. Er sah den Arm aus den Wiesen ragen. Der Arm winkte ihm. Doch wenn Fiete näher kam, war der Arm ein Weidenstumpf, ein Grenzpfahl oder etwas anderes . . . Im Traum sah er sich immer magerer werden. Zuletzt sah er aus wie der Römer-Bauer, dem sie das Gesicht von Blut und Schmutz gesäubert hatten, bevor sie ihn in den Sarg legten: die Hand, die ihm geblieben war, in den Hals gekrallt . . .

Oft hatte Fiete diesen Traum. Darum war er froh, als ihn die Mutter vor der Panzerfaust bewahrte.

In einer Feldscheune verbarg sie ihn. Unter den Dachbalken hockte er. Mäuse und pfeilschnelle Feldschwalben, schmalbrüstig, mit weiten Schwingen, waren seine Gesellen.

Morgens hörte er die Elstern in den Feldgehölzen schackern. Wenn er über das Stroh bis zum Rand der Scheune kroch, konnte er die Elstern sehen.

Eines Nachts – dunkles Dröhnen und der Himmel hinterm Wald verrieten, daß die Front nah war – raschelte es unten im Stroh. Es mochte irgendein Getier sein.

Aber Fietes Herzschlag drang in den Hals und hämmerte den Schlaf aus dem Körper. Fiete durchstierte die Nacht.

Angst macht die Lippen spröde. Fiete spürte, wie die Lippen aufplatzten, wie sein heißer, trockener Atem ihre Schrunden vertiefte, wie die brennende Angst seine Zunge auslaugte. Er fühlte, wie alle Kraft aus seinem Körper floß. Er war jedem Geräusch ausgeliefert, dem gehörten und dem eingebildeten. Die Nacht bewegte sich auf ihn zu; einmal war er nahe daran, laut aufzuschreien.

Doch am Morgen kroch eine Frau aus dem Stroh, zierlich gewachsen, fast noch ein Kind. Das Kopftuch war ihr in den Nacken gerutscht. Sie zupfte das Stroh von ihren Kleidern. Sie trat auf das Feld hinaus und wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte.

Aus einem Saatbett purrte ein Schwarm Rebhühner auf. Die Frau zuckte zur Seite und knickte ein. Der Schreck saß tief. Sie drückte beide Hände auf die Brust, als wollte sie den Schreck herauspressen.

Fietes Herz war empfindlich nach der durchbangten Nacht. In ihm war der Wunsch, nicht mehr allein zu sein, wuchs jäh das Verlangen, die Langeweile des Tages und die Ängste der Nacht mit diesem Menschen zu teilen.

Leicht, ohne einen Laut, glitt er an den Rand der Scheune. Doch die Frau, scheu wie ein Tier, empfindsam, mit wachen Sinnen wie jeder, der nichts hat als seine nackte Angst, schien Fietes Gegenwart zu spüren.

Als er sie anrief, stand sie wie in die Erde gewachsen, und noch Stunden später, schon unterm Dach der Feldscheune, nah bei Fiete, war ihr Blick flattrig und ihr Ohr lauschend nach draußen gerichtet.

Wenn es Nacht wurde, brachte Fietes Mutter das Essen. Er verlangte nun mehr als sonst. Er sei hungrig, sagte er.

Er teilte mit der jungen Frau, von der er erfuhr, daß sie vor der Front geflüchtet war, zur letzten Weihnacht geheiratet hatte und ihr Glück unterm Baum – wie's ihre Mutter vorausgesagt – nur ein Traum gewesen, der schnell zerronnen war; denn ihr Mann, ein junger Leutnant, hatte wenige Tage später den Tod gefunden . . . Sie erzählte, daß er ein Held war, daß es aber besser wäre, wenn er noch leben würde, dann wüßte sie, wohin sie gehöre, dann hätte sie einen Menschen, aber so hatte sie niemanden, weil auch die Mutter nicht mehr war.

Und da Fiete ihr zuhörte und selbst nur wenig sprach, erzählte sie mehr.

„Da war bei uns einer“, sagte sie, „der hat Uhren gemacht, ganz neue – und alte machte er ziemlich neu . . . Da kam er aus dem Krieg und hatte keine Hände mehr . . . Hast du Angst?“ fragte sie. Fiete starrte auf ihre Fingernägel, die Strohhalme aufschlitzten. „Ich hab Angst“, flüsterte sie. Sie machte ihren Rücken rund und klemmte die Fäuste unter die Achselhöhlen. „Wo bist du zur Schule gegangen?“ fragte sie.

Fiete nickte in die Richtung, wo das Dorf sein mußte. „Da“, murmelte er. „Wo sonst?“

„Du kennst die Stadt nicht, wie?“

„Bißchen kenn ich sie schon.“

„In der Stadt ist der Krieg schlimmer. Hier kann man ihn überstehen, meinst du nicht auch?“

Fiete zuckte mit den Schultern. Er dachte: die hat mehr Angst als ich. Ist ja auch 'ne Frau, dachte er. Frauen suchen sich einen Mann, weil Männer stark sind. Ohne Mann sind die Frauen alle wie nichts.

„Ich bin nie aus der Stadt rausgekommen“, erzählte sie. „Ich bin zur Oberschule gegangen. Da muß man lernen, auch wenn Ferien sind. Meine Mutter war streng darin... Wir hatten einen in der Schule, der war so alt wie du. Der wußte schon alles von Frauen... Nu ja, was man so wissen muß, nicht!“

Fiete schluckte.

Sie hatte aus Stroh eine Puppe geflochten. „Er ist auch gefallen“, sagte sie. „Er hat die wenigen Jahre genutzt... Man muß schnell leben im Krieg. Man darf nicht soviel überlegen, meinst du nicht auch?“ Fiete wußte mit ihren Worten wenig anzufangen.

Wenn sie tagsüber einschlief, konnte er stundenlang ihr Gesicht betrachten. Das Gesicht hatte für ihn eigentlich nur Lippen, rote, schwellende Lippen. Sonst war die Frau ziemlich bleich, und alles war klein an ihr: die Nase, die Augen, die Ohren, die Brüste, alles.

Beim Schlafen zog sie immer ein Bein an. Dabei schob sie den Rock übers Knie. Fiete wandte sich jedesmal ab und fühlte sich elend, weil er immer wieder hinsehen mußte.

Dann kam die letzte Nacht in der Feldscheune. Überall krachte und toste es. Sie umfing ihn ängstlich mit beiden Armen. Sie kroch fast in ihn hinein. Manchmal verbarg sie ihr Gesicht unter seiner Achsel.

Der Krieg tobte sich in seiner ganzen Wildheit aus. Die SS hatte sich hinter Boltin verschanzt. Bei Morgengrauen war sie niedergerungen. Nur hier und da peitschte noch ein Schuß auf. Vom Dorf her schwoll Motorenlärm und das Rasseln und Malmen von Panzerketten.

Die junge Frau weinte und küßte Fiete ab. Ihre Schulter bebte. Aus der Angst brach die Gier nach Leben. Sie stieß im Flüsterton hervor: „Komm doch!... Halt mich fest, du... Noch fester!... Küß mich!“

Etwas Neues war in Fiete. Er kannte das nicht. Sein Blut jagte, ihn schwindelte. Er war wie umnebelt. Er erwiderte den Druck ihrer Arme. Dann umklammerte er sie wild.

Als sie längst still war und noch kleiner schien als sonst, hatte er sich noch nicht beruhigt.

Fiete nahm die Witwe mit nach Hause. Schon nach den ersten Tagen sagte die Mutter: „Sie muß fort von hier!“

„Sie bleibt!“ sagte Fiete. „Sie hat keinen Menschen.“

Sie blieb auch und ließ ihn gewähren.

Die Mutter war schwach. „Oft begreift man zu spät, was schlecht für einen ist“, klagte sie.

Dann kam Fietes Vater.

Er war bärtig und mager wie alle, die zu jener Zeit heimkehrten. Er drückte den Jungen an sich, was er nur sehr selten getan hatte.

„Grüß dich“, sagte er zu seiner Frau. „Nun sind wir alle wieder beieinander“, sagte er noch.

In der Küche stand er. Seine Arme umfingen die Schultern seiner Frau und seines Jungen. „Na ja, der Bart“, schmunzelte er. „Ich werd’ ihn abnehmen... Setz Wasser an, Mutter!“

Er lachte und war zu Hause, vertraut mit jedem Winkel und Eckchen der blankgescheuerten Küche.

Er stellte den Spiegel ins Fensterbrett, sah hinein, mit verkniffenen Augen, und bewegte den Kopf hin und her. Er wollte dieses finstere Gesicht, das zum vergangenen Leben gehörte, noch einmal allseitig betrachten. Er strich über den dunklen Wulst der Falte, die die Stirn teilte.

Als er zum Rasierpinsel griff, blickte er auf seinen Jungen.

„Brauchst ihn auch schon, was?“ fragte er.

Fiete nickte und spürte, wie seine Augen heiß wurden und Speichel den Mund füllte. Er schluckte heftig.

Aus dem Bart des Vaters huschte ein überraschtes Lächeln.

Da trat die junge Witwe ein. Sie war nachlässig gekleidet, ihre Haare waren wirr, ihre Augen schwarz gerändert, ihr Gesicht nicht größer als die hohle Hand des Vaters...

Die Blicke des Vaters wurden in dieser Stunde nicht beantwortet.

„Was ist?“ fragte er, als sie gegangen war.

„Du mußt es verstehen“, sagte die Mutter. Fiete lief aus der Küche.

„Was ist?“ forderte der Vater.

„Sie haben’s miteinander... Ich hab’s nie gewollt... Versteh es doch!“

Der Vater klappte das Rasiermesser zu. In seinen Mundwinkeln zuckte es. Er dachte daran, wie er die Monate gezählt hatte, die Wochen, die Tage und zuletzt die Stunden, als er am Morgen aus dem Zug gestiegen war und sich auf den Weg gemacht hatte... heim!... heim!...

Er dachte noch einmal alle Gedanken, mit denen er sein vergangenes Leben hinter sich gelassen, er durchlebte noch einmal alle Taten, mit denen er anders zu leben begonnen hatte.



Da war der Brief von seiner Frau. Von Boltin hatte er den Weg bis in die vordersten Gräben gefunden. Aus den Zeilen kroch ihn die Sorge an, die Verzweiflung einer Mutter, groß, als hätte einer die Verzweiflung aller Erdenmütter in eine Brust gepreßt . . . Nun werden sie auch noch den Jungen holen. Sie holen Kinder und Alte ohne Unterschied . . . Im Trommelfeuer machte seine augenblickliche Angst einer kommenden Platz. Er vergaß sich und dachte nur an seinen Jungen, dachte, wie der Junge zerrissen werden würde, und krallte sich in die zerrüttete Erde . . . Wenn ich diesen Tag überstehe, schwor er sich, werde ich schreiben, daß sie den Jungen nicht fortlassen darf! . . . Er überstand diesen Tag und schrieb. Er schrieb Worte, die man nur einmal findet. Sie waren noch glühend vom Feuer, das ihn umrast, noch blutig vom Blut, das er gesehen hatte, und rauh von der Vaterliebe, die in ihm war wie nie zuvor. Der Brief kam nur bis zum Regiment. Dort riß man ihn auf, und dort fällte man das Urteil: Wehrkraftzersetzung! . . . Zwei Mann sollten ihn zum Regiment bringen. Unterwegs sagte er: „Ich hab einen Jungen . . . bloß deswegen. Um mich geht es gar nicht!“ – Die zwei klopfen im gleichen Schritt über den Feldweg. – „Ich habe beide EKs, bin zweimal verwundet . . . Es geht nur um meinen Jungen“, sagte er noch einmal . . . und später, als der Schritt der beiden schon müder wurde, sagte er noch: „Habt ihr keine Kinder?“ . . . Dann, in einer Wegbiegung, als der Abend schummerte, machte er sie nieder. Er floh zu den Russen.

Die Frau ahnte etwas von dem, was der Mann dachte. Sie umarmte ihn, und ihr Blick war sanft und gut.

„Sie muß aus dem Haus“, sagte er.

„Ja . . . Aber du mußt das verstehen!“

„Ich weiß selbst, was ich zu tun und was ich zu lassen habe“, sagte er.

In seinen Mundwinkeln war wieder das Zucken, das sie kannte von früher her, wenn er, vom Jähzorn geschüttelt, nach Peitsche oder Wagenrunge gegriffen hatte.

Den Tag über blieb etwas Lastendes zurück.

Als sich der Vater gegen Abend im Schuppen zu schaffen machte, lief ihm die Witwe über den Weg. Er rief sie heran. Er strich über sein Kinn, das sich sonderbar kühl anfühlte, seit der Bart fehlte.

Die beiden maßen sich wie Gegner, die wissen, daß einer von ihnen weichen muß.

Die Witwe setzte sich breitbeinig auf einen Hauklotz und klemmte den Rock zwischen die Schenkel. Ihre nackten Füße wühlten in Spänen und Sägemehl.

„Ich bin schwanger“, sagte sie. Über ihr Gesicht wischte ein ratloses Lächeln.

„Gehn Sie fort . . . Sie haben kein Recht, hier zu sein. Gehn Sie bald!“

„Es ist von ihm . . .“

„Er ist-selbst noch ein Kind . . . Gehn Sie!“

Der Vater wandte sich ab.

Sie hat kein Recht, hier zu sein, dachte er. Sie ist wieder nur Angst, ein Stück des Vergangenen, ein Fetzen Hoffnungslosigkeit, etwas, das dem Jungen im Wege ist, das ihn gefährdet . . .

„Es wird sich alles finden.“ Über die Schulter sagte er das. „Wenn der Junge älter ist, wird sich alles finden . . . Wir sind nicht aus der Welt.“

Er ging in die Küche. Fiete sah, wie er nach Brot und Büchsenfleisch griff, wie er im Schrank, hinter den Kaffeetassen, nach Geld suchte.

Die Witwe nahm alles.

„Wir sind nicht aus der Welt“, murmelte der Vater.

Er schlug auf das Holz ein. Er lief quer über den Hof und klinkte die Tür zu, die die Witwe weit offengelassen hatte.

In der Nacht schlich sich Fiete aus dem Haus.

Die erste Liebe, die ihm freigebig gewährt worden war, die so plötzlich über ihn gekommen, die erfahren und voller Lockungen schien, hatte ihn nicht sättigen können.

Er rannte durch die Wiesen, durch den Wald, feucht bis zum Gürtel, fröstelnd und ruhelos. Er dachte an seinen Vater und verwünschte dessen Heimkehr.

Er fragte sich, ob er den Vater je vermißt habe. Er sagte: Nein! Er dachte nicht an die Zeit, da er kurze Beine hatte und der Vater ihn trug, hoch auf den Schultern; da der Vater ihm zeigte, wie man Forellen greift und einen Fuchsbau austräuchert, wie man die Waben wildlebender Bienen findet und vom Engerling in der Erde erfährt, wie lange der Winter dauern wird. Er dachte nicht daran, wie sie im Wald Feuer machten, aus Eichenästen, weil Eiche nicht räuchert, wie sie den Hasen aufspießten und brieten und die schwarzbraune Bratkruste platzte und schneeweißes, dampfendes Fleisch zu sehen war. Er sah den Vater nicht sitzen an seinem Krankenbett, als er im froststarken Winter im Teich eingebrochen war und der Arzt und Vater und Mutter gefürchtet hatten, daß er gelähmt bleiben würde . . . Daran dachte Fiete nicht, wohl aber an andere Stunden seiner Kindheit.

Er hatte als Junge manchmal empfunden, daß die Küche ohne Vater größer war. Ihm gehörte dann jede Ecke und der Hammer im Tischkasten und die Säge, die er schartig machte.

Einmal hatte ihn der Vater wegen der verhunzten Säge verprügelt. Später, als die Striemen noch brannten, hatte der Vater gesagt: „Der Mensch ist wie sein Werkzeug. Taugt das Werkzeug nichts, ist auch der Mensch nichts wert.“

Fiete hatte nur mit halbem Ohr hingehört und den Satz trotzdem nicht vergessen. Warum muß er mich erst prügeln? hatte er gedacht. Noch manche Erinnerung stieg in Fiete auf. Der Vater kam bei keiner gut weg. Der Junge sah ihn als finsternen, schweren Menschen, der abends müde vom Gut zurückkehrte und manchmal betrunken gewesen war.

In einem ganz anderen Licht erschien Fiete die Mutter. Sie fand Worte, wenn der Vater dumpf am Tisch saß. Sie konnte Fiete oft streicheln, während der Vater selten, selten seine rauhe Hand auf Fietes Kopf gelegt hatte.

Und weil in dieser Nacht alles in ihm nach der Güte und Wärme eines anderen Menschen verlangte, wuchs die Abneigung gegen den Vater mit jedem Schritt durch den Wald.

Der Vater war gekommen und hatte den Menschen fortgeschickt, der Fiete Wärme und Lust und immer neue Wunder geschenkt hatte . . . Fiete trat aus dem Wald. Schwarz und klobig stand die Feldscheune da. Hier hatte alles begonnen. Hier sollte alles wieder werden, wie es gestern noch war.

Wie lange?

Wer würde danach fragen, wenn er so jung wäre, so aus dem weichen Bett, so aus den warmen Armen gerissen wie Fiete? . . . Wer würde danach fragen, wenn er so ohne Halt wäre, so reif und doch so ungewiß der Ernte wie die junge Witwe?

Fiete ahmte den Ruf des Käuzchens nach. Unterm Dachbalken der Feldscheune raschelte es. Er hatte sich nicht geirrt.

Am Morgen fand der Vater das Bett des Jungen leer.

„Erzähl alles“, sagte er zu seiner Frau, und sie verschwieg ihm nichts.

„Du hast ihn versteckt, als er schießen sollte?“ sagte er. Und er dachte: Sie hat meinen Brief nie bekommen und hat den Jungen trotzdem versteckt.

Seine Augen verrieten, wie sehr ihn das erregte.

„Ich wollte ihn retten“, sagte die Frau. „Und nun . . . Ich weiß mir keinen Rat.“

„Wir müssen ihn wieder retten!“ Er stülpte sich die Mütze auf, die alte, graue, die daran erinnerte, daß er einmal Soldat gewesen war.

„Ich hol ihn“, sagte er.

In den Blicken seiner Frau flackerte Angst. Er sah es und brummte: „Ich schlag ihn nicht . . . Das war einmal!“ Und als sei ihm plötzlich etwas Bedeutendes eingefallen, verlangte er nach einer anderen Mütze. Er warf die graue in den Kohlenkasten und nickte. Verbrenn sie! hieß das.

Der Vater ging zur Feldscheune. Er wartete den Abend nicht ab und auch die Stunde nicht, da die Bauern zum Frühstück die Schatten der Feldgehölze suchen. Er lief, ohne sich umzublicken. Die ihm nachschauten, wunderten sich über seinen gebeugten Gang. Der Krieg! dachten manche . . . Und so

wird meiner auch kommen, dachten die Frauen, die jungen, denen die Nächte zu heiß waren und viel zu lang. – Ja, so wird er auch kommen. Als er ging, da sprang er noch wie ein Böckchen . . . Ach, dieser dreimal verfluchte Krieg! . . .

Der Vater dachte bei jedem Schritt: Ich muß ihn zurückholen, und der Frau muß ich eine Bleibe schaffen.

Er dachte es so lange und so heftig, bis der Kopf schmerzte und die Augen ihm brannten.

Es war ihm alles eine schwere Last.

Fiete schmiegte sich an die Frau, als er die Stimme des Vaters vernahm. So, eng bei ihr, glaubte er, die Stimme könne ihm nichts anhaben.

Die Frau hatte solche Illusionen nicht. Ihr kamen aber auch keine Gedanken, die hätten weiter führen können, über die Umarmung hinaus.

Noch zwei-, dreimal rief der Vater.

Die beiden lagen dicht und warm wie in einem Nest.

Der Vater kletterte über Stroh und hangelte sich an den Balken hoch.

Als sein keuchender Atem nah war, schob die Frau Fiete von sich, behutsam, nicht jäh. Sie richtete sich auf und strich ihre Kleider glatt. Etwas wie Scham war in ihr, stieg in den Hals und machte ihn eng.

Fiete wich dem Vater aus. Er rutschte die Strohwand hinab, in die Scheunentenne. Er rannte durch die Wiesen, dem Wald zu. Er stand vor einer weitkronigen Birke, deren Laub dicht war. Er hatte als Junge Krähenester ausgenommen. Er war im Klettern affengewandt. Das kam ihm jetzt zustatten.

Der Vater stand gebückt unterm Scheunendach. Die Frau hockte immer noch in dem Nest. Sie hatte die Ellenbogen an den Körper gepreßt.

Das Nest schien ihr kühl. Sie sah an dem Gesicht des Mannes vorbei. Dann glitten ihre Blicke an ihm herab.

„Ich hab Ihnen alles gesagt“, redete Fietes Vater heiser. „Ich hab nichts hinzuzufügen.“

Die Frau hatte nicht viel Erfahrungen mit Männern; aber die Heiserkeit dieses Mannes erinnerte sie an einen Abend aus ihrer Oberschulzeit. Sie war sechzehn damals und noch zierlicher als heute und war vor wenigen Tagen aufgestanden und hatte zur Mutter gesagt: „Ich blühe!“

Er war dreißig, vielleicht auch vierzig, sie erfuhr das nie genau. Er war so heiser gewesen wie dieser hier, als er auf sie einredete. Sie hatte sich dann später vor seinen Händen gefürchtet und noch später geekelt.

„Sie müssen vernünftig sein . . . Ich verspreche Ihnen.“ Fietes Vater riß sich das Hemd auf.

Die Frau zog die Beine unter sich und kniete plötzlich. Sie hatte manchen

Gedanken, aber sie dachte keinen zu Ende. Es war ihr eng und heiß. Sie zog den Blusenkragen vom Hals. Sie blickte wieder hinauf zu dem Mann, der zu ihr hinab – und wie's schien, auch in sie hineinsah. Die Gedanken glitten ihr fort wie Aale. Sie verließ sich auf das, was in ihr als die Summe magerer Erfahrungen war, und sagte leise, Flackern in der Stimme: „Bin nicht die Schlechteste.“

Der Mann stand steif da. Sie lehnte sich gegen ihn, und ihre Finger verhakten sich in seinem Gürtel.

Da riß er die Finger los. Unter seiner Stirn glimmte, spaltschmal, das Blau der Augen. „Geh! . . . Sonst! . . . Mit der Peitsche, du Aas!“

Er rutschte auf den Scheunenboden. Er drohte noch einmal hinauf und spuckte aus. „So ein Luder, noch naß vom Jungen her, und dann soll der Alte schon ran. Die ist richtig . . .“

Er wählte den Weg, der im weiten Bogen ums Dorf führte. Er wollte keinem Menschen begegnen.

Fiete sah von seiner Baumhöhe aus den Vater den weiten Weg wählen und sah, nach bangen Minuten, die junge Witwe aus der Scheune hasten.

Sie war so flink im Wald und an seinem Baum, daß er nicht schnell genug herabklettern konnte. Er öffnete den Mund und wußte nicht, wie er sie anrufen sollte. Er kannte alles an ihr, nur ihren Namen nicht. Er hatte ihr manchen Namen gegeben, aber nur immer still für sich. Er hatte sie nie angeredet, nicht mit „Du“ und nicht mit „Sie“.

Und so rief Fiete, wie damals von der Feldscheune aus: „Hallo!“ Sie zögerte. Er rief ein zweites Mal. Sie lief weiter. „Ich bin's doch, Fiete!“ schrie er und kletterte herab. Sie rannte und rannte.

Fiete warf sich ins Gras. In der Nacht kam er heim, naß und frierend wie ein Kücken, das sich verirrt hat.

Die Witwe fand nach langem Umherirren in einem der Nachbardörfer eine Alte.

Die Alte dachte: Es ist schon sehr weit . . .

Die Witwe blutete durch, was ihr untergelegt wurde, einen Tag und eine Nacht lang. Am Ende waren ihre Lippen bleich wie ein Zeitungsrand.

Sie starb.

Schnell, wie ein Gedanke, erreichte die Nachricht vom Tod der Witwe das Dorf.

Fietes Vater war auf dem Weg zum Gemeindebüro. Er wollte dort sagen, daß er nun wieder da sei, und noch Verschiedenes mehr wollte er zu verstehen geben, als sich ein Alter an ihn drängte. Der Vater dachte: Solang



ich denken kann, ist der schon alt. Und er dachte: Der Kracher kann nicht sterben, weil's auf der Welt immer wieder Dinge gibt, die wert sind, weitergetragen zu werden.

Der Vater blickte aufmerksam, und so erfuhr er den Tod der jungen Witwe.

Der Vater ging noch einige Schritte neben dem Alten her. In seinem Gesicht zeichneten sich die Spuren vieler Gedanken ab. Dann wurde es hart und steingrau. Er drehte sich um, ging zögernd, lief immer hastiger und verschwand zwischen spitzgiebligen Häuschen.

Der Vater war froh, den Jungen nicht anzutreffen. Er fragte auch nicht, wo er sei. Er wünschte sich Ruhe, um Herr über seine Gedanken zu werden.

Die Mutter blickte ihn von der Seite an. Sie sah, wie es hinter seinen Augen arbeitete.

„Sie ist tot“, sagte er dumpf.

„Wer?“

„Das Frauenzimmer!“

„Um Gottes willen . . . Mann!“

Er hatte mit seiner Frau nicht über die letzte Begegnung in der Feldscheune gesprochen. Es war ihm nicht gegeben, an solche Geschehnisse Worte zu verschwenden. Er hatte seine Frau, deren Haar nun schon ergraut war, kennengelernt, geheiratet und seither nie mehr einen Blick für andere Frauen gehabt. Es hatte in ihrer Ehe nie ein Gespräch solcher Art gegeben, und auch heute scheute er sich, von dem Angebot zu reden, das ihm die Witwe gemacht hatte.

„Ja, sie ist tot . . . Ich begreif das sowenig wie du“, sagte er noch einmal, und aus seinen Worten klang die ganze Ratlosigkeit eines Menschen, der Gutes gewollt und Böses geschaffen hatte. „Wir müssen's nehmen, wie's kommt.“ Sie wischte sich über die Augen. Dann, jäh und hemmungslos, wurde ihr Körper von einem Weinkrampf geschüttelt, und durch ihr Schluchzen hörte er: „Daß wir dir solche Heimkehr bereitet haben . . . Solche Heimkehr! . . . Ach Gott, ach Gott, solche Heimkehr!“

Er strich ihr übers Haar und ahnte, daß sie erst am Anfang des Sorgenberges standen.

Als der Junge kam, blickte der Vater, die Augen hinter den dichten Brauen verborgen, auf.

Er weiß alles, entschied der Vater. Er sah es an dem Gesicht des Jungen, das bleich war, und an den Kaumuskeln sah er's, die hervorsprangen, weil sie die Tränen fortbeißen wollten, die am Gaumen stachelten.

Die Ruhe füllte die ganze Küche aus. Der Junge stierte aus dem Fenster. Er sah die Sonne in den Wald sinken. Schatten krochen über sein Gesicht

und machten es spitz und lang. Zuweilen lief ein Zittern durch den schmalen, hageren Körper.

Der Vater ging aus der Küche. Als er zurückkam, lief die Mutter hinaus.

Der Vater suchte nach Worten, aber jedes schien ihm hilflos zu sein, ungeschickt, wie Eintagskälber; trotzdem sagte er: „Nun hör auf zu stieren, Junge. Das führt zu gar nichts. Beschäftige dich und stiere nicht!“

Fiete kehrte sein Gesicht ab und beugte sich dem Fenster zu. Seine Gedanken waren wie Nebel . . . Was will er denn? Soll er mich doch in Ruhe lassen! . . . In der Küche drückte alles auf ihn: die Wände, die Gegenwart des Vaters, der Abend, der in die Nacht glitt, und sein Schmerz, der etwas Dunkles, Dumpfes war.

Der Vater holte den Dreifuß aus der Kammer. Er hatte sich immer auf seine Hände besonnen, wenn ihm das Herz zu schaffen machte.

„Halt das Riester“, sagte er zu Fiete. „Mach schon. Hast die Schuhe runtergelatscht, nun hilf sie flicken . . . Los! Los! Und träume nicht!“

Fiete ging zögernd zum Vater. Mit einem Finger drückte er den Riester auf den Schuh.

„Faß richtig zu!“ brummte der Vater. „Wer bei der Arbeit wegguckt, mißachtet sie . . . Mit den Gedanken ist es ebenso. Die Arbeit will die Gedanken bei sich wissen. Ist das nicht so, bleibt sie dir an den Fingern kleben . . . Bist alt genug. Mußt das heute schon wissen!“

Der Vater spürte, wie ihm die Worte zuflossen, wie die drückende Stille wich. Er hämmerte auf das Leder ein, und über die Arbeit hinweg blickte er lauernd auf seinen Jungen.

Fiete wollte sich wieder abwenden.

„Bleib!“ befahl der Vater. „In der Kammer liegt Pechdraht . . . Beweg dich schneller . . . Mach schon!“

Fiete dachte: Warum quält er mich noch mehr?

Dann stand der Vater schon hinter ihm. „Findest wieder nichts, was?“ brummte er und schob den Jungen zur Seite. Seine Hände spürten einen kleinen Widerstand im Körper des Jungen. Der Vater richtete sich auf. Er packte Fiete bei den Armen und schüttelte ihn.

„Was hast du?“ fragte er rauh. Fiete drehte sich aus den Händen des Vaters.

Aber der Vater griff fester nach. „Vergiß es!“ sagte er.

„Du hast sie auf dem Gewissen!“ sagte Fiete und wich zurück. Im Gesicht des Vaters fror alles Leben ein.

Fiete stand in der Mitte der Küche. „Du hast sie umgebracht!“ schrie er. „Du . . . du hast sie umgebracht!“

Der Vater ging, den Kopf gesenkt, zwei, drei schwere, müde Schritte . . . dann, auch schwer und müde, hob er die Hand und schlug zu. Der Schlag traf Fiete mitten ins Gesicht.

Der Junge stürzte über den Dreifuß...

Auch später, wenn er sich daran erinnerte, war's ihm jedesmal, als hätte man ihm ins Herz geschnitten.

Die Witwe war unter der Erde, in einer Ecke des Kirchhofes, wo keine Wege mehr liefen.

Unkraut drängte aus dem Grab. Frost kam und biß es tot. Schnee fiel weich und dicht und machte alle Gräber gleich, die der Armen und Reichen, die der Gläubigen und Gottlosen.

Märzwind kämmte den Schnee aus dem Saatenhaar. Die Kastanien im Kirchhof trieben klebrige Knospen. Ihr süßlicher Geruch strömte in die Mittagshelle.

Und eines Tages war auch in der äußersten Ecke des Kirchhofs der Schnee getaut.

Eine Wundernacht kam, mild und voll vom Duftstrom weicher Erde. Am Morgen sprangen die Kastanienknospen auf, und ihre winzigen, gierigen Zünglein leckten nach Tau und Licht.

Hinter dem Kirchhof stiegen die ersten Lerchen.

Die Erde war rege. Ruhelos webte sie Tag und Nacht ein dichtes, farben-sattes Tuch und bedeckte ihre braune Fülle, die reif wie ein Mutterleib war.

Nach wenigen Tagen fand keiner das Witwengrab wieder. Wilder Mohn und blauerzige Taubnesseln hatten die Kirchhofecken ausgefüllt, und von den Bauerngärten her wuchsen die rauhaarigen Kürbisranken.

Fiete hatte den Winter über die dunkelsten Ecken der Küche und Kammer gesucht. Er hatte die Tage verhockt, war, vom Blick des Vaters getroffen, manchmal geflohen und mit den Sternen wieder heimgekehrt.

In seinen Gliedern hatte die Kälte geglüht. In seiner Kammer unterm Dach, wo das Fenster undicht war und der Wind Schnee auf seine Bettdecke blies, hatte er hinter geschlossenen Lidern den Wald gesehen, stäubend von Schnee, knarrend von Frost – und auf der bleichen Decke des Waldes seine eigenen Spuren, dunkelschattig und plump.

Einmal war er auf seinem Weg durch den Wald stehengeblieben, hatte gleichmäßig und verbissen den Schnee im weiten Rund niedergestampft und gehofft, daß das nun so bleiben würde.

Aber nichts blieb, wie es war...

Kam er zurück am Abend, hatte der schnelle, glättende Pflug des Windes die niedergetretene Stelle mit frischem Glitzerschnee gefüllt.

Einmal hatte Fiete am Bach, dort, wo er sich zum See weitet, einen verirren Schwan entdeckt, der ruhelos war, um die Zange des Eises offenzuhalten.

Fiete hatte Stunde um Stunde gestanden, seine froststarren Glieder vergessen und hatte dann doch sehen müssen, wie die Kreise des Schwanes enger und enger wurden, bis der Schwan eingefroren war.

Fiete hatte den Schwan aus dem Eis befreit. Als er am andern Tag wiedergekommen war, hatte er den Schwan nicht mehr gefunden, nicht im Schilf, nicht unter der Böschung, wo das Eis brüchig war, nirgends.

Nichts blieb, wie es war . . .

Und eines Tags, lau war der Wind, graufleckig der Schnee, backig unter den Schuhen und patzenschwer, tropfte es tönend von den Bäumen und sammelte sich in den vereisten Bodenmulden zu hellen Pfützen.

Als Fiete nach diesem Tag in seiner Dachkammer lag, im Ohr das stete Tropfen des schmelzenden Schnees, schlief er in einen Traum hinein. Er sah sich auf einer Wiese, nah dem Bach. Auf dem Wasser zogen Schwäne und streichelten sich mit schlanken Hälsen. Von den Schwänen her kam eine Frau, groß und üppig. Sie drückte ihre weiche Brust an seine Stirn. Er sank vor ihr auf die Knie. Die Wiese gab nach. Er sank immer tiefer, und die Frau über ihm schien immer größer und üppiger zu werden.

Da erwachte er, rieb sich die Augen, saß im Bett und dachte: Es war nicht die Tote!

Nach dieser Nacht wurde sein Schlaf noch unruhiger. Am Tage drängte er sich nach Arbeit.

Übers Jahr waren die Eltern zu Bauern geworden. Im Schuppen, neben dem Holz, zupfte eine Färse im Stroh.

Fiete schlich zu ihr hin, so oft er konnte. Er warf ihr Rüben vor und das erste junge Gras, das an den Straßenrändern sproß. Er befühlte ihr schwelendes Euter und bildete sich ein, daß es schon feuchte.

Dann war es soweit. Die Färse stand vorm Kalben. Die Bänder über dem Becken hatten sich gelöst. Das Euter war prall und klebrig an den Zitzen.

Die Färse trampelte tagsüber und die halbe Nacht hinein die Streu fest.

Fiete war auf dem Weg zum Bach, wo er hinter den Sauerwiesen süßes Gras wußte.

Als er heimkam, die Tragkiepe vollgepackt, daß sie schwankte bei jedem Schritt, erreichte ihn vielstimmiger Lärm vom Hof der Eltern. Er rannte, gebeugt von der Last, mit knappem Atem.

Über den Zaun hinweg sah er die Färse. Sie lag auf dem Hof. Zwei Mann saßen auf ihrem Rücken. Hinten hatten sie Stricke angesträngt. Dort zerrten grobe Fäuste, zerrten die Färse Zentimeter um Zentimeter über den Hof. Die zwei Männer auf dem Rücken der Färse, so schwer sie sich auch machten, konnten das nicht verhindern. Um den Menschenhaufen, in dem die Färse lag, nur noch leise und hoch brummte, lief die Mutter, wimmerte:

„Ach, du lieber Gott im Himmel, hilf! . . . Verlaß uns, die Ärmsten nicht! Rette die Kuh, Allmächtiger . . . Ach, du mein lieber Herr und Schöpfer, rette die Kuh!“

„Hör auf zu jammern . . . Scher dich in die Küchel!“ zischte der Vater.

Als er Fiete entdeckte, der, wie an den Zaun gewachsen, immer noch auf der gleichen Stelle stand, rief der Vater: „Lauf, ruf den Tierarzt, Junge!“

Fiete stürzte davon. Erst auf dem Weg warf er die Tragkiepe ab. Als er zurückkam, umstanden die Menschen die Färse.

Sie ist tot, dachte Fiete und schlich sich heran. Aber vor dem Maul der Färse lag, zitternd, mit Kleie bestreut, ein schwarz-weißes Kalb. Die Färse beleckte das Kalb, müde und erschöpft war sie. In ihren samtbraunen Tieraugen fand Fiete viel Traurigkeit.

„Holt Säcke!“ befahl der Vater. „Wir müssen sie zudecken. Sie schwitzt!“

Fiete sah die schweren, breiten Hände des Vaters fliegen und fand in seinem grauen Stoppelgesicht Tränenspuren.

Die Helfer verliefen sich. „Es ist gut gegangen. Seid froh“, trösteten sie. „Ein Doppellender, ein kräftiger Bulle, seid froh, Leute!“

Dann, nach langen Stunden – die Färse hatte sich schwankend erhoben, war in den Schuppen geführt worden, auch das Bullenkalb, das seine ersten Sprüngchen versuchte – saß Fiete allein im Schuppen und wachte. Ihm kamen seltsame Gedanken.

Zum erstenmal hatte er eine Geburt erlebt. Als Kind hatte er Kaninchen gehabt. Sie hatten ihm Junge gebracht, heimlich, wie ein Geschenk. Auch eine Katze war im Haus gewesen. Sie hatte in den Nächten um den Februar und März herum wie ein Kind geschrien. Dann war sie stiller und immer träger geworden. Im April und manchmal im Mai hatte sie sich verkrochen. Nach Tagen, wenn die Sonne die Hausecken wärmte, war sie hervorgekommen mit vier, fünf bunten, verspielten Haarkugeln. Alles war heimlich gegangen, ohne Schmerzen wohl und ohne die Hilfe der Menschen.

Fiete dachte an die fliegenden Hände des Vaters. Ob er wirklich geweint hat? fragte er sich. Ich hab ihn nie weinen sehen, nie. Auch damals nicht, als er die Frau aus dem Haus in den Tod geschickt hatte . . .

Fiete fühlte, wie sein Herz schwer wurde und unter dem Brustbein wie ein Stein, der Kummer saß. Er dachte an die Witwe, und er dachte nicht nur an die Stunden, die sie sich ausgefüllt hatten mit Angst und Freuden, nicht nur an ihren Tod. Er dachte an das, was vor dem Tod war, an ihre Qualen und Schmerzen, die sie durchlitten haben mußte, und schluckte, weil sich sein Mund mit Tränen füllte.

Noch an diesem Tage, im späten Mittag, suchte er das Witwengrab. Er fand es nicht. Er hörte einen Igel durch das Gewirr rascheln und sah, wie der sich schnell zusammenrollte, von seinem eigenen Geräusch geängstigt.



Wenige Schritte von Fiete entfernt stieß ein Maulwurf schwarzglänzend ans Licht und grub sich nach wenigen blinden Tappsern, hastig scharrend, wieder ein, fremd dem Tag, der vielstimmig, voll süßer und bitterer, wilder und zarter Gerüche war.

Eine Sense müßte man nehmen, dachte Fiete.

Hinter den Eisengittern der Kirchhofstür stand ein Alter und spähte zu ihm hin.

Fiete zuckte zusammen. Er schlich sich davon. Er kam nie wieder zum Kirchhof zurück.

Die Tage hatten volle Hände. Kein Lebewesen ging leer aus. Auch Fiete fand seinen Teil.

Über Sommer gab's Arbeit. Sie klang prall in den Gliedern nach, wenn die Nacht kam. Sie zerrte in allen Gelenken, wenn morgens die Hähne riefen. Sie schmiedete die Muskeln den langen Tag und straffte auch Fietes Jungengesicht, machte es schmaler und härter.

Im Herbst feierten sie das Erntefest.

Bunte Bänder in Weizen-, Hafer- und Roggenähren geflochten. Eine Blaskapelle: dicke rote Schwitzgesichter, wackelnde Bäuche, krummbeinig der Mann mit der Pauke.

Staub über der Dorfstraße.

Die Mädchen rotlippig, mit blankgelachten Augen, die Röcke fest um die Hüften, die Blusen gestärkt und wie Schnee. Fiete trank ein Bier, trank ein zweites, lachte, wenn alle an der Theke lachten, grub die langen, schlenkrigen Arme tief in die Taschen und schlenderte quer über den Tanzboden, unruhig den Blick, ein wenig Hunger darin, der wuchs, je näher der Abend kam, je heißer der Saal wurde, je heftiger Fietes Gaumen juckte, weil die Kehle durstig wie sommergrauer Staub war.

Fiete konnte nicht tanzen. Aber es kam der Augenblick, da er tanzen mußte. Er steuerte in die Ecke, wo die Mädchen saßen, fein und gesittet wie Nönnchen im Betstuhl.

Er nickte zu einer hin, die schlanker war als alle andern, ihm bis zur Schulter reichte und im Haar den Duft von schlafwarmem Linnen hatte.

Er kannte sie nicht. Sie mußte von außerhalb gekommen sein. Sie sprang schnell auf. Er führte sie ins dichteste Gewühl. Dann wagte er die ersten Tanzschritte.

Sie ertrug ihn geduldig. Sie lächelte zu ihm hinauf.

Er spürte die Püffe und Tritte nicht, die ihm andere beibrachten. Er versuchte, Kreise zu tanzen. Sie lehnte sich willig in seine Arme. Als er sie zum Tisch zurückführte, fühlte er sich gliederleicht.

Fiete begoß sein Glück. Er trank einen Schnaps und ein Bier. Hastig goß

er's hinunter und wischte sich lange die Lippen. Wieder quäkte die Musik. Fiete eilte in den Saal. Das Mädchen war fort. Die anderen steckten die Köpfe zusammen und tuschelten. Fiete wartete lange. Das Mädchen kam nicht zurück!

Wo war es? Warum war es gegangen?...

Fiete starrte in das Spülbecken der Theke. Gläser klirrten darin. Das Wasser kräuselte ein steter Strahl.

„Schnaps und Bier!“ sagte Fiete dumpf.

Jeder Schluck weckte neue Bitterkeit in ihm.

Dann ging er und wußte nicht, wohin. Er sackte auf einem Baumstumpf zusammen. Er starrte, im Kopf ein Sausen, später ein Gefühl, als wäre der Kopf mit Watte gefüllt.

Jemand trat auf Fiete zu. „Bist du's?“ fragte er lallend.

„Friedchen Klauck“, sagte sie leise und dunkel, hockte sich vor ihm hin, breithüftig, mit vollem, schwerem Busen.

Fiete zog sie zu sich heran.

„Die Klatschen sagen: du hättest einen Menschen auf dem Gewissen“, flüsterte sie.

Seine Hände glitten von ihren Armen.

„Ich glaube das nicht“, sagte sie.

Fiete erhob sich schwankend. Er zerrte sie zu sich hoch. Er fühlte auf ihrer Oberlippe eine schmale, verschrumpelte Narbe. Aber er ließ sie nicht aus den Armen. Sie wehrte ihn behutsam ab. Sie verschwanden schleppenden Schrittes zwischen den Bäumen.

Es war eine jener klaren Herbstnächte, nach denen die Grünlinge morgens bereifte Graukappen haben...

So kam Fiete zum Klauckschen Gehöft. Es lag auf dem Mühlenberg, der abseits des Dorfes seinen grünschimmernden Buckel erhob. Hier hatte früher eine Windmühle gestanden, die abgerissen worden war, nachdem ihr Besitzer die Bauern der Boltiner Umgebung genug betrogen hatte. Dafür hatte er sich ein weitläufiges Haus gebaut mit Scheune und Stallungen, ein hohes, eingemauertes Hoftor zwischen Haus und Stall gesetzt und so alle Blicke von seinem Hofe abgewehrt.

Der alte Besitzer war längst unter der Erde, und die Bauern der Boltiner Umgebung hatten an seinem Todestage gewünscht, daß ihm die Erde schwer wie Felsbrocken sein möge.

Ende der zwanziger Jahre lockte die Tochter des alten Besitzers einen abgehungerten Fähnrich, namens Klauck, in ihr reiches Nest. Er nahm die Tochter und nahm auch das uneheliche Kind in Kauf und packte allen Reichtum mit seinen geschickten, unwiderstehlichen Händen an.

Von dieser Zeit an herrschte Bertold Klauck auf dem Mühlenberg. Keiner wußte genau, ob er den Spuren seines seligen Schwiegervaters folgte; aber alle, die in der Nähe des Mühlenbergs Felder hatten, zogen es vor, schnell und in einem Zuge zu ernten.

Als die Frau des Bertold Klauck an einer Halssache starb, nahm Klauck sich keine zweite. Nur die Mägde wechselten nun häufiger als die Jahreszeiten . . .

Friedchen, die Stieftochter des Klauck, ein Hexenkind, weil sie eine Hasenscharte hatte und weil auf dem Mühlenberg manches gebraut wurde, was in den Augen des Dorfes nicht mit rechten Dingen zuging, dieses Friedchen Klauck wuchs der Mutter nach und wurde, rothaarig, wie sie war, grün-schimmernd die Augen, doch üppig und hitzig, obwohl der Stiefvater sie ohne Liebe durch die langen Tage hetzte.

Fiete umstrich manchen Herbstabend das Klaucksche Gehöft, die Mütze tief im Gesicht, den Jackenkragen hochgeschlagen, um sich gegen den bissigen Wind zu schützen.

Manchmal traf er Friedchen, wühlte in ihrem harten, knisternden Rothaar, hatte kurze Stunden mit ihr und bereute keine.

Dann kam der November, spann Nebelschleier über Wiesen und Wälder. Abends fielen die Krähen in ihre Schlafbäume am Rande des Waldes, krächzten und plusterten sich, stritten um die Plätze und kamen lange nicht zur Ruhe. An einem solchen Abend rief Klauck Fiete in das Haus.

Friedchen stand am Kachelofen, der die halbe Zimmerecke füllte, dunkelblau schimmerte und bullige Hitze warf. Sie hatte eine weiße Schürze umgebunden und achtete auf jeden Wink des Vaters, der breit am Tisch saß.

Fiete schielte zu Friedchen hin. Er wußte nicht, wo er seine Hände lassen sollte und klemmte sie zwischen die Knie.

„Die Liebe friert ein bei diesem Hundewetter“, nuschelte Klauck. Er hatte eine tiefheisere, träge Stimme und hielt die Zähne beim Sprechen aufeinandergepreßt.

Fiete lachte breit und einfältig. Friedchen drückte ihr dickes Kinn an den Hals.

„Iß schon, Junge“, nuschelte Klauck. „Hier versteht keiner zu essen . . . Fressen Weißkäse, Leinöl und Pellkartoffeln . . . Wie das liebe Vieh fressen sie.“

Er knabberte Schweinerippchen, beleckte mit seiner plumpen Zunge die hellen Fettilippen und schmatzte wie ein Säugling, die Augen kleingekniffen. Er aß ruhig und große Mengen. Alles ging erst durch seine Finger, eh's die Zähne malmten. In den Verschnaufpausen rieb er die Finger an der Hose, die über Schenkeln und Hintern wie Speckschwarte glänzte.

„Nu bring Schnaps, Tochter!“ nuschelte Klauck. Er schniefte mächtig ins Taschentuch. Er putzte lange an seinem roten, breiten, schon etwas gedunsenen Gesicht herum. Er stand auf, klein und gedrunen, breit in Schultern und Hüften, ein wenig krummbeinig, mit wiegendem Gang wie ein Reiter.

Fiete würgte die letzten Bissen hinunter. Ihm gefiel dieser Klauck, der's ihm so leicht machte, hier zu sein.

„Wir sind alle Gottes Geschöpfe . . . Fühl dich wohl hier, bist gern gesehen.“ Klauck hob das Glas, blinzelte, die Augen blau und schmal, voll listigem Licht. „Prost, Freund!“

Dann ließ er die Jungen allein.

Über Winter war Fiete mehr bei Klauck als zu Hause. Er gewöhnte sich ein, machte manche Handreichung und blieb oben auf dem Mühlenberg, als eines Nachts ein dichter Schneesturm um die Hausecke heulte.

Fiete lag neben Friedchens Kammer. Er hörte, wie sie sich in ihrem Bett hin und her warf. Er schlief ein. Er wachte auf, als er etwas Warmes, Weiches neben sich fühlte. Er war hellwach.

„Schick mich weg, wenn du's nicht willst“, flüsterte sie . . .

Am Morgen waren sie müde und still.

Erst am Abend kam Fiete nach Hause. Der Vater hockte in der Küche und flickte Riemenzeug. Die Augen hinter den Brauen verborgen, blickte er auf Fiete, benagte die Unterlippe, warf die Arbeit zur Seite. „Wo treibst du dich rum?“ fragte er scharf. „Fängst alles wieder von vorn an, was?“ Er sprang auf.

Fiete duckte sich, am Herzen eine Angstklammer.

„Ich warne dich!“ drohte der Vater. „Du hast da oben nichts verloren. Das paßt nicht zu uns! Da oben und wir, das ist wie Feuer und Wasser, merk dir das!“

Er ließ den Jungen gehen.

Oben in der Dachkammer, als sich die Angst löste, dachte Fiete: Was weiß er denn? Die auf dem Mühlenberg leben vernünftiger als wir. Sie leben ohne Schläge, ohne Brüllen, ohne Treiberei. Er soll mir meine Ruhe lassen. Ich tu nichts Unrechtes . . . Im Halbschlaf dachte er noch: Ich muß vorsichtiger sein. Er braucht nicht zu wissen, wo ich bin. Das geht ihn nichts an.

Fiete erfand manche Lüge. Er wurde tückisch und widerspenstig zu seinem Vater. Er war offenherzig und vertrauensvoll zu Klauck. Er liebte diesen kleinen, kugeligen Menschen, der, wenn er umfiel, doch weiterrollen würde, der lieber die Kinnbacken als die Hände schaffen ließ, der durstig wie dörres Moos war, der keinen fürchtete und sich um keinen zu kümmern schien.

Klauck war nicht dunkel und schwer wie Fietes Vater, war nicht streng

und wortkarg; Klauck wurde beim Schnapsgenuß schwatzig wie eine Elster, sang Lieder, die gepfeffert waren und in einem Jungenohr prickeln mußten, erzählte Geschichten, die selten ohne Blut ausgingen, berichtete einmal eine Begebenheit und malte sie so aus, daß jedes Wort in Fiete hineinwuchs.

„Wer ein gesattelttes Pferd findet, der soll reiten“, erzählte er, und zu Friedchen gewandt: „Laß uns allein, Tochter. Das ist Männergeschwätz!“

Friedchen ging und warf einen lastenden Blick auf Fiete. Klauck goß Schnaps hinter. Es gluckerte in seiner Brust, und er schüttelte sich. „Ja, die jungen Witwen, mein Sohn, brauchen den Mann wie die Soldaten den Krieg. Ich kenn sie wie der Seemann das Meer, das unberechenbare. Haben Augen wie Blinkfeuer, sind rotfleischig wie Lachs. Ich kenn sie! . . . Mir ist eine . . . na ja! In Polen war's. Der Russe klebte an unsern Fersen. Wir haben geschnauft wie beladene Esel. Das kann ich dir sagen . . . Komm, Junge, trink!“

Klauck kippte beide Gläser, weil Fiete, den Kopf in die Hände gestützt, nur lauschte.

„Na ja, das waren so Sachen. Da sehnt sich ein Mann, der weiß, daß er ciner ist, nach Leben und allem, was drum und dranhängt. Du verstehst das . . . Mir ging's so, mein Sohn. Ich hatte tausend Teufel in der Brust, als ich es sah, dieses Weib . . . Eine Schlange war's, mein Sohn, eine Hexe. Und mir war's, wie's Männern ist . . . Im Garten stand sie. Ihre Wäsche hing auf der Leine. Ein Laken hatte sie um. Ihre Schultern waren zu sehen, rosig wie eine Pfirsichblüte. Ihre Lippen . . . Ich sag dir: Wie Würste so dick und prall . . . Laß uns trinken, mein Sohn, auf die weichherzigen Witwen!“

Klauck schmatzte voll Behagen, das listige Licht in den Augen, kleiner nun, doch schärfer.

„Aber sie war nicht weichherzig, mein Freund. Sie war eine Kanaille . . . Aber sieht man das an den Brüsten? . . . Sie hatte zwei, ich sag dir, wie Äpfel fest und glänzend! . . . Sicht man diesen Brüsten an, was dahintersitzt: ein Herz oder eine Hummel! . . . Das sieht man ihnen nicht an, mein Freundchen . . . Sie steht im Garten, ich am Zaun. Vorbei zieht meine Kompanie, in eine Scheune, Nachtruhe. Ich laß sie ziehn, die Kompanie, laß sie ziehn in Gottes Namen . . . Das darf ein Soldat nicht tun, mein Sohn . . . Ich verzeih's mir nie!“

Er goß den Schnaps in sich hinein, ohne zu schlucken, und seine Augen begannen zu feuchten.

„Sie hebt ihre Brüste hoch mit vollen Händen. Ich über den Zaun. Sie dreht mir den Rücken zu, läuft, mein Freundchen, läuft mir weg, und ich ihr nach . . . Das war ein Lauf!“

Klauck keuchte in der Erinnerung, griff tastend zur Flasche, sie schwankte wie ein Kegel, den die Kugel streift. Er sang, schnapsrauh die Stimme:



*„Hat mir den Finger gereicht,  
hat mir das Bäuchlein gezeicht,  
hat dann das Röcklein geschürzt  
und mir das Herze gewürzt,  
lief dann los, lief dann los;  
aber ich fand sie, band sie, zwang sie  
ins grüne Moos . . .“*

Klauck trank wieder, eh er weiter erzählte: „Ich ihr nach, mein Sohn. Sie immer so, daß ich sie sehen konnte . . . Der Blitz hätte mich hinstrecken sollen! . . . Das Laken flatterte, ihr Haar winkte. Plötzlich bog sie rechts ab und war verschwunden, verschluckt, vom Erdboden verschluckt. Mein Herz ging . . . na, reden wir nicht davon . . . Ich stand da. Wieder plötzlich, sie neben mir, angezogen mit langen Hosen und Männerjacke, das Haar unter einem Tuch . . . Ich starnte klotzdumm . . .

Klauck trank. Sein breiter Körper lag über dem Tisch. Das Gesicht war gedunsen und über den Backenknochen blaueckig. Seine dicken Finger malten Schnapsspuren auf die Tischplatte . . .

Fiete kam an jenem Abend spät heim, in seinen Ohren sauste es. Er war schreckhaft wie ein Hase, zuckte vor dem Geräusch seiner eigenen Schritte zusammen, ging durch die Nacht, tastend wie gegen eine Mauer, und war froh, als er die knarrenden Stufen zu seiner Kammer hinter sich hatte.

Dort oben, wo ihn die Dunkelheit umstand, ruhig und dicht, hörte er Klaucks Stimme wieder, die immer brüchiger geworden war, immer schleppender, sah wieder Klaucks Gesicht vor sich, tränenglitzernd, und glaubte nicht, daß es Säufertränen gewesen waren, dicke, trübe Säufertränen.

Klauck hatte die Geschichte zu Ende erzählt. Die Polin war eine Spionin gewesen. Sie hatte Klauck in einen Hinterhalt gelockt, in eine Laube geschleppt, sich willig gezeigt, ihm Geheimnisse von der Zunge gezogen, die einem Soldaten unter Androhung von Folter- und Feuertod nicht durch die Zähne schlüpfen dürfen. Klaucks lose Zunge hatte viele in den Tod geredet.

Der Major, ein alter Freund des Klauck, hatte Klauck vor dem Kriegsgericht bewahrt. Aber noch heute, da schon manches Jahr vergangen ist, trägt's der Major dem Klauck nach. Schwarz auf weiß hat's der Klauck in einem Brief stehen, der aus München kam vor wenigen Tagen . . .

Soviel hatte Klauck an diesem Abend erzählt, zuviel vielleicht; aber Fietes Ohren waren Kerkertüren, durch die man schnell hinein-, aber schwer herauskommt.

Fiete fühlte sich an diesem Abend fest mit Klauck verbunden. Beide hatten sich eine Schuld auf die Seele geladen, bei beiden waren Frauen der

Anlaß gewesen. Fiete wußte noch nicht, wie hoch er das einzuschätzen hatte; aber er spürte, daß sie, Klauck, der starke, reiche, lebendige Klauck, und er, Fiete, der betrogene und verkannte Fiete, nicht mehr zu trennen wären, daß sie zusammengehörten wie der Blitz und der Donner.

Die Jahre hatten keine kurzen Beine. Sie eilten.

Fiete hatte hängende Schultern bekommen, Arme, die zu lang geraten waren, festes, schwarzes Haar, das nur mit Wasser und Öl zu halten war, Augen, in denen etwas Ruheloses glimmerte, die kalt blicken konnten, daß man zurückschreckte und einen Bogen um diesen großen, kräftig gewachsenen Menschen schlug.

Friedchen war mit den Jahren breiter und träger geworden, war weichfleischig, hatte einen Fettwulst unterm Kinn und hatte Haar, füllig wie eh und je, aber ohne Glanz. Die Narbe über der Oberlippe brannte rot.

Wenn Fiete neben Friedchen lag, die Augen geschlossen, sah er die Narbe wachsen, übers Gesicht hinaus, feuerrot, besät mit schwarzen rissigen Warzen.

Fiete, über die Zwanzig nun, sehnte sich.

Er besuchte den Mühlenberg immer seltener und wenn, dann nur, um mit Klauck zusammen zu sein. Zuletzt blieb er aus, wie im Winter die Vögel ausbleiben, wenn im Fensterbrett kein Futter liegt. Aber er wurde verstockt, ging dem Vater aus dem Weg, mied alle Menschen, hatte im Wald und am Bach Plätze, die keiner kannte, hatte eine Birke gefunden, die, wenn er in ihrem Wipfel saß, den Blick aufs Dorf freigab, auf den Kirchhof, der wie ein grüner Kranz um die Kirche geschlungen war.

Einmal verspürte Fiete den Drang, etwas aufschreiben zu müssen, etwas über die Roggenähren, die sich zunicken und kichern, weil der Wind zu schwach ist, um dem Windmüller zu helfen; von den Pilzen, die sich unter Nadeln und Moos verstecken, wenn Menschenschritte nahen, und auch über den Hasen wollte er schreiben, der den Menschen seinen Hintern zeigt, wenn er sie erschnuppert hat.

Fiete fühlte sich vertraut mit Pflanzen und Getier, mit den Vögeln in der Luft, den Fischen im Bach. Er bildete sich ein, vor seinen Schritten schrecke nichts in dieser weiten Stille zurück. Er war ein Eingeweihter.

Nur manchmal dachte er daran, daß sich der Krieg durch diese Wälder gefressen hatte. Doch er schüttelte stets den Kopf, als wollte er solche Gedanken vertreiben. Er lief über den Waldboden, der seine Schritte katzenweich machte. Er hörte die Bäume knistern und wußte, daß sie wachsen.

Zuweilen regte sich, behutsam wie ein tastender Finger, ein wenig Glück in Fietes Brust...

So stand's um Fiete, als im Dorf die Genossenschaft gegründet wurde und Fietes Vater als einer der ersten beitrat.

Fiete kam in die Jugendbrigade. Er schaffte dort mit großem Widerwillen. „Sie saugen einem das Mark aus den Knochen“, sagte er. „Und was verdient man? . . . Nicht die Wurst aufs Brot und für das zerschwitzte Hemd kein frisches.“

Dann, wie einer, der jahrelang die gleichen Wege geht und plötzlich an einem besonders hellen Tag an seinem Weg einen Baum in voller Blüte sieht, den er vorher nie bemerkt hatte, entdeckte Fiete einen Menschen neben sich, auf den er, seit er die letzte Schulhose ausgezogen, nie mehr geachtet hatte: Ellen Kalisch, hochgewachsen, schmalhüftig, mit breiten, braunglänzenden Augenbrauen, die dicht beieinanderstanden, und einem Hals, der gerade, knabenhaft dünn und blaßblau geädert war.

Beim Rübenhacken hielt er sich so, daß er neben ihr arbeiten konnte. Er streckte die Arme wie Henkel heraus, nur, um Ellen zu berühren. Wenn es ihm gelang, erbebt er und fühlt, wie seine Augen heiß wurden.

Aber Ellen begegnete ihm mit Kälte. Er spürte das und warb mit seinen Mitteln um ihre Liebe.

Einmal stand er vor ihr und drückte mit nackten Zehen Muster in den ausgedörrten, aschgrauen Sand. Wer genauer hinsah, konnte herausfinden, daß er: Ich liebe dich! – schrieb.

Doch Ellen sah nicht genauer hin.

Da huschte Fiete eine Maus durch die Beine. Er stürzte ihr nach. Zwischen Rübenblättern zappelte sie wie in einer Falle. Er griff nach ihr. Die Maus piepste schrill auf. Fiete lachte frech und tat, als wollte er sie zerquetschen.

Aber Ellen kreischte. Ihr Schrei bohrte in seinen Ohren. Er ließ die Maus fallen. Sie blieb auf dem Rücken liegen, zuckte mit den Beinen und verendete.

Fiete behauchte sie, hielt sie in der hohlen Hand, streichelte ihr Fell. Die Maus war tot.

Als Fiete aufsah, traf ihn Ellens Blick, und er schreckte zusammen, als hätte er sich verbrannt.

„Ich hab's nicht gewollt“, murmelte er. „Wirklich nicht! Du kannst es glauben!“

Er streckte seine Arme aus, um Ellen festzuhalten. In diesem Augenblick war er bereit, alles zu tun, was sie von ihm verlangte, alles! Nur so ansehen durfte sie ihn nicht, so, wie man einen Hund ansieht, der Kücken gemalmt hat.

Fietes Herz fror unter diesem Blick, und sein Gesicht wurde brennend rot vor Scham und Verlegenheit.

Bleib doch! wollte er sagen. Ich hab immer solch Pech . . . Ich tu keinem Tier was zuleide . . . Ich bin nicht so, wie du denkst. Bleib doch!

Aber Fiete kam nicht dazu, solche Worte zu sagen. Seine Lippen klebten aufeinander, ausgelaugt von der Scham.

Ellen wandte sich ab und sagte nur, böses Funkeln in den Augen: „Ach, du . . .“

Fiete lief tagelang zerquält umher. Zu Hause jagte er eine Elster, die nach den Kücken schielte. Auf der Jagd geriet er an die Bienenstände seines Vaters und riß einen Stülpkorb mit Aussetzkasten um.

Der Vater liebte seine Bienen wie die Kräutерhexe ihren Salbei. Aber der Vater knurrte nur in sich hinein. Keinen Blick warf er auf Fiete, keinen Stein schleuderte er ihm nach, keinen Fluch. Und Fiete war noch verzweifelter. Soll er mich doch schlagen, dachte er, schlagen wie damals; aber nicht so tun, als sei ich Luft.

Fiete wurde träge und mißmutig und zuletzt noch halsstarrer als sonst.

Auf dem Rübenfeld, die Junisonne im Nacken, bohrend wie bekrallte Tatzen, blieb er hinter den anderen weit zurück.

„He, Fiete!“ feuerten sie ihn an. „Streichle dir nicht die Brust, bist doch kein Weib . . . Bist ein Mann und prahlst mit deiner Kraft . . . Zeig uns doch, daß du sie hast. Wir sind gespannt wie ein Flitzbogen!“

Er riß die Arme hoch, fuchtelte mit den Fäusten, schrie: „Laßt mir meine Ruhe! Ich kann nicht schneller bei der Hitze . . . Bin wie gebadet . . . Da, stinke wie ein Wallach vorm Pflug und noch schlimmer! . . . Laßt mich endlich in Frieden. Ich mach, was ich kann. Das weiß jeder!“

Und wie ein müder Gaul, dem man die Peitsche gibt, schaffte Fiete für kurze Zeit schneller. Doch dann glichen sich die Armbewegungen wieder dem schleppenden Gang seiner Gedanken an.

Fiete mühte sich, herauszufinden, was in ihm vorging. Und Tage und Wochen verflossen, graue Tage, trübe Wochen; Fiete wußte nichts mit sich anzufangen.

Wenn er auf Ellen Kalisch sah, die immer so hackte, daß die Rübenblätter ihre Waden streichelten, glaubte er zu wissen, was in ihm vorging . . . Ellen! In ihrer Hand lag es, seine Seele aufzuhellen oder zu verdüstern, ihn froh zu machen oder unglücklich.

Als er sich fest davon überzeugt hatte, daß dies sein Schicksal war, tat er alles, um Ellen zu gefallen, und verwandelte sich, wie sich die Erde nach einer Wundernacht im Frühjahr verwandelt . . .

Fiete ging nun in die Jugendversammlungen, die er immer gemieden hatte, dem Vater zum Trotz, der ihn zwingen wollte.

Zum Volkstanz konnte er sich nicht entschließen. Zwar probte er abends zu Hause; aber seine Beine waren zu schlaksig, und die Arme wollten sich, wie sie es gewohnt waren, bei jedem Doppelschritt über der Brust kreuzen.

Fiete wurde nicht fertig damit, so sehr er sich auch vorstellte, wie sicher sich Ellen wiegen könnte in seinen Armen, die stark wie Bärenatzen waren.

Es tat ihm weh, seinen Traum zerplatzen zu sehen. Aber jeder weiß, daß die Zeit der Liebe nicht arm an Träumen ist. So auch bei Fiete Stäuber.

Im rischelnden Schilf versteckt, Käfergekribbel vor der Nase und im Ohr das helle Geplätscher der Tauchhühner, beobachtete Fiete das Treiben der Jungen.

Er sah, wie Ellen den weißkäsigen Römer-Paul die ersten Griffe auf der Laute lehrte. Ellen beugte sich weit über ihn und streichelte sein semmel-blondes Haar, von dem Fiete glaubte, daß es hart wie Dürckraut sei, mit der Bluse; streichelte und streichelte es bei jeder Bewegung.

Fiete hörte das Haar rascheln und merkte nicht, daß im Schilf der Abendwind zu gange war.

Dem Römer-Paul gelangen die ersten Töne, wimmernde Töne, dem Katzenvolk zum Grauen.

Fiete fischte sich einen Stock aus dem See und zupfte mit den Fingern daran. Er schloß die Augen. Es rauschte und wogte in ihm. Er bezupfte, manchmal gefühlvoll, manchmal wild und leidenschaftlich, den Haselnußstock, und in seinen Ohren erklangen allerlei Melodien.

Nachts träumte Fiete, daß Ellen ihn, vor allen anderen, das Lautespielen lehre.

Viel tiefer als bei dem weißkäsigen Paul beugte sich Ellen über ihn. Ja, sie legte ihre Wange an sein Gesicht – die Wange war straff, samtglat und heiß – und flüsterte: „Oh, wie geschickt du bist, mein liebster Lieber . . . Nein, so geschickt, mein Fritz. So kunstfertig!“

Als Fiete erwachte, war er fest entschlossen, bei Ellen Unterricht zu nehmen.

Am Abend versteckte er sich nicht mehr im Schilf. Er ging hin zu ihr, die Mütze unterm Arm, das Haar naß, geölt und duftend. Er schniefte heftig in ein mächtiges, buntes Taschentuch, brummelte, ohne die Zähne zu öffnen: „Ich will das Gezupfe lernen. Ich kann schon allerhand.“

Aber Ellen schickte ihn zum Lehrer. „Du mußt erst Noten lernen“, sagte sie. Sie schaute ihm mit einem aufleuchtenden, ein wenig mißtrauischen Blick nach und hatte lange den Duft aus Fietes Haaren in der Nase.

Wie alle Liebenden wollte auch Fiete Stäuber seinen Traum verwirklicht sehen. Er ging zum Lehrer. Er lernte; aber es wurde ihm schwer.

Die Noten waren wie Flöhe, sprangen hin und her und sahen alle gleich aus. Er konnte sie nicht unterscheiden und stierte sich die Augen feucht.

Dann kam er doch zu Ellen. Es wurde alles anders, als es in seinen Träumen gewesen war.

Sie behandelte ihn so, wie sie den weißkäsigen Römer-Paul behandelte. Und doch schien's Fiete, daß sie häufiger zu ihm hinsah und sich das Haar



besonders zurechtstrich, wenn sie sich zu ihm niederbeugte, seine Hand führte und sie in den Gelenken auflockerte.

Ellen fand keinen Grund, ihn zu loben; denn seine Finger waren ungeschickt und gefühllos wie Kuhhörner. Aber daß er hier war und sich mühte, daß er alles tat, um in ihrer Nähe zu sein, ihr zu gefallen, sie zu erfreuen, erwärmte ihr Herz, erfüllte sie mit so viel Zärtlichkeit, daß sie seine Hand oft länger hielt, als es die jeweilige Übung verlangte.

Das weckte in Fiete Gefühle, die er vordem nie gekannt hatte. Jeden Tag dachte er sich Neues aus, mit dem er Ellen erfreuen wollte.

Einmal kaufte er im Konsum Süßigkeiten. Er steckte sie so in die Tasche, daß sie herausfallen mußten, wenn er sein Taschentuch zog.

„Du hast etwas verloren, Fiete“, würde sie sagen.

„Ach, ja, das hab ich“, würde er antworten . . . Und vielleicht würde er auch sagen: „Das hab ich für dich gekauft.“ . . . Vielleicht würde er das sagen; aber geben würde er ihr auf jeden Fall alles, ganz gewiß.

Mit solchen Gedanken und Vorstellungen ging er in die Probe. Alles verlief so, wie er's sich ausgedacht hatte. Er zog sein Taschentuch, und die Süßigkeiten rollten ins Gras. Nun wartete er mit immer größerer Spannung auf Ellens Worte; aber sie blieben aus. Er wurde traurig und zuletzt so unruhig, daß er noch schlechter spielte als sonst.

„Was ist mit dir?“ fragte Ellen.

Er schluckte heftig. „Ich, ich glaub, ich hab was verloren“, stotterte er.

Sie suchte im Gras. Ihr Haar fiel in die Stirn. Fiete suchte mit ihr und spürte warm ihren Atem.

„Da liegt's ja!“ rief sie.

„Es ist für dich“, flüsterte er.

Ihr Lachen, ihr Blick, hellaufleuchtend, löschten seinen vorangegangenen Kummer aus.

Ein andermal band er sich einen Schal um, einen seidenen, lichtblauen Schal. Er hatte ihn vorn am Hals fest zusammengeknotet, und hinten im Nacken flatterte er wie Altweibersommer.

„Du knautschst ihn so, Fiete . . . Es ist ein schöner Schal“, sagte Ellen.

„So?“ fragte Fiete. Er zog sie zur Seite, fort von den anderen, die zu kichern begannen.

Ellen zögerte, ihre Schläfen röteten sich, in den Augen glänzte die Scham. „Nicht jetzt“, flüsterte sie.

„Willst du ihn haben?“

Sie nickte und blickte verloren, preßte Fietes Hand, wandte sich ihren Schülern zu, die sie betrachteten, wie die Spatzen ein Pferd betrachten, unter dessen Krippe sie picken.

Ellen war verlegen. Fiete spürte jeden Muskel in seinem Körper. Er reckte

und streckte sich, fühlte eine Stärke in sich ruhen, die ihn beglückte. Er schnalzte laut mit der Zunge. Er pff.

Dann, eines Abends, traf es sich, daß Fiete und Ellen auf dem Heimweg nebeneinandergingen. Die anderen Gruppen waren auseinandergeflattert und hatten sich in den Abend verstreut, der vom Wald her durch die Wiesen strich.

Die Sonne war in ihr Wolkennest gesunken. Überm Waldrand schwebte nur noch ihre dunkelrote, luftige Schleppe, die sich, vom Wind gezaust, in blaßfarbene Seidenwölkchen auflöste.

Das Nachttier kroch aus dem Wald, grau und zottig. Es kroch langsam, ganz ohne Eile.

Im Dorf erstarb das letzte Eimergeschepper. Im See wurden die Unken wach und klagten.

Es schien, als hätten Ellen und Fiete die gleichen Gedanken. Sie wanderten um den See, schweigsam, zuweilen nah beieinander, manchmal um Schritte getrennt. Sie blickten sich um, wie sich Kinder in einem Märchenwald umblicken würden. Sie haschten nach tiefhängenden Zweigen. Sie ließen die Kornhalme am Wege durch die Finger wispern. Sie bliesen einer Löwenzahnblüte die weißschaumige Krone vom Stengel und sahen die winzigen Teilchen als blasse Lichter durch den Abend tanzen.

„Komm . . . Hier können wir sitzen“, sagte Ellen.

Fiete schmiegte sich neben sie ins schilfige Gras. Eine Ameise verfring sich in den Haaren seines Unterarms.

„Au, Biest, du, verfluchtes!“ knurrte er und schnepste die Ameise fort. „Hier gibt's Ameisen“, sagte er enttäuscht zu Ellen, rieb sich den Arm und spitzte beleidigt den Mund. „So ein Viehzeug ist ganz ohne Grund auf der Welt. Kein Mensch hat einen Nutzen davon, nur den Schaden hat er, nichts weiter.“

Ellen lag auf dem Bauch. Sie blickte Fiete lachend an. „Laß die Ameisen. Irgendeinen Grund hat's schon, daß sie da sind!“ Sie rollte sich zusammen, schmiegsam wie eine Katze, und blickte mit weitoffenen Augen.

„Und wenn sie dir unter den Rock krabbelt, dann freut's dich noch, was?“ fragte Fiete.

Ellen gab keine Antwort. Fiete spürte, daß Ellens Schulter bebte, und dachte: Sie lacht mich aus. Er blickte betrübt vor sich hin. Er war in letzter Zeit sehr empfindlich geworden.

Ellen kitzelte Fiete mit einem Grashalm.

Er zog sein Hemd aus, legte es so, daß beide mit dem Kopf Platz fanden.

Ellen sah an Fietes Gesicht vorbei auf seine Brust. Es war eine kräftige, hochgewölbte Brust.

Fiete lag, ohne sich zu rühren . . .

Das letzte Abendgrau verlor sich in der Nacht. Über den Köpfen der beiden, im Weidengebüsch, nisteten Feldschwalben. Sie zwitscherten im Schlaf. Am Waldrand knisterten, aus dem Schlaf geschreckt, die Flügelschläge größerer Vögel. Einer fiel mit dumpfem Laut auf den Waldboden, piepste schrill und irrte flatternd zwischen den Büschen hin und her.

Fiete lauschte auf alles. Ellen lauschte in sich hinein und folgte mit Widerwillen ihren Gedanken, die ihr kamen, ungewollt, aufgeweckt von der Stille, die sich hier, nah am See und fern vom Dorf, allein mit Fiete, lastend auf Ellen legte und sie verängstigte.

Sie blickte wieder auf Fiete, über die Brust zu seinen Händen hin. Sie dachte: wenn er nur so liegen bleibt. Und sie dachte an die Witwe, die, wie es im Dorfe hieß, seinetwegen in den Tod gegangen war . . . Wenn er nur so liegen bleibt, heute noch . . . dachte sie hartnäckig.

Aber da kam Fietes Hand, behutsam, ein wenig gespreizt, schob sich heran, um leise zu streicheln, berührte Ellens Arm, ihre Schulter, ihren Hals.

Sie schauerte zusammen und fühlte im Körper nur Eis. Sie schnellte hoch, strich sich die Kleider glatt, drückte das Gesicht in die Hände.

„Mir ist's kalt“, sagte sie tonlos.

Fiete starrte auf das Gras, in dem Ellen noch eben gelegen hatte. Die schilfigen Halme spannten sich wie Bögen, richteten sich mühsam auf, zitterten, glänzten feucht . . .

Drüben, jenseits des Sees, knarrte eine Tür und schnappte ins Schloß.

Fiete knüllte sein Hemd, riß die Hose vom Körper, sprang in den See, der erschrocken aufwachte, war mit wenigen kräftigen Armstößen in der Mitte, ließ sich vom nachtschwarzen Wasser streicheln, atmete tief und fühlte sich wie von kühlen, weichen, beruhigenden Armen umschlungen.

Fiete schwamm lange. Das Wasser strebte in Kreisen ans Ufer, wo die Kreise dunkel und zitternd zerliefen . . .

Als Fiete tropfnaß wieder im Grase stand, sagte er sich: „Sie ist nur anders. Sie ist nicht so, wie die andern sind. Man muß sie verstehen lernen . . . Ich bin ein Tolpatsch. Ich denke immer an das . . . und sie denkt . . . Ja, ich muß mich ändern . . .“ Dieser Trost gab Fiete seine Ruhe zurück, weckte noch größere Hoffnungen in ihm, weckte noch buntere Träume.

Ellen Kalisch ging weiter in ihm um. In ihrer Hand lag es, seine Seele aufzuhellen oder zu verdüstern, ihn froh zu machen oder unglücklich . . .

Anderntags war Fiete zu Ellen wie immer. Sie pflückten Erbsen. Ellen fühlte sich schuldig vor Fiete. Als er zu Beginn der Arbeit unschlüssig stand, rief sie ihn zu sich. Nun pflückten sie in einen Korb.

Die schon trockenen Erbsen raschelten, wenn die Finger an die Hülsen

kamen; die grünen verspritzten ihren Saft, wenn die Erbsen zu fest an den Büschen saßen und ungeduldige Finger ihre Hüllen aufschlitzten.

Es war ein guter Morgen für Fiete, weil er so nah bei Ellen war, und für Ellen war der Morgen gut, weil sie ihre Schuld an Fiete so leicht begleichen konnte.

Mittags war das Erbsenfeld leergepflückt, das Kraut ausgerissen und auf den Weg geräumt. Das Erbsenfeld lag nun als dunkler Flecken zwischen den Kornfeldern, durch die der Wind wie ein Hirte zog, der die Halme hütet.

Fiete erhielt den Auftrag, den dunklen Flecken umzupflügen und mit Futterroggen zu besäen. Er hatte noch nie einen Sonderauftrag erhalten. Es war eine Auszeichnung für ihn. Er wußte das zu schätzen. Er pflügte und eggte wie ein Besessener. Von den Pferdemaulern tropften gelbgrüne Schaumflocken. Mit „Hü“ und „Ho“ trieb er die Gäule immer wieder an.

Bevor er mit dem Säen begann, vergaß er nicht, den Drilltüllen die richtige Einstellung zu geben. Mit gerunzelten Brauen prüfte er die Drille durch.

Die Drille ächzte und kreischte, die Drillnasen rillten den Boden, zuckten vor jedem Stein, vor jedem Erdklumpen zusammen; aber ohne Unterbrechung rischelten die grauweißen Saatkörner in die bereite Erde.

Als die ersten Ackerwagen dem Dorf entgegenrumpelten, mußte Fiete noch das Vorgewende bedrillen. Er wurde ungeduldig; denn abends sollte der Landfilm kommen, und Fiete wollte neben Ellen sitzen.

Der Wind trug die Abendgeräusche des Dorfes über das Feld: das futternahe Brummen der Ochsen, das Gewieher der Pferde vor den Ställen, das Beingetrommel und Wollgerausche einer heimziehenden Schafherde, das Gequietsche der Pumpenschwengel und das freudeheisere Gekläff der Hunde auf Höfen, die in den Abendstunden kribbelig sind von emsiger Arbeit.

Fiete wußte, daß es verboten war, Ackergeräte der Genossenschaft nachts auf den Feldern zu lassen. Aber der Wunsch, nah bei Ellen zu sein, war stärker als seine Bedenken. Er schob die Drillmaschine in den Wald, deckte Kiefernreisig darüber, schwang sich auf ein Pferd, hielt das andere am Zaum und ließ eine dichte Staubwolke hinter sich ...

Ellen war nah bei ihm wie nie. Er saß neben ihr, hielt ihre Hand und ging nachts mit ihr heim. Er spürte ihren Kopf an seiner Schulter. Er versuchte es nicht, sie zu küssen. Aber er war sicher, daß sie es ihm nicht verwehrt hätte.

Zu Hause traf er auf den Vater. Er stand auf dem Flur. Die Hosenträger baumelten wie Kiepengurte. Das Haar, grau schon an den Schläfen, war schlafwirr.

Fiete zögerte, voll Argwohn, wie er seit Jahren immer voll Argwohn war, wenn er dem Vater gegenüberstand.

Aber der Vater lachte breit. „War's schön?“ fragte er.

Fiete nickte.

„Ich hör Gutes über dich“, sagte der Vater. „Ich wünsch mir das immer.“ Der Vater rieb die Hände aneinander, die raspelrauh waren.

„Schlaf gut, mein Junge“, sagte er heiser.

Aus dem Zimmer, wo die Eltern schliefen, hörte Fiete die Mutter husteln. Er ging hinauf in seine Kammer, schlief ein, eh er das Deckbett bis zur Brust gezogen hatte, und erinnerte sich später oft an diese Nacht, da er sorglos wie ein Kind einem Morgen entgegengeträumt, den er – wie er geglaubt hatte – nicht zu fürchten brauchte.

Der Morgen kam. Die zuerst aufs Feld fuhren, fanden am Waldrand die Drillmaschine. Sie war zerstört. Mit wildem Haß mußte sich einer über die Drille hergemacht haben. Die Tüllen waren abgebrochen, die Räderspeichen eingeknickt, und der Kasten war zertrampelt worden.

Fiete wagte keinem in die Augen zu sehen.

Nach Feierabend suchte er Ellen. Am See fand er sie. Dort schien sie auf ihn zu warten.

Als Ellen Fiete kommen sah, stand sie auf.

Fiete riß eine Weidenrute vom Stamm. Sie wird mich verstehen, dachte er. Wenn alle auf mich spucken, wird sie zu mir halten; denn ich hab es ihretwegen getan.

Er ging auf sie zu, den Kopf gesenkt, mit hängenden Schultern, als schleppe er eine Last, unterm Brustbein, wie eine harte Faust, den Kummer, in den Augen flackernde Unruhe, im Mund den trocknen, bitteren Geschmack der Angst.

Als er vor ihr stand, den Blick von unten auf sie gerichtet, sagte er bedrückt: „Ich wollte zur Zeit bei dir sein, darum . . . Nur deinetwegen!“

Sie wandte sich ab, zerrte an ihrem Taschentuch. Sie dachte: nun werden sie ihn wieder beschimpfen, alle . . .

Er trat hinter sie. Er legte seine Hand auf ihre Schulter. Sie lehnte sich gegen ihn. In seine Hand kroch ein Zittern. „Was ist schon eine Maschine“, sagte er heiser, eng den Hals. „Wir“, stotterte er, „wir bezahlen sie . . .“ Er preßte seinen Arm gegen ihren Leib.

Sie spürte seinen Atem im Nacken, heiß und feucht, und ihre Beine wurden schwer. Noch in seinen Armen, drehte sie sich um, stand vor ihm, so nah, daß sie sich fühlten, sah ihn an und erschauerte. Sie stieß ihm gegen die Brust. Er taumelte. Sie sprang fort von ihm. Sie dachte: er kann nicht gut sein. Sie dachte: die Witwe . . . Sie rief auch etwas in ihrer Furcht, er könnte wiederkommen, sie betatschen. Sie rief laut und schrill.

Ihre Worte trafen ihn hart. In seinem Kopf setzte sich der Gedanke fest,



daß sie nie bei ihm bleiben würde. Er lief ihr nach, packte sie am Arm, spürte noch, wie der Jähzorn in ihm aufstieg, und schrie, dunkel und wild.

Als sie ihn abgeschüttelt hatte, blieb sie erschöpft, mit schreckweiten Augen stehen.

Er rief ihr nach: „Lauf, du Hexe . . . Lauf! Ich brauch dich sowenig wie der Hund die Flöhe! Lauf zu deiner Genossenschaft, du Scheinheilige, du!“

Er fluchte noch, als sie längst hinter den Erlenbüschen verschwunden war.

Von der Wut gewürgt, hetzte Fiete durch den Wald. Aber dann lenkte Hundgekläff vom Mühlenberg seine Gedanken zu Friedchen Klauck. Er stieg den Mühlenberg hinauf, mit knappem Atem, keinen Blick für das, was um ihn war.

Doch die Wutwellen legten sich, je näher Fiete Stäuber dem Klauckschen Gehöft kam. In seiner Brust aber blieb das Gefühl der Kränkung und brannte.

Er warf sich ins Gras, das gelb und zottig an Klaucks Gartenzaun wuchs. Er preßte sein Gesicht auf die Erde, die dumpf roch nach Nässe und Fäulnis.

Als er den Kopf hob, blickten seine Augen kalt und boshaft. Er wußte, daß er sich rächen würde für diese Kränkung, bitter rächen! Wie? . . . das wußte er noch nicht, und darüber dachte er auch nicht nach . . .

Jetzt las er erst einmal verschrumpelte Pflaumen aus dem Gras, zog die Unterlippe zwischen die Zähne und holte mit zurückgeschleudertem Arm zum Wurf aus.

Er hörte das dunkle Aufklopfen der Pflaumen an der Backsteinwand der Scheune.

Klaucks heisere, nuschelnde Stimme drang durch den Garten. „Starr nicht in die Wolken, sind doch schneller als du . . . Sieh nach, wer sich hinten rumtreibt! . . . Mach schon, alte Kuh, rühr dich von der Stelle!“

Fiete duckte sich ins Gras. Friedchen Klauck stand breitbeinig in der Gartenpforte. Sie knickte die Hüfte ein, um an den Bäumen vorbeisehen zu können. Sie lief auf Fiete zu, den sie noch nicht entdeckt hatte. Sie hatte einen schweren, plumpen Gang und trat vollsohlig auf.

Fiete sah ihre starken, nackten Beine unter der Schürze blitzen. Elefantenbeine! dachte er.

Als sie vor ihm stand und ihn immer noch nicht sah, sprang er aus dem Gras. Sie drückte die Hände auf die Brust. An ihrem sonnenverbrannten Hals zuckte eine blaßblaue Ader.

„Du?“ murmelte sie.

„Siehst es doch! . . . Laß mich rein.“ Fiete fuhr mit dem Zeigefinger in das offene Hemd, verzog das Gesicht und schabte sich verlegen die Brust.

„Was ist denn los? Kannst du keine Antwort geben, alte Trine? . . . Hast

du die Zunge verschluckt? ... He, nun antworte doch!“ rief Klauck vom Hof. Dann kam die Stimme immer näher.

Zwischen den Bäumen waren erst die Beine zu sehen, ein wenig krumm. Sie steckten in Stiefeln, die kurz und hart auf dem festgetretenen Gartenweg trommelten. Klaucks rotes, breites, schon etwas gedunsenes Gesicht tauchte auf. Die blauen Augen, kleingekniffen, voll listigem Licht, forschten an Fiete herum.

„Warst lange nicht hier!“ nuschelte Klauck. Er legte seine Hand auf Fietes Schulter. Fiete roch den Dunst von Schnaps. Er leckte mit der Zunge über die Lippen.

„Bei uns lebt man wie ein Hund“, log Fiete, und er entdeckte überrascht, daß es ihm Freude machte, zu lügen.

Klauck kniff ihn in den Arm. „Schimpf nicht! ... Pech ist klebrig, bleibt überall hängen; aber Pech hält nicht ewig fest. Man wird's wieder los!“

Fiete dachte: er weiß von der Sache mit der Drillmaschine. Er weiß immer alles, woher bloß? Da lebt er abgeschieden von aller Welt und weiß doch immer alles ...

Aus den Augenwinkeln blitzten Klaucks Blicke zu Fiete hin. „Alles vergänglich, mein Freund! Glaub einem Älteren ... Friedchen, zeig ihm den Hof. Hat sich so manches verändert ... Freilich zum Guten verändert ... Zeig's ihm, Friedchen. Wenn der Bauer Vieh sieht, wird der Ärger zur Pustebume.“

Von der breiten Steintreppe, die ins Haus führte, rief Klauck noch einmal: „Wenn du Lust hast, kannst du ein Stündchen hochkommen ... Ich stell ein Literchen kalt!“

Fiete sah Klaucks Augen blitzen und hörte das volle Schmatzen seiner Lippen. Er fühlte, daß es zwischen ihnen war wie eh und je. Die lange Trennung hatte da nichts ändern können. Wie vor Jahren, wußte sich Fiete auch heute fest mit Klauck verbunden, glaubte er, daß sie zusammengehören wie der Blitz und der Donner. Nur ein echter Freund konnte so handeln wie Klauck.

Friedchen zog Fiete in den Stall. Sie ging dicht an ihn heran und berührte seinen Arm mit der runden, weichen Brust.

„Mein Vater mag dich“, flüsterte sie.

„Und du?“

Ihr Gesicht wurde fleckig. Über der Stirn drängte das Haar aus dem Kopftuch, rot, stumpf, ohne Glanz. „Aber du nicht ... Hast du alles vergessen?“ Sie schob ihre Unterlippe hoch, verdeckte die Nasenscharte, drehte den Kopf weg, schluchzte: „Hast mich so lange warten lassen ...“

„Da unten ist man angepflockt wie ein Ziegenbock ... Schuften bis zum Blutschweiß. Das ist unser Los. Und statt mit einer Frau geht man mit seiner

eigenen Hose ins Bett“, brummte Fiete und lachte rauh. „Vielleicht kannst du das verstehen!“

Er beklatschte die Kuhrücken, stellte sich auf die vergitterten Futtertröge und schaute in die Schweinekoben, ohne auf Friedchen zu achten.

„Komm zu uns“, sagte sie, dicht an ihn gedrängt. „Heirate mich, Vater hat nichts dagegen.“

Er schob sie von sich, trat auf den Hof, sah nicht, wie hinter ihm ihre Arme niedersanken, wie sie sich kraftlos an die Stallwand lehnte, wie ihre Hand nach dem Mund griff, über die Oberlippe glitt, auf der die Narbe glühte.

Ein großer struppiger Wolfshund tappte aus der Hütte, streckte sich, gähnte, die weißen spitzen Zähne gefletscht, und knurrte dann drohend.

„Er kann mich nicht leiden“, sagte Fiete dumpf und schüttelte sich.

Jähe Verzweiflung sprang ihn an. Er wußte nicht, wozu er hier war. Er fürchtete sich plötzlich, zu Klauck zu gehen. Er zerrte Friedchen mit sich, irrte wortlos mit dunklem Gesicht neben ihr über die Wiesen, durch den Wald, fiel dann über sie, schwer wie ein Stein.

„Heirate mich...“, flüsterte sie.

Der Wind stürzte in das Schilf am See. Es bäumte sich auf unter seinen wilden Liebkosungen, seufzte...

Der abnehmende Mond sichelte durch die Wolkenfetzen. Ein gewittriger Wind jagte über den tiefblauen Himmelsbogen. Fietes Herz hämmerte in nachklingender Erregung.

Als er in seiner Kammer war, setzte er sich auf den Betrand und grübelte dumpf vor sich hin.

Über dem Stuhl hingen seine Arbeitssachen. In die sollte er morgen wieder hineinkriechen, vor Ellen treten, die boshaften, verächtlichen Blicke aus vielen Augenpaaren ertragen. Und er wußte: sein Herz würde bluten, wenn Ellen sich vor aller Augen von ihm abwendet. Wie ein Verstoßener würde er hinter den anderen herlaufen. Wo sie hingingen, würde er ihnen folgen müssen; aber immer hintenan, verspottet, verlacht, fremd wie ein Kuckuck im Nest des Spichtes.

Fiete Stäuber seufzte bei seinen Gedanken und Vorstellungen. Leer, wie ausgehöhlt fühlte er sich. Die Sache mit Friedchen Klauck hatte seine Rachegefühle nicht befriedigen können. Er spuckte aus, weil er sich einbildete, zwischen seinen Zähnen, säuerlich wie Magensaft, den Geruch ihrer Küsse zu schmecken. Er spuckte noch einmal und rieb über die Lippen, bis sie bleich, trocken und taub waren. Und jetzt wußte Fiete zum erstenmal, daß er bei Ellen und der Jugendbrigade anders geworden war. Noch vor Monaten hätte ihn die Sache mit der Drillmaschine sowenig gerührt, wie den See der

Stein rührt, der in ihn hineinfällt, ohne wiederzukehren. Fiete war anders geworden. Und einen Augenblick lang verachtete er sich selbst.

Er dachte: zu Ellen gehen. Ihr alles erklären. Sie bitten, die Nachlässigkeit mit der Drillmaschine zu verzeihen. Weiter zu arbeiten, so, wie er vor Monaten begonnen hatte. Den anderen zeigen, wer er wirklich war. Nicht achten auf Hohn und Spott. So sein, daß ihre Spottaugen blaß werden, ihre Hohnmäuler zuklappen. Das wollte Fiete. Er wollte es ganz ehrlich. Heiß wurde ihm bei seinen Gedanken. Er stürzte ans Fenster und stieß es auf.

Der Wind fuhr in die Gardinen, trieb sie ins Fenster, zog sie ins Freie, peitschte sie mit Regenstrippen. Klatschnaß schlugen sie wie weiße Fahnen.

Fiete stand mit hängenden Armen am Fenster. Da knarnten auf der Treppe die schweren Schritte seines Vaters. Fiete fuhr herum. Mit zwei Sätzen war er an der Tür. Er wollte seinen Vater nicht hereinlassen, jetzt nicht. Er fürchtete sich vor dessen Gegenwart. Er würde sich nie wieder schlagen lassen von ihm. Es würde kein gutes Ende nehmen. Er stemmte sich mit aller Kraft gegen die Tür. Draußen schnaufte der Vater vor Anstrengung. „Mach auf!“ schrie er, wütendes Zittern in der Stimme. „Was sperrst du deinen Vater aus?“

Fiete keuchte. Er will mich prügeln, dachte er. Prügeln, wie damals. Eine Drillmaschine ist ihm mehr wert als der Friede im Haus. Fiete machte den Buckel krumm, lag wie ein Felsbrocken an der Tür, ruckte und rührte sich nicht.

„Mach auf!“ warnte der Vater, dann, leise und bittend: „Sei doch vernünftig, Junge!“

Aber Fiete hörte das nicht mehr. Er glaubte seinem Vater nicht.

Der Vater warf sich gegen die Tür. Die Füllung platzte krachend auf. Fiete sprang ins Zimmer zurück. Der Vater torkelte durch die Tür, richtete sich ächzend auf, murmelte mühsam: „Ich dachte, du hast dir was angetan“, suchte die Augen seines Jungen und fand sie glitzernd vor Haß.

Da stürzte er sich auf ihn. Wortlos rangen sie miteinander, keuchten und röchelten, ließen die Wut in kleinen Schreien aus den Lungen.

Fiete ließ ab, als seine Hände den kalten Schweiß am Hals des Vaters spürten. Er sprang auf. Der Vater blieb liegen, die Knie an den Leib gezogen, aschgrau im Gesicht.

Fiete wußte, daß in diesem Hause kein Platz mehr für ihn war. Er zerzte seine Kleider vom Stuhl, aus dem Schrank, griff, was er in seiner Hast fand, und warf alles in einen Koffer.

Als er die Tür hinter sich schloß, wiegten sich die leeren Bügel an der blinkenden Messingstange im Kleiderschrank.

Der Vater kroch zum Fenster, zog sich, stöhnend vor Wut, am Fensterbrett hoch, ballte die schwere Faust und drohte in die Nacht hinein.

Im Wald zupfte Fiete eine Zigarette aus der Hosentasche und rauchte hastig. Vom Mühlenberg her sah er ein gelbes Licht blinzeln. Er lief quer durch den Wald, immer dem Licht entgegen.

Der Wolfshund steckte seine Schnauze unten durch den Torweg, schnüffelte, sprang dann wütend gegen das Tor, kläffte dunkel und wild.

Friedchen Klauck, aufgeschreckt, stieß das Fenster auf und lehnte sich hinaus. Fiete erkannte ihre Umriss, sah ihr Gesicht als bleichen Fleck und unterschied ihre Hand, die das Hemd am Hals zusammenhielt.

„Mach auf!“ rief Fiete gedämpft.

Ihre Hand löste sich erschrocken vom Hals. Fiete, an die Dunkelheit gewöhnt, sah ihre vollen, schweren Brüste aus dem Hemdausschnitt quellen. Etwas Warmes stieg in ihm hoch. Er roch plötzlich den Duftstrom schlafenden Fleisches. Er atmete tief: „Mach schon auf!“ rief er noch einmal, ungeduldiger nun.

\* Der Wolfshund warf sich wie wahnsinnig gegen das Hoftor. Sein Gekläff hallte weit über den Mühlenberg hinweg.

Bertold Klauck schlug den Laden zurück. Barhäuptig, mit aufgeknöpftem Hemd erschien er am Fenster.

Als er den späten Gast erkannt hatte, tauchte er in die Dunkelheit des Zimmers unter, und die Geräusche verrieten, daß er sich ankleidete.

Das Hoflicht flammte auf. Der Hund verschwand knurrend. Friedchen lehnte sich schweratmend gegen Fiete, der sie behutsam vor sich herschob.

Klauck stand klein und gedrunken im Zimmer. Aus dem Gesicht, gedunsen, schwabbelnd wie Sauer Milch, blitzten die Augen. Klauck kniff sie zusammen, als ziele er.

„Abgehauen, was?“ fragte Klauck und patschte mit seiner fleischigen Hand gegen den Bauch, der über den Gürtel quoll.

Fiete wich den Blicken des Klauck aus, zum erstenmal, weil die Blicke an ihm herumstichelten, so heftig, daß Fietes Gesicht zu jucken begann.

„Werden Sie mich aufnehmen?“ fragte Fiete dumpf. Er fürchtete sich vor der Antwort des Klauck.

„Was sagt dein Vater?“

„Ich bin mein eigener Herr!“

„Und die anderen?“

„Ich will nicht mehr“, sagte Fiete stockend. „Ich will nicht mehr!“

Klauck gab seiner Stieftochter ein Zeichen. Sie zog den Koffer von Fietes Füßen fort, nahm ihn mit kurzem Ruck wie ein Mann auf und verschwand.

Fiete hob den Kopf. Hochaufgeschossen, mit hängenden Schultern stand er vor Klauck.

„Werden Sie mich nehmen... sonst...“, sagte Fiete und lauerte angestrengt.



Klauck spitzte die Ohren. „Was sonst? ... Red dich aus, mein Lieber. Halt nicht hinterm Berg, Freundchen!“

„Sonst muß ich weiter. Keine zwanzig Hengste bringen mich zurück!“

Klauck stellte Gläser und Schnaps auf den Tisch. „Sind wir Freunde oder nicht?“ fragte er, die Stimme wieder träge.

Fiete nickte und grinste breit.

„Haben sich Freunde jemals im Stich gelassen? ... Freunde kleben zusammen wie die Kröten im Frühling ... Prost, mein Freund!“

Fiete griff zu. Das Glas schwappte über. Fiete verschluckte sich. Er hustelte. Der scharfe Schnaps drang ihm in die Nase und preßte Tränen aus seinen Augen.

„Friedchen gefällt dir, was?“ fragte Klauck unvermittelt und zielte aus den Augenwinkeln auf Fiete.

Der wischte sich das Wasser von den Backen, biß sich auf die Lippen und schwieg.

„Laß das“, nuschelte Klauck. „Dumme Frage! ... Nicht jede, die dir das Bett wärmt, heizt dir das Herz mit ... Beruhige dich. Es schläft sich trotzdem weich.“ Klauck hob das zweite Glas. „Auf den deutschen Bauernstand“, nuschelte er heiser, im Blick, eisglitzernd und spitzig, die List.

Fiete trank in einem Zuge.

Doch als er aufstand, fühlte er sich noch bedrückter als zuvor. Er stieg die Treppe hinauf, stieg, ohne sich zu stützen, und seine Arme, lang und schlaff, kreuzten sich bei jedem Doppelschritt über der Brust.

Was soll das alles? dachte er. Ich liebe sie doch nicht. Was soll ich denn tun? ... Was denn? ... Er fühlte in seinen Gliedern keinen Schlaf. Er war zu erschöpft, um schlafen zu können. Seine Augen, groß und feucht, seine Lider, drückend schwer und geschwollen, brannten in der Dunkelheit.

In der Kammer, die nun ihm gehörte, roch es nach Mottenkugeln. Er tastete sich nach seinem Bett. Seine Hände berührten hartes, knisterndes Haar. Kein Schreck, keine Gier durchzuckte ihn. Er sank auf einen Stuhl.

Sie drehte sich aus dem Bett. Sie hockte sich vor Fiete hin und zog ihm die Schuhe aus und preßte seine Hände.

Da war es das Gefühl der Dankbarkeit, das ihn bewegte, sein Gesicht in ihr rotes, festes Haar zu drücken.

Unten im Dorf stöhnte die Dreschmaschine, heulte auf, wenn ihr die Garben in den Rachen geschoben wurden, knirschte und knackte, keuchte und klapperte. Die Maschine stand vor Stäubers Haus, war unersättlich und verschlang den Roggen fuhrenweis.

Die hier ihren ersten Erntesommer feierten, schweißnaß, gliedermüd, aber mit ganzer Hingabe, waren die Jungen und Mädels der Jugendbrigade.

Fiete Stäuber hatte sich, nachdem er zu Klauck gegangen war, manche Stunde nach ihnen zurückgesehnt. Aber der Weg zu ihnen schien ihm für immer versperrt zu sein.

Eines Tages war Fietes Mutter auf dem Mühlenberg erschienen, um Fiete zu holen. Er hatte auf dem Hof gestanden, unschlüssiges Zucken in den Mundwinkeln, die Füße unruhig wie bei einem Pferd, das die Peitsche sirren hört. Er hatte, als das Drängen der Mutter ihn umzuwerfen schien, nach seinem Vater gefragt. Die Mutter hatte weggeblickt und keine Antwort gegeben. Und Fiete hatte gewußt, daß ihm der Vater das, was geschehen war, nie verzeihen würde. Trotzdem hatte Fiete die Mutter nicht wegschicken können. Und ganz zuletzt, als er überlegt hatte, ob er seine Sachen hierlassen oder mitnehmen sollte, hatte er Klaucks Blicke gespürt, aus irgendeiner Ecke des Hofes, spitz und bohrend. Fiete war ein Schauer über den Rücken geschlichen. Er hatte sich geschüttelt und war geblieben.

Seine Mutter war gegangen. Zu Hause, in der Küche, hatte ihr Mann gestanden, nah beim Fenster, den Blick starr in die Pflaumenbäume gerichtet.

Die Mutter goß Milch in den Topf und hob die Herdringe aus. Die Flammen leckten aus dem Herdloch und nahmen die Milchspritzer mit in ihr Glutbett. Die Mutter stellte den Milchtopf auf das Herdloch. Die Flammen beleckten nun das Topfisen bis zu den Henkeln hin. Die Flammen keuchten vor Aufregung. Die Milch im Topf summt und sang.

„Warum habt ihr das bloß getan?“ fragte die Mutter, leise fragte sie, mit gesenktem Kopf, als richte sie die Frage in sich hinein. „Das hättet ihr nicht tun dürfen. Das nicht. Der Junge ist aus dem Haus und hat Haß zurückgelassen.“ Dann lief sie zu ihrem Mann, zog ihn vom Fenster fort. „Wie war das in der Nacht, wie?“ fragte sie und zupfte ihn aufgeregt am Rockärmel.

„Achte auf die Milch!“ brummte er.

„Wie war das? Sag mir die Wahrheit. Ich muß das wissen!“ Ihre Blicke brannten auf seinem Gesicht. In den Blicken war nichts als Sorge und Angst. Er sah seitwärts an ihr vorbei. „Er hat mich gewürgt!“ Der Vater spuckte aus. Seine Augen glänzten dunkel. „Wie einen Feind!“ sagte er dumpf.

„Und du?“

„Nichts!“ Der Vater wandte sich wieder dem Fenster zu.

Die Milch hatte eine weiße Schaumkrone. Die Flammen keuchten und kicherten. Die Schaumkrone rutschte zur Seite, zischte und kreischte. Die Flammen duckten sich hin und schmatzten mit schnellen Zungen. Die Schaumkrone verdorrte vor Ärger und stank.

Der Vater riß die Mütze vom Kopf und schleuderte sie auf den Boden. „Da hast du deine Bescherung!... Fragst mich Löcher in den Bauch und läßt die Milch überkochen. Ich hab die Nase voll!“

Die Mutter fuhr mit dem Putzlappen über die Herdringe. Der Putzlappen dampfte.

„Streu Salz drauf! Mach schon!“ Der Vater riß das Fenster auf und sah die Tränen nicht, die blasig auf den Herdringen kreisten.

Danach war die Mutter zu Ellen Kalisch gegangen. Sie hatten hinterm Haus auf der Bank gesessen, scheinbar mehr dem Gezwitzcher der Schwalben als ihren eigenen Worten gelauscht und hatten nichts voreinander verborgen. Ellen hatte versprochen, alles zu tun, um Fiete zurückzuholen.

Sie hatte, als Fietes Mutter gegangen war, dagesessen, die Hände müd und wie fremd im Schoß und hatte sich von Fiete fortgedacht, hin zu ihrem Vater und von ihm zur Mutter.

Was hatten die beiden voneinander gewußt? . . . Nichts! . . . Sie trafen sich in einer Stunde, als beide sich sehnten, und dann waren sie zusammengeblieben. Und dann gab's viele Stunden in ihrem Leben, da sie auch ohne Sehnsucht im Herzen miteinander auskommen mußten. Er war arm – und sie war jung! . . . Wie paßt das zusammen: arm und jung? . . . Er machte nach Feierabend Harken und Hackenstiele für die Dörfler und flocht Kartoffelkörbe. Er versteckte das zuverdiente Geld in einer Blechbüchse. Die Büchse hatte einen Nachteil: sie blinkte. Das Blinken lockte die Mutter an. Das Geld, was sie fand, blinkte auch. Sie war so geblendet, daß sie zugriff. Und dann, wie's Bräute tun, die am Hochzeitstag den Mann überraschen, schmückte sie sich heimlich. Dann, an einem Abend, als er heimkam, ein besonderes Leuchten in den Augen, trat sie vor ihn hin, schön und tausendmal jünger als sonst. Er aber wurde alt und grau im Gesicht. . . . „Aus der Büchse?“ fragte er . . . Sie nickte, in den Augen schon den Frost der Enttäuschung. . . . Er stützte das Gesicht in die Hände und schluckte und biß auf die Zähne und schluckte wieder. . . . Das Geld war für die Partei. Er brauchte es, um hinreisen zu können, wo er sprechen sollte. Er brauchte es für Tage, an denen die Partei sich versammelt, um zu beraten. . . .

Diese Geschichte hatte ihr einmal die Mutter erzählt und hatte gesagt: „Er hat mich nicht fortgeschickt. . . . Wir haben Nächte durchgearbeitet. Ich hab ihm das Licht gehalten. Dann war das Geld wieder beisammen. . . .“

Auf solchen Umwegen dachte Ellen über Fiete nach, als Fietes Mutter gegangen war. . . . Und an einem Juliabend machte sie sich zum Mühlenberg auf.

Sie wußte noch nicht, wie sie es beginnen sollte, Fiete herauszulocken, um, allein mit ihm, alles sagen zu können. Sie ging langsam, wie Menschen gehen, deren Schritt die Last der Gedanken hemmt. Ihre langen, graden Beine zögerten vor jedem neuen Schritt. Ihre Augen hatten Zeit, sich alles zu beschauen; aber wenn sie weiter lief, wußte sie nicht mehr, was sie sich beschaut hatten.

Dort, wo die Auffahrt zu Klaucks Gehöft begann, traf Ellen auf Friedchen Klauck. Sie prallten fast aufeinander und standen sich schreckstarr gegenüber. Friedchen plump, die Elefantenbeine breit gestellt, die Hände zu Fäusten auf der Brust; Ellen schmal, den knabenhaft dünnen Hals gereckt, die breiten, braunglänzenden Brauen über der Nasenwurzel zusammengezogen.

Friedchen schielte unsicher zum Gehöft hin. „Was willst du?“ fragte sie. „Fiete sprechen? Der ist für dich nicht zu sprechen. Der füttert das Vieh.“

Ellen schluckte. Sie hatte gehofft, Friedchen nicht zu begegnen. „Dann warte ich“, sagte sie und blickte schnell auf, mitten in Friedchens grün-schimmernde Augen.

„Er ist für dich nie zu sprechen. Damit du's weißt!“ Sie schob sich näher an Ellen heran. Unruhe war in ihren Bewegungen.

„Das muß Fiete entscheiden“, sagte Ellen. Sie hütete sich vor jedem unbedachten Wort.

„Das weiß ich besser. Er will dich dürrer Sperber überhaupt nicht. Mach dich fort hier. Sonst laß ich den Hund los, alte Wachtel!“

Ellen wollte an Friedchen vorbei. Friedchen versperrte ihr den Weg. „Was er will, kann ich dir zeigen!“ Sie riß sich den Rock hoch und kniff in ihre fetten Schenkel. „Und du bist eine Ziege . . . Zeig doch deine Knackhölzernen, zeig sie doch. Die können keinen Bock vergnügen!“ Sie zerrte an Ellens Kleid. Ellen wich zurück, schlug ihr auf die Finger, schrie, bleich im Gesicht: „Du hasenschartige Hexe, du . . .“

Friedchen hackte mit ihren kurzen, fleischigen Händen zu, dreimal, blitzschnell wie eine Katze, und Ellen lief, zerkratzt das Gesicht, warf sich im Wald hin, heulte, die Zähne aufeinandergebissen, das Gesicht brandrot vor Scham . . .

Von alledem erfuhr Fiete kein Wort. Er blieb bei Klauck und dachte: Die da unten haben sich damit abgefunden, alle. Und ich hab's nicht anders verdient.

Der Juli brannte heiß auf die Felder. Doch bei Klauck wurde immer noch keine Garbe gebunden. Fiete wunderte sich zuweilen darüber.

„Wir werden nur Stroh einfahren“, sagte er zu Friedchen. „Das kann keiner verantworten.“

„Heiratest du den Acker oder heiratest du mich?“ Sie hakte sich bei ihm ein, zog ihn mit sich. Sie war hitzig in der Liebe und unermüdlich.

Als die Dreschmaschine den zweiten Tag vor Stäubers Haus klapperte, schob sich Klauck aus seinem Motorradscuppen. Er rief Fiete zu sich, schlug ihm die kurze, dicke Hand auf die Schulter und ging mit ihm ins Haus. Er

schloß alle Türen, rieb sich die Hände über den Schenkeln, wo die Hose fettig glänzte, schmatzte ein paarmal mit den vollen Lippen, wollte Schnaps holen, überlegte es sich dann anders, nuschelte, halb zu Fiete gewandt: „Wie lange kennen wir uns?“

„Lange!“ grinste Fiete. Auch er rieb seine Hände über den Schenkeln. Er hatte sich viel von seinem väterlichen Freund abgeguckt. Er aß heute schon so wie er, schmatzend, mehr mit den Händen als mit den Zähnen. Er trank auch wie Klauck, viel, erst langsam, dann hastiger und die letzten Gläser in der Nacht, ohne den Kehlkopf zu bewegen. „Lange, sehr lange!“ sagte Fiete noch einmal und dachte: vielleicht holt er doch Schnaps. Ein Tag ohne Arbeit ist wie ein Bett voll Wanzen; aber mit Schnaps erträgt man beides: den Tag ohne Arbeit und das Bett voll Wanzen . . .

Klauck ging ins Nebenzimmer. Fiete hörte die Schreibtischtür knarren. Dann kam Klauck zurück. Er hatte nichts in den Händen; aber in dem dicken, roten Gesicht war ein Anflug von Blässe und in den Augen das Flimmern böser Gedanken.

„Unten wird gedroschen“, nuschelte Klauck. Er nahm die Zähne auch nicht auseinander, als er gepreßt und mit fast geschlossenen Augen sagte: „Sieh zu, daß du heut nacht dem Biest ein Stück Eisen in die Zähne steckst. Das Röcheln soll es kriegen, das Aas, verstanden, das Röcheln!“

„Wer?“ fragte Fiete; denn er hatte nichts verstanden. Er richtete sich auf, unter der Haut einen kalten Schauer.

„Die Dreschmaschine!“

„Die Dreschmaschine?“

„Heut nacht . . . Paß auf, daß dich keiner erwischt. Darauf kommt's an, verstanden?“

„Die Dreschmaschine?“ Fietes Gedanken kreisten um das eine Wort, wie die Krähen um den sterbenden Hasen kreisen. Er faßte sich an den Kopf, fremd und taub schien ihm dieser Teil seines Körpers zu sein, fremd, ihm nicht zugehörig.

Klaucks Augen zielten nach Fiete, sie zwangen den runden, leeren Blick des Jungen in eine andere Richtung.

„Warum die Dreschmaschine?“ fragte Fiete in das Schweigen, und seine Zunge war steif und dick. „Herr Klauck . . .“, begann er zu stottern, „warum die, die . . .“

„Kannst ruhig du zu mir sagen“, fiel ihm Klauck ins Wort und meckerte kurz. „Kennen uns lange genug, sind wie verwandt miteinander, also! . . . Frag nicht soviel, mein Junge, später erfährst du alles. Im Krieg macht der Soldat manches und weiß noch lange nicht warum. Erst viel später sieht er ein, daß es notwendig war, jawohl!“

Fiete hätte entgegnen können: Wir haben keinen Krieg, und überhaupt,



mit dem Krieg will ich nichts zu tun haben. Fiete dachte auch solche Gedanken; aber er dachte, wie ein Übermüdeter denkt, langsam, mit vielen Pausen, die wie dunkle Gruben sind. So war er nicht auf der Hut. So konnte ihn Klauck mit seinen Worten und Blicken immer fester packen.

„Du erfährst alles noch“, redete Klauck in ihn hinein. „Nichts bleibt dir verschwiegen, mein Sohn.“ Er schlug sich auf die Brust. Im Innern der Jacke knisterte etwas. „Ich geb dir das Wort eines Soldaten. Soldatenwort ist goldnes Wort, merk dir das . . . Und denk daran, daß die da unten den Bauern, den ehrlichen, Land und Vieh nehmen. Wie lange noch, und auch ich bin das meine los. Und wenn ich nichts habe, ist Friedchen arm. Und wenn Friedchen nichts hat, bist du ein Bettelmann.“

Fiete ging aus dem Zimmer, plumpen Schritts. Er lief lange, ohne zu wissen, wohin.

Im Zimmer saß Klauck, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt. Er saß unbeweglich. Sein Gesicht verriet keine Erregung. Nur die Haltung des Kopfes bewies, wie angestrengt er nach draußen lauschte, auf die Schritte von Fiete, die wiederkommen mußten, unbedingt, wenn Klaucks Träume sich erfüllen sollten.

Und Fiete kam zurück.

„Also?“ nuschelte Klauck. „Heut nacht, verstanden? . . . Und vorsichtig, nicht erwischen lassen, auf keinen Fall!“

Er machte eine lange Pause, während der er Fiete nicht aus den Augen ließ. Dann sprach er gedämpft, und nach jedem Wort löste Fiete sich mehr aus seiner Erstarrung. „Spätestens übermorgen gehn wir über die Grenze, klar? . . . Du kommst mit, wenn du dem Aas da unten die Zähne brichst. Wir werden erwartet. Man wird uns belohnen. Wir werden reicher sein als hier. Also, mach's gut, mein Junge!“

Aber Klauck blieb, nachdem er das gesagt hatte, den Tag über unruhig. Als er Fiete spätabends vom Hof gehen sah, war er überzeugt, sehr unvorsichtig gewesen zu sein . . .

Fiete streifte durch den Wald. Er umging das väterliche Gehöft. Seine Füße trugen ihn zu Ellens Haus. Er drückte sich in die Holunderbüsche am Zaun. Ein Hund knurrte schläfrig auf.

Wie leicht, jetzt zu rufen und alles zu erzählen, dachte Fiete. Wie leicht! Ich bin schuldlos. Klauck hat auch die Drillmaschine zerstört, bestimmt! Was kann mir geschehen? Ich kenne den Täter, kenne ihn besser als die eigenen Eltern . . .

Seine Gedanken waren so klar und einfach, daß er im ersten Augenblick vor ihnen erschrak. Aber je häufiger er sie gegeneinander abwog, um so lächerlicher schien ihm die Angst zu sein, die er eben noch vor Klauck empfunden hatte. Alle Furcht wich aus seinem Herzen, und ein so starkes und

ehrliches Gefühl für Ellen blieb darin, daß er meinte, sie müsse in ihrem Schlaf spüren, wie er hier unten stand und sich nach ihr sehnte.

Aber das Fenster dort oben blieb dunkel. Und weil es dunkel blieb, wälzten sich auch wieder trübe Gedanken durch Fietes Kopf . . . Die erste Nacht am See, wo sie aufgesprungen war und ihn im Gras allein gelassen hatte; jener ferne Tanz mit dem Mädchen aus der Stadt, das plötzlich verschwunden war, wie vom Erdboden verweht; die lange, zähe, bittersüße Zeit mit Friedchen Klauck, der Hasenschartigen, die an ihm hing in hündischer Liebe, weil kein anderer die Hasenscharte beim Küssen vergessen könnte . . . All diese Bilder trieben sich in seinem Kopf herum. Und weiter, noch weiter zurück ging er mit seinen Gedanken: zur Feldscheune, zur Witwe, die dort hinten längst vermodert war, zu der brettharten Hand seines Vaters, die ihn mitten ins Gesicht getroffen hatte, zu den Tränen, die dem Vater geflossen waren, als die Färse bei ihrer ersten Geburt zwischen Leben und Tod geschwebt hatte . . . Er sah sich wieder als den Verstoßenen, den Betrogenen, für den es kein Zurück gab, der froh sein konnte, daß ein Mann wie Klauck sich seiner annahm.

Fiete sann sich immer mehr in eine bedrückende Stimmung hinein und entschied am Ende, daß er mit unlösbaren Fesseln an Klauck geschmiedet war. Er mußte tun, was dieser befahl, und froh sein, wenn Klauck ihn mitnehmen und herausreißen würde aus diesem Spinnennetz, in das er durch eine Kette von unglücklichen Geschehnissen geraten war.

Die Nacht verkroch sich immer tiefer in die Büsche. Die Luft wurde allmählich morgenleicht. Fiete schlich sein väterliches Gehöft an. In der Küche brannte Licht. Fiete schloß daraus, daß sein Vater Wache hatte. Er glaubte sogar, schlürfende Schritte und ein trockenes Aufhusten zu hören.

Fiete verharrte im Schatten der Bäume . . . Wieder waren ganz deutlich die Schritte und das Aufhusten zu vernehmen. Die Haustür schwang geräuschlos in den Angeln. Der Vater räusperte sich, spuckte aus, stand noch unschlüssig und verschwand dann.

Fiete hörte die Dielen knarren. Er ahnte, wo sein Vater jetzt stand; denn er kannte die Dielen im Flur, wußte, wo sie hohl lagen und knarrten. Er hörte auch das Bett aufstöhnen, in das sich der Vater, angekleidet wie er war, legte. Er dachte: Jetzt räch ich mich, fauler Wächter! . . . Und er dachte: wegen der Drillmaschine wollte er mich schlagen. Jetzt schick ich seine Dreschmaschine zum Teufel. Das ist schlimmer, das ist viel, viel mehr!

In Fiete triumphierte nur noch der Haß. Und der Haß gegen den Vater war es, der ihm die Kraft zu seiner Tat verlieh.

Ohne jede Vorsicht sprang er über den Weg. Mit katzenhafter Gewandtheit erklomm er den Dreschkasten. Unter seinen Füßen knirschten Körner. Er schob eine Eisenstange in den Dreschschlund und huschte in den Schat-

ten der Bäume zurück. Seine Streichhölzer raschelten verräterisch. Er zerdrückte die Schachtel.

Atemlos erreichte er Klaucks Hof, sicher, daß er sich nun seine Freiheit erkämpft hatte.

Am Morgen lauschte Fiete ins Dorf hinunter. Er hörte den Elektromotor aufknurren. Dann blieb es still bis zum Mittag.

Klauck war tagsüber verschwunden. Gegen Abend kam er aus dem Dorf. Es war alles so eingetroffen, wie er's vorausgesehen hatte. Die Reparatur an der Dreschmaschine wurde erst am Nachmittag beendet. Die Leitung der Maschinenstation verschob den Abtransport des Getreides auf den nächsten Tag, weil angeblich die geringen Mengen nicht lohnen würden.

In Stäubers Scheune häufte sich das ausgedroschene Getreide. Die Dreschmaschine schlang bis in den späten Abend. Als Klauck gegen elf noch einmal hinunterlauschte, war alles still, waren Wolken und Wind da, vom Herrgott, an den Klauck zuweilen glaubte, im rechten Maß und zur rechten Stunde herbeigeschafft.

Nachts weckte er Fiete.

Klaucks Mund war spottverkniffen, sein sonst rotes, ein wenig gedunsenes Gesicht war gelb, als hätte die Galle sein Blut über Nacht vergiftet.

„Wir fahren noch heute, verstanden?“ nuschelte Klauck, und dann sprach er leise und immer leiser, und seine Stimme fiepte vor Heiserkeit. Er sprach davon, wie gut es gewesen war, daß er jahrelang still und abgeschieden auf seinem Hof gelebt, alle Verpflichtungen eilig und ohne Widerstreben erfüllt und sich nie unzufrieden gezeigt hatte. So blieb er heute rein von jedem Verdacht und konnte das Letzte wagen.

Das Letzte trug er Fiete auf, wie er in seinem Leben immer Gefährliches und Schwieriges anderen aufgetragen hatte; denn er war einer von jenen Fettwänsten, die feige sind im Handeln, sich aber stolz und tapfer zeigen, wenn Lob und Ruhm verteilt werden. Als Soldat war er mit gezogener Pistole hinter seinen Leuten geblieben, wenn's auf den Feind losging, und war vor der Kompanie lautschnauzig auf und ab stolziert, wenn die Kugeln ihr Pfeiflied längst ausgepiffen hatten.

So war Klauck, der ewige Fähnrich, immer gewesen, und so verhielt er sich auch heute. Unter seiner Jacke knisterte ein Brief. Den zog er nun heraus und legte ihn vor Fiete hin, der auf einen Stuhl gesunken war. Klauck konnte sich diese Offenheit jetzt leisten. Er kannte sich in den Menschen aus und wußte, wann der Punkt eintritt, wo der Mensch wie ausgedorrter Kuhmist wird, der mit dem Winde fliegt und sich auf jede Seite legt, ob links, ob rechts, alles gleich.

Aber Fiete, der große, schlaksige Fiete, machte keine Anstalten, den Brief

zu lesen. Klauck stieß ihn in die Seite: „Du willst nicht, was?“ zischte er. „Nun gut, dann höre . . . Mein Major schreibt. Weißt du, was das ist, ein Major? Das ist ein Herrgott auf Erden. Er hat mir meine Kriegsgeschichte mit dem Polenweib verziehen. Das ist dasselbe, als wenn dich der Herrgott aus der Hölle in den Himmel holt. Ich habe meine Soldatenehre wieder, mein Sohn. Das schreibt der Major. Ich soll zu ihm kommen. Er sucht sich seine Leute wieder zusammen. Ich werde gebraucht. Leute wie ich werden immer gebraucht, verstanden! . . . Aber ich soll nicht mit leeren Händen kommen. Ich soll denen da . . .“, Klauck machte eine Bewegung gegen die Nacht, die sich draußen vor den Fenstern staute. „Denen soll ich eins auswischen, so, daß sie's lange spüren, verstanden?“ Klauck sprach noch manches Wort über seinen Major. Die Worte spritzten gegen Fiete und glitten von ihm ab wie Regen von einer Fetthaut.

„Bist du bereit?“ fragte Klauck scharf.

Fiete stierte, die weitgeöffneten Augen ohne Blick, die Fäuste locker und schlaff im Schoß. In seinen Armen war Kraft genug, um Klauck mit einem Schlag hinzustrecken, ihn zu binden, ihn hinunter ins Dorf zu schleppen; aber in Fietes Brust fehlte die Kraft zu solcher Tat.

Klauck schrie ihn an, und Fiete fuhr zusammen, ertappt bei seinen geheimen Gedanken.

Klauck war aufgesprungen, bellte heiser, stockend, als würge ihn einer: „Dann laß dich einlochen, Hund . . . Ich fahre! . . . Also? . . .“

Klauck atmete auf, und durch seinen massigen, fleischigen Körper lief eine zuckende Bewegung. Klauck ging seltsam schwankend auf Fiete zu. Die Dielen bewegten sich, und in der Stube erzitterten Vasen und Geschirr. „Endlich, mein Sohn“, schnaufte er. „Na, endlich . . . Und erst beobachten. Eine Stunde mindestens . . . Und hinter der Pflaumenallee treffen wir uns. Ich warte, klar? Soldatenwort ist goldenes Wort!“

Fiete ging von Klaucks Hof. Der Wolfshund knurrte ihm böse nach. Er hatte sich nie an Fiete gewöhnen können.

Klauck trieb seine Stieftochter zur Eile an.

„Ich krieg ein Kind von ihm“, jammerte sie und brachte ihr Haar nicht unter das Kopftuch.

„Unkraut läßt man nicht groß werden!“ knurrte Klauck. „Da, halt den Rucksack, Schlampe . . . Mach den Hund los, dalli, dalli!“

„Ich liebe ihn doch!“ schluchzte sie. „Nimm ihn mit. Für mich, bitte!“

„Laß dich einsperren mit ihm, du Hexel!“

Das Motorrad brummte auf, knatterte und sang dann.

Friedchen klammerte sich an ihrem Vater fest. „Drück mir nicht die Luft ab, Schnecke“, keuchte er und stieß sie mit dem Ellenbogen zurück.

Der Wolfshund sprang ihnen bis zum Torweg nach, legte sich dann hin und rührte sich nicht von der Stelle.

Der starke Motor sang gleichmäßig hoch und war bald nicht mehr zu hören...

Fiete Stäuber lag wenige Meter von der Scheune seines Vaters entfernt in den Büschen. In Ohren und Schläfen pochte sein Blut. Die Angst drückte wie ein Daumen auf seine Kehle. Sein Mund wurde immer trockener. Und dann war's ihm, als entferne sich ein Motorrad vom Mühlenberg.

Er wird's noch einmal ausprobiert haben, dachte Fiete.

Über ihm knisterte der Flügelschlag eines großen Vogels. Von den Bäumen tropfte es träge, aber regelmäßig und erregend. Fiete brannten die Augen vom Stieren in die Nacht. Irgendwo krächte ein voreiliger Hahn.

Fiete wischte sich mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirn. Er erhob sich langsam. Er wußte, daß er ein Verbrechen begehen würde.

„Nur das eine noch“, murmelte er.

Er stopfte einen benzingetränkten Sack unter das Scheunentor. Der Sack klemmte. Fiete zog ihn wieder heraus. Er griff mit der Hand unter das Tor. Die Hand schob sich in einen Körnerhaufen. Die Körner fühlten sich an wie Samt und glitten weich durch Fietes Finger. Er zog die Hand zurück. Er hatte den dumpfen, staubigen Geschmack frischgedroschener Körner auf der Zunge. Er dachte: Was tu ich bloß? ... Was will ich denn hier? ... Aber was soll ich denn tun? ...

Dann, in aufkommender Wut gegen sich selbst, riß er ein Streichholz an. Es brannte: winzig und flackernd.

Er dachte: Was ich gefühlt habe, war Hafer. So ist nur Hafer, so weich und glatt und länglich ... Wirklich, so ist nur Hafer ... Roggen ist runder und grober, nicht so weich wie der Hafer ... Und der Weizen ist noch anders. Jedes ist anders! ...

Die obere Hälfte des Streichholzes war schwarz und krümmte sich, die untere brannte mit einer blaßblauen Flamme. Weil Fietes Hände zitterten, brannte sie nicht ab und verlöschte vor der Zeit. Und als Fiete ein zweites Streichholz anreißen wollte, war sein Entschluß: die Scheune anzuzünden – und sie nicht anzuzünden – eins. Jetzt erst dachte er an Klauck. Er ließ alles liegen: die Streichhölzer und den benzingetränkten Sack. Es lag dort, wie das Werkzeug von Holzfällern liegt, wenn sie die Vesperpause beginnen. Fiete rannte über die Wiesen zur Pflaumenallee, wo er sich mit Klauck treffen wollte. Er fühlte sich leer und leicht. Er kroch dann den Mühlenberg hinauf, und die Leere in ihm füllte sich wieder mit Angst. Er wollte durch den offenen Torweg stürzen. Da fiel ihn der Wolfshund an und schlug seine Zähne in Fietes Arm. Fiete schrie grimmig auf und schleppte sich in



den Wald. Der Hund folgte ihm nicht. Er streckte sich träge vor dem Torweg aus.

Fiete lag, und der Nachttau tropfte. Er sank in einen erschöpften Schlaf und sah die Flammenzungen die Scheune belecken. Sie rannten teuflisch schnell an dem dunklen Leib der Scheune auf und ab, wurden immer länger, züngelten aus dem Dach, zuckten zurück, vom Wind geschlagen und hüllten dann, vereint zu einer einzigen Flammenbreite die Scheune ein. Und Fiete sah in seinem Traum, wie der Hafer braun wurde, schwarz dann und hörte ihn klirrend zerbrechen wie Glas . . .

An der gleichen Stelle, wo er in der Nacht hingesunken war, fand man ihn am nächsten Tag. Sie rissen ihn hoch, schüttelten ihn, schrien auf ihn ein. Er stierte mit starren Blicken. Er wußte nicht, ob er die Scheune angesteckt hatte oder nicht.

Nach Wochen, als der Verhandlungstermin bekannt war, mußte Ellen als Zeugin in die Stadt. Sie wollte zu Fiete, aber nicht als Zeugin. Sie hatte gehofft, daß ihr das erspart bliebe. Nun traf es sie um so härter, und mit Mühe verbarg sie ihre Erregung vor den anderen. Nur ihr knabenhaft dünner Hals verriet, wie stürmisch ihr Blut pochte.

Am Morgen schob sie ihr Fahrrad aus dem Schuppen. Die Milchfahrer wuchteten Kannen auf den Wagen.

„Wie wär's mit dieser Wärmflasche!“ rief einer. Er griff Ellen um die schmalen Hüften. Ihr Fahrrad geriet ins Schleudern. Sie blickte den Dreisten böse an.

„Laß, die ist wie ein Eisblock!“ lachte ein anderer.

Das Gelächter der Milchfahrer war morgenrauh und verfolgte sie lange.

Sie fuhr an Stäubers Gehöft vorbei. Hinter dem Haus stand breit und wuchtig die Scheune. Die Tore waren weit geöffnet, und durch die Strohbansen harkte der Wind. Die Obstbäume im Garten trugen schwer, und die ersten Blätter fielen.

Das Ziegeldach des Stalles blinkte, und unterm Dachfirst raschelten trockene Zwiebelbunde.

Er hat es nicht getan, dachte Ellen . . . Das hat er uns nicht angetan.

Sie trat kräftig zu. Die Häuser blieben hinter ihr, aber die Bilder aus jenem Morgen, da sie ihn fanden, kamen mit. Wie in die Augen geritzt waren sie. Der Funkeltau auf den Gräsern, Büschen und Bäumen konnte die Bilder nicht auslöschen, und das Tuch, mit dem sich Ellen immer wieder über die Augen wischte, vermochte es ebensowenig.

Als sie vor dem Gerichtssaal stand, war sie schweißnaß.

Im äußersten Winkel des Flurs knarrte eine Tür. Ellen fand, daß der Flur hoch war, zu hoch, um Ruhe zu finden. Putzfrauen schurrten an ihr vorbei.



Eine, prall in Busen und Hüften, schob sich durch die Tür, die zum Gerichtssaal führte.

Ellen überflog die Stuhlreihen, die leer waren, und ihre Blicke flirrten über zwei Lichtbalken, die schräg durchs Fenster in den Saal strebten.

Die rundliche Frau sah auf Ellen, und Ellen empfand diesen Blick, der still war und ohne Hast, wie ein Streicheln. Sie wischte sich über die Augen und hatte später keinen Blick für die Menschen, die durch die Flure trappeten, ungeduldig und mit Wort und Lachen noch außerhalb dieses Hauses.

Dann, nach zähen Minuten, kam er: hochaufgeschossen, mit hängenden Schultern, mager und blaß im Gesicht, das schwarze Haar zurückgekämmt.

Ellen drückte sich an die Wand. Aber er hätte sie auch so nicht gesehen.

Danach überlegte sie lange, warum er so ruhig gegangen war, so steif, ohne die Arme zu schlenkern. Dann erinnerte sie sich, daß seine Hände auf dem Rücken durch etwas zusammengehalten waren.

Im Gerichtssaal hatte Ellen erst eine Frosthaut und später ein Glühen im ganzen Körper, weshalb sie ihre Bluse bis zur Brust aufknöpfte.

Noch bevor die Verhandlung begann, blieb Fietes irrender Blick bei ihr hängen.

Ja, ich bin deinetwegen hier, nur deinetwegen. Nicht, weil's die Richter wollten. Nicht deswegen, sollten ihre Augen antworten. Aber vielleicht waren sie zu feucht dazu.

Dann sah sie vorn in den ersten Reihen Fietes Eltern, den Vater, dessen Haar grau geworden war, und die Mutter, klein und hüstelnd neben ihm.

Die Verhandlung begann. Fiete hatte dem Gericht ein umfassendes Geständnis vorgelegt. Er hatte sein Leben erzählt. Er hatte alle genannt, die in seinem Leben eine Rolle gespielt hatten. Zuerst hatte er den Krieg genannt und seine Angst vor dem Sterben, dann die Witwe, den Vater, die Mutter, die gut war und schwach, die Jugend im Dorf, die ihn verachtet hatte, den Mühlenberg mit Friedchen und Klauck, dann Ellen Kalisch, in deren Händen soviel gelegen hatte.

Fiete hatte nichts verschwiegen.

Im Gerichtssaal brütete Spätsommerglut.

Fietes irrender Blick kam während der Verhandlung manchmal bei Ellen Kalisch zur Ruhe.

Als sie aufgerufen wurde, drehte sie sich von den Richtern weg zu Fiete hin. „Wie er sagt, so war's“, murmelte sie, und ihr Hals war zu eng, um mehr zu sagen. Sie fingerte an ihrer Bluse, knöpfte sie auf und wieder zu, und ihre breiten, glänzenden Brauen zuckten.

Dann stand Fietes Vater vor den Richtern, den Kopf gesenkt. Das Schweigen in ihm war hart wie Zement. Er dachte: Verurteilt mich. Ja, mich. Ich hab meinen Jungen verschenkt. Im Gerichtssaal war nur das Schlucken des

Vaters zu hören. An den Feind verschenkt, dachte er. Aber er schwieg, und seine Fäuste, schwere, von der Arbeit geschwollene Fäuste, lagen vor seinen Schenkeln wie Steine.

Er hob den Kopf auch nicht, als er sich wieder setzte. Keiner sah seine Augen, die hinter den Brauen verborgen waren, keiner sah die Qual darin. Nur Fiete sah einen Blick, der wie eine Nadel in sein Herz drang, und er begriff, wieviel er seinem Vater angetan hatte, besonders seinem Vater.

Hochaufgeschossen, mit hängenden Schultern stand Fiete, als er das Urteil entgegennahm. Es lautete auf drei Jahre Gefängnis mit Bewährungsfrist.

Ellen fuhr heim. Sie wartete nicht auf Fietes Eltern. Sie wollte allein sein. Sie grübelte darüber nach, ob es in ihren Händen gelegen hatte, seine Seele aufzuhellen.

Heute wußte sie die Antwort.

Sie fuhr an Kartoffelfeldern vorbei, auf denen das Kraut allmählich dem Acker zu welkte. Sie fuhr durch die Pflaumenallee. Die Früchte auf den Bäumen waren reif. Sie fuhr um den See herum und ruhte aus unter den Weiden, an der gleichen Stelle, wo sie mit Fiete das erstemal gelegen hatte. Sie zupfte Grashalme und klemmte sie zwischen die weichen Lippen. Sie dachte an Fiete und dachte: er ist ja nicht tot. Und in ihr war Unruhe, wie sie in den Schwalben ist, die sich herbstens zu langer Reise rüsten.

## FÜR DIE ÖLFRITZEN

Aus dem Schauspielfragment „Marsch auf Mossul“ (1928)

*Auf hoher See. Vorderdeck des Kreuzers Oakland. Reeling, Ankerwinde, Stahltrossen, gerollte Taue; zwei schwere Maschinengewehre am Bug; rechts Windhutze und kurzer Abzug für die Ölfeuerung; dort Luke zum Abstieg in den Maschinenraum. Man ist als Zuschauer auf gleicher Höhe mit dem Schiffsdeck. Auf den dicken gerollten Tauen sitzen und liegen drei Matrosen der Freiwache, ein Flugzeugmonteur. Sie singen den Schlager vom „Bluebird“, den ein Matrose auf dem „Fotzhobel“ (Kamm mit Seidenpapier) begleitet.*

MATROSEN (*singend*): Some one told me: „If you see a Bluebird  
Flying up in the sky,  
That means, you will have a little Lovebird  
Love you bye and bye!“  
That just set me brewing,  
And here's just, what I've been doing . . .  
I've been watching for a Bluebird  
High, high,  
Up in the sky . . .

1. MATROSE (*jung, streckt sich*): High, high, up in the sky . . . Wär ich bloß in London!

MONTEUR (*semmelblond, jung, schneidig*): Nacken steif, Kamerad! Jetzt heißt es, den Sinn auf die Ehre und die Flagge gerichtet! Kameraden, diese Fahrt ist ein Kreuzzug gegen die schwarze und rote Flut, die im Osten heraufdämmt.

2. MATROSE: Mensch, hast du schon mal 'nen Nigger gesehn?

MONTEUR: Gesehn oder nicht! Leutnant Keats hat mir eröffnet, unsres Fluggeschwaders harre eine gewaltige kulturelle, sportliche und militärische Aufgabe! Das schwarze Gesindel hat, wie ihr wißt, unsre Stapelplätze geplündert, unsre Brüder gemordet, unsre Frauen gemißbraucht, unsre Flagge in den Staub gezerrt! Ägypten ist aufgewiegelt; die Brandfackel züngelt schon nach Indien!

3. MATROSE: Also doch nach Ägypten und Aden?

MONTEUR: Wird euch das jetzt erst klar? Seht ihr, sowenig denkt ihr über eure Aufgabe nach! Was ist der Genickpunkt Britanniens? Der Suez! Was ist der Suez ohne Hinterland, ohne Glacis? Ein Dreck! Wozu nehmen wir den großen „Bristols“ mit? Um Kamele zu killen? Oder um in eure Zementschädel 'nen paar Lichtlöcher zu sprengen? No, Sir! Aber Ibn Sauds Hafenplatz Koweit muß dringend durch etliche heiße Eilein eingeebnet und zum Vorgelände für Aden umgeformt werden, you see?!

3. MATROSE: Großartig! Doch unsre 35er Langrohre werden da auch noch 'nen Tönchen mitreden! Junge, wo die hinhaun – hau! wau! –, da bleibt kein Auge trocken!

*(Man hört über die See von einem anderen Schiff die Nationalhymne „Rule Britannia“.)*

MATROSE: Good Fellows, heut ist Trafalgartag! Die „Rodney“ hat über die Tops geflaggt! Heut gibt's doppelte Ration!

*(Rechts durch die Luke steigen zwei Heizer langsam herauf. Der erste hat einen glattgeschorenen Schädel; an Deck hält er, schaut nach der Sonne, öffnet seine Hand, stellt einen Kompaß ein.)*

1. HEIZER: Wieder drei Strich nördlich!

2. HEIZER: Mit Gott, Colly, weiß der Teufel, wohin sie uns verfrachten!

COLLY *(mit Kompaß)*: Nicht nach Ägypten und Suez.

2. MATROSE: Heda, Kapitän! Schiff gut auf Kurs?

COLLY: Befehl, Herr Admiral! Nur fehlt's an der Richtung!

2. MATROSE: „Richtung“? Na wat denn, na wie denn? Als ob wir keene Richtung hätten! Förmlich Direktion! Was, Monteur? Direkt auf Port Said und Suez!

COLLY: Direkt auf Beirut und Syrien! *(Zieht eine Karte aus dem Ärmel.)*  
Fünf Strich nach Norden abgefallen.

1. MATROSE *(beobachtet mit)*: Da sauf 'ne Kanne Lack!

2. MATROSE: Was sagt man uns das nicht?

COLLY: Was geht das euch an? Ob wir in Ägypten oder Syrien kämpfen – Jacke wie Hose!

1. MATROSE: Nanu! Was haben mir denn die Herren Syrier getan?

COLLY: Pst, Mensch! Frag nicht soviel! Das gibt Plattfüße im Gehirn! Wenn befohlen wird, dann steht der Jac und Jim am besten stramm!

MONTEUR *(der um Colly die ganze Zeit herumgegangen)*: Verehrtester, bei Ihnen stimmt die „Richtung“ wohl auch nicht ganz? Wollen Sie hier miesmachen?

COLLY: Bewahre, Herr... Süßholz; aber man darf doch so 'n bißchen über die Lage klönen.

MONTEUR: Ihre Anzüglichkeiten beweisen nur...

COLLY *(vor ihm)*: Beweisen nur?

MONTEUR (*zurückweichend*): Daß Sie kein aktiver Heizer sind, sondern als eingezogener Reservist jener sozialistischen Hefe . . . (*ab*).

2. HEIZER (*will ihm nach*): Her mit dem Würstchen! Her!

COLLY (*hält ihn*): Ruhe, Ted! Ein Judas ist stets unter Kameraden. – Mariners! Wir andern aber sind drum noch lang keine Gummipuppen und Arschlecker, denen man das Maul zupflastert! (*Packt den 2. Matrosen.*) Hallo, Mariner, sollst du nicht fragen dürfen, wohin es geht? Sind wir bloß Würfelzucker und Frachtgut?

2. MATROSE: Würfelzucker? Wir sind Matrosen und Maate der Königlichen Flotte!

1. MATROSE: Und tragen 'nen Kopf auf den Schultern!

COLLY (*packt ihn dazu*): Richtig, Jimmy, nicht übel, young bloody boy! Du frugst eben: Was haben mir die Syrier getan? Allright! Du hast richtig gefühlt und bist auf den Knochen in der Suppe geraten; nicht um die Syrier geht's, sondern . . .

2. MATROSE: Sondern?

COLLY (*zieht sie auf die Taue nieder*): Kommt her, Jungens! Sagt mal, was war der größte Streik daheim?

2. MATROSE: Na, der Bergarbeiterstreik!

COLLY: Richtig! Die Schlotbarone behaupten, keine Lohnerhöhung tragen zu können; der Weltmarktpreis, das schlechte Geschäft, die Kohle stirbt! Angenommen! Und nun Punkt zwei: Mit was feuern wir hier unser Schiff?

1. MATROSE: Das sollst du olle Öltute doch wissen!

COLLY: Also! Auch die Handelsflotte wird zum Öl übergehn; und England, das Schiffsland, hat nicht eignes Öl! Was nun!

2. MATROSE: Klar! Öl muß her!

COLLY: Excellent! Doch wie, fellow mariner? Handelsverträge mit Rußland, der Türkei, Austausch von unserm Eisen gegen ihr Öl? Aber da hätte das Volk die Kontrolle! Und die Bodenschätze gehören, wie ihr wißt, nicht dem Volke . . .

3. MATROSE (*steht auf*): Mann! Du wirst politisch!

COLLY: Setz dich, Kamerad! (*Packt ihn.*) Ist denn nicht alles „politisch“, was wir heut tun, was mit uns geschieht! Mariners, ihr wißt nicht, wohin man euch verfrachtet, ob eure Knochen im Sudan oder in Arabien im Sande zerfallen! Weil ihr nicht denken dürft! Unpolitisch, das heißt gedankenlos! Und doch, Mariners, alles ist heut Politik! Alles! Die Arbeit, das Leben, das Sterben, der Glaube und das Geschäft! Ja, Mariners, ihr glaubt an die Flagge, aber ihr sterbt für ein Geschäft!!

3. MATROSE: Wie! Haben die Niggers und Araber nicht unsre Posten überfallen, englische Frauen geschändet, unsre Flagge . . .

COLLY: Hast du es gesehen? – Und dann, jetzt kommt der Pfiff: Wo ist das geschehn, old mariners? Wo? Erst steht der Kurs südöstlich auf Ägypten und Aden: „Ablösung der Stationen vom Suez“. Plötzlich geht's östlich nach Beirut! Warum, ihr Maschinenwichser? Weil hinter Beirut und Damaskus und der syrischen Mesopotamien liegt und dort am Rande Mossul!

2. MATROSE: Mossul?

COLLY: Mossul! Und das heißt: Öl! Das heißt Petroleum! Das heißt Krieg! Das heißt der Tod von Hunderten, ja vielleicht Tausenden wackeren „unpolitischen“ Jungen des Landungskorps! Das heißt der Riesengewinn von drei bis vier Ölmagnaten! Das heißt der Verkauf eines Volkes an ein Geschäft!

3. MATROSE: Well, aber England braucht Öl!

COLLY: Doch keinen Krieg! Achtung, alter Sacklöwe: Du hast hier 'ne Pfeife und 'nen Pack Tabak; ich habe keinen Tabak, aber 'n Feuer. Müssen wir uns nun totschiagen, daß einer zu 'ner brennenden Pfeife kommt? Also!

1. MATROSE: Und warum im großen nicht auch?

2. MATROSE: Weil der Machtfimmel unsre Ölfritzen hat!

COLLY: Und weil das Volk bloß der Knochen ist im Land und nicht auch das Hirn; weil es keine Kontrolle hat, weil es bloß bluten und schwitzen soll, aber nicht sehen! Mariners, bekommen die Franzosen, die Russen, die Türken Wind von unsrer Aktion, so ist im Nu aller „Wirtschaftsfriede“ Kakadu, dann flammt die Erde wieder, dann sind alle Verträge bloß wieder „ein Fetzen Papier“! Und wer hält dann wieder die Köpfe hin? Die Muskos, die Mariners, die Arbeiter! W i r !

3. MATROSE: Für die Flagge jeden Tod! Für die Ölfritzen keinen Dreck unterm Nagel!

1. MATROSE: Aber unsre Schiffe sausen drauf los!

COLLY: Mariners! Was sind die Schiffe – ohne euch?! Kommt, ihr müßt was wissen! *(Mit den vier durch die Luke nach unten ab.)*



## TOD, VERDAMMNIS UND EWIGES LEBEN DES HEINRICH HEINE

**O**bwohl ein Pariser Bekannter Heines, ein Mann namens Albert Wolf (den „Kleinen Erinnerungen aus dem 19. Jahrhundert“ zufolge, die Philibert Audebrand 1892 bei Calmann-Lévy erscheinen ließ), etwas viel Poetischeres überliefert hat, neige ich dazu, den uns von Gustav Karpeles vermittelten Bericht der Krankenpflegerin Catherine Bourlois zu akzeptieren, demzufolge Heinrich Heine am Sonnabend, dem 16. Februar 1856, nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr seine letzten Worte gesprochen, dreimal „Schreiben!“ geflüstert und schließlich ausgerufen habe: „Papier! Bleistift!“ Denn Heine war, wie er (1834) einmal sagte, nicht dazu geeignet, ein Kerkermeister der Gedanken zu sein. Es paßt zu seinem Bilde, daß er auch in der letzten der fast hunderttausend Stunden dieses einzigartigen Sterbemartyriums noch etwas mitteilen wollte, um das wir ärmer geblieben sind. Denn die Schwäche nahm zu, der Bleistift entfiel seiner Hand, und der Todeskampf ging zu Ende. „Herr Heine behielt bis zum letzten Augenblick sein volles Bewußtsein“, schließt die Bourlois.

Dieses Bewußtsein des Heinrich Heine hat es denn auch in sich. Zwei Jahre bevor er sich niederlegte, um acht Jahre (zu je 365 Tagen zu je 24 Stunden) hindurch zu sterben, schrieb er an Campe: „Das holdselige Bewußtsein, ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten. – Unter uns gesagt, dieser letztere ist das wenigst Furchtbare, das Sterben ist etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod gibt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube.“

Als er im „Buch Le Grand“ 1826 von der Todesangst des Kleistischen Prinzen von Homburg sprach, nannte er den Tod noch „das schlimmste Übel“; auch „das Schattenbild in einem Traum“ sei besser als „das kalte, schwarze, leere Nichtsein des Todes“, ja er erinnerte sich des sagenhaften Majors Duvent, der „den großen Israel Löwe auf Pistolen forderte“ und einen Hund nannte, falls er kneife, worauf der sagenhafte Israel bekannte, er wolle „lieber ein lebendiger Hund sein als ein toter Löwe“. Im Leben und Sterben hat Heine sich mit dem Tod beschäftigt, er hat ihn gehaßt, er hat ihn verhöhnt, er hat ihn gefürchtet, und er hat ihn zum Gegenstand geist-

reicher Aperçus gemacht, solange er fern war; er hat mit ihm kokettiert, weil er sehr gut wußte, daß nur eine neue Periode im nichtendenden Dasein dessen, was Heine hieß, mit ihm beginnen würde, und er hat ihn glorifiziert, als seine Vorboten ihn mehr peinigten denn jemals vorher oder nachher einen Dichter auf dieser Erde.

1823 hat er „mit dem Tod in der eigenen Brust den sterbenden Fechter gespielt“, 1824 ihn „die kühle Nacht“ genannt, da sein Leben ein „schwüler Tag“ war; gelegentlich, 1829, findet er „das Leben verliebt in den Tod“, und nur in seltenen Augenblicken bequemt er sich zu ernsthafterer Überlegung, etwa wenn er zu Hebbel (1843) sagt, der Tod sei „nicht so zufällig als man denkt, er ist das Resultat des Lebens“ – eine schaudermachende Selbsterkenntniswahrheit, physiologisch und psychologisch gesehen von abgründiger autobiographischer Aussage.

Doch in den fünfziger Jahren werden auch andere Töne vernehmbar. Da sieht er ihn nahn, den bösen Thanatos:

*... er kommt auf einem fahlen Roß;  
Ich hör' den Hufschlag, hör' den Trab,  
der dunkle Reiter holt mich ab ...*

(1851)

Da sieht er sie mit der Schere in der Hand, die dritte Parze:

*O spute Dich und zerschneide  
den Faden, den bösen,  
und laß mich genesen  
von diesem schrecklichen Lebensleide.*

(1854)

Da sieht er den wundertätig heilsamen Fluß der Unterwelt:

*Lethe heißt das gute Wasser!  
Trink daraus und Du vergißt  
all Dein Leiden – ja vergessen  
wirst Du, was Du je gelitten.*

(1855)

Und doch ist dies alles nur die halbe Wahrheit, und die andere ist in jenem unendlich verführerischen Lied, das vielleicht nur ein Mensch, eine gewisse Elise Krienitz, auch Camilla Selden, die er, Heine, „Mouche“ nannte, hat anklingen hören, solange er lebte, und vielleicht auch diese nicht:

*Frag, was sie duften, Nachtviole und Rosen –  
doch frage nie, wovon im Mondenschein  
die Marterblume und ihr Toter kosen.*

Nur von hier aus ist die Version überhaupt ertragbar, die den Dr. Gruby als Zeugen angibt, ohne daß dieser selbst etwas hinterlassen hätte (während Albert Wolf, der de-facto-Vermittler, sich durch die Bemerkung als Zeugen ausschaltet, Heine habe bei seinen letzten Worten mit dem vertrauten Arzte allein sein wollen). Danach also habe er sich von Gruby bestätigen lassen, daß es zu Ende gehe, und verboten, Mathilde zu wecken. „Aber nehmen Sie dort auf dem Tisch die Blumen, die sie diesen Morgen gekauft hat. Ich liebe Blumen über alles. So, legen Sie sie mir auf die Brust...“, habe Heine gesagt, und: „Blumen! Blumen! Wie schön ist doch die Natur!“

Die letzte Blume, das letzte Gedicht, der letzte Mensch, die letzte Liebe... Man muß es wohl bei Heine nachlesen und zwischen den Zeilen, die die Mouche hinterlassen hat, um die Antwort zu ahnen, die weder die „Passionsblume“ noch ihr toter Dichter in Worte faßten. Die Feder war seiner Hand entfallen, den letzten Gedanken umkerkte die Nacht.

Und dann kam der 17. Februar, und die Dinge beginnen in der Tat unwichtig zu werden. Jede Minute des 22. März 1832, an dem Goethe starb, ist uns überliefert; wer in welchem Raume am Frauenplan war, da es geschah, welches die ersten Worte der Anwesenden waren nach der Mitteilung, daß es geschehen sei. Um Schillers Tod und den Verbleib seiner Leiche, seines Schädels sind Bücher geschrieben worden und Dissertationen. Der Deutsche ist ja gründlich, und es gibt Deutsche, die hundert Jahre nach Heines Tode noch illustrierte Zeitungen verschlingen, in denen einer eine neue Schilderung vom Tode des größten Massenmörders aller Zeiten und Völker publiziert, von dem andere, nicht weniger „Gründliche“ glauben, daß er gar nicht gestorben sei und eines Tages wiederkommen und Heines Werke erneut verbrennen lassen werde. Diese hatten jedoch bereits 1856 ein so unverwüstliches, so fortzeugerisches Leben, Heinrich Heine war so sehr in der Welt, sein leibliches Ende auch so vorbesprochen, so in allen Einzelheiten grausamer, erschütternder Art seit Jahren im Bewußtsein der geistigen Menschen verarbeitet, zur Kenntnis genommen, daß jedes neue Wort aus dem verstummten Munde, durch sichere Zeugen der wachsenden Gemeinde hinterbracht, wichtiger war, lebendiger Heine blieb, und die Einzelheiten jenes Pariser Sonntagmorgen verblaßten, wenn sie je über den engsten Kreis hinausgekommen sind.

Zu Ende war es nur für die Frau, die im Halbdunkel ihres, dem Sterbezimmer fernsten Raumes der Wohnung vor einem Kruzifix auf den Knien lag und sinnlose Gebete vor sich hinjammerte. Crescentia Eugénie Heine, née Mirat, genannt Mathilde, hatte den Schlaf der wohl wirklich Gerechten geschlafen, als ihr Henri starb. Denn was auch immer eines Tages noch ans Licht kommen wird über das Leben der damals 40jährigen Frau – es gibt da offenbar noch einige bisher unveröffentlichte Briefe eines (weil er sich mit

ihr nicht vertragen konnte) von Heine entlassenen Sekretärs Richard Reinhardt an Karl Marx –, niemand wird dieser Mathilde jemals den Ruhm nehmen können, einem geistigen Menschen, der den übermenschlichsten Qualen ausgesetzt gewesen ist, sorgende Liebe, liebende Sorge abgenötigt zu haben – wie auch gar kein Zweifel darüber bestehen kann, daß Mathilde es war, die dem nun Toten die letzten Freuden bereitet hatte, wo er nur noch Leiden kannte.

Die andere kam zu spät...

Es hätte das Leben des Großen von Weimar nicht wesentlich verändert, wenn Ulrike von Levetzow zehn Jahre früher darin erschienen wäre. Aber die Mouche und Ulrike – das sind fast alle Welten, die zwischen Goethe und Heine liegen, und für ihn hätte es alles bedeutet, für uns Unausdenkbares, wenn die Frau, die nur eine mäßige Literatin war, aber wohl alle Lockungen und süßen Gefahren der Liebe in sich trug, zehn Jahre früher den Brand in Heines Nerven geworfen hätte. „Auf morgen, hörst du? Säume nicht!“ hatte er ihr gesagt, an dessen Bett sie zusammengesunken war, betäubte Marterblume unter der kosenden Hand des fast Toten. „Und doch säumte ich.“ Sie beschreibt, was sie sah, und wir lesen es, weil noch das billigste Bild den teuren Augenblick tröstlich vermittelt:

„Man führte mich in das stille Zimmer, wo der Leichnam, einer Statue auf einem Grabe gleich, in der majestätischen Ruhe des Todes dalag. Keine Spur menschlicher Leiden und Leidenschaften war auf dieser kalten Hülle zurückgeblieben, die in ihrer wunderbaren Schönheit an die göttliche Gestalt der Wallfahrt von Kevelaar gemahnte. Zur Morgenstunde war der Tod, der große Tröster, erlösend an das Bett des Dichters getreten; aber er zeigte sich auch gerecht gegen den, der ihn geliebt und besungen hatte, und schuf ein bleiches Marmorantlitz, dessen regelmäßige Züge an die reinsten Meisterwerke griechischer Kunst erinnerten.“

Es war ein Hochsommertag des Jahres 1937, der mich zum ersten Male an den Ort des Geschehens führte. Niemand, der sie zum ersten Male betritt, kann sich dem Zauber der Champs-Élysées entziehen. Mit einem Schlage vergißt man alle der Schönheit, der Menschlichkeit, dem Fortschritt widrigen Szenen, die sich je hier abgespielt haben, und man hört im Hupen der Automobile nur die Signale der glorreichen Französischen Revolution. Die Springbrunnen am Rond Point warfen im Sonnenlicht bunt funkelnde Fontänen auf, und gleich daneben, in der Avenue Matignon, saßen elegante Pariser auf der Straßenterrasse eines Weinrestaurants, dicht gedrängt, und ließen es sich wohl sein. Hier also ist die Nummer drei, in diesem Hause also starb Heinrich Heine? Es ist, es war 1937 ein durch die Schlichtheit der sandsteinfarbenen Fassade vornehm-geschmackvoll wirkender Bau, sicher

längst erneuert oder gar umgeformt, aber noch zog sich am obersten Geschoß der balkonartige Vorbau hin, den zu finden ich erwartet hatte. Nichts sonst erinnerte an Heine. Keine Tafel, kein Wort. Selbst wir, ein wenig ratlos auf der Straße an einem Wohnhaus für Wohlhabende emporschauend, fanden uns deplaziert. Sollte man zudringlicher werden, um noch enttäuschter zu sein? Aber dann – was in aller Welt erwartet man heute hier zu finden? Einen Führer, der uns die Sterbestätte eines deutschen Dichters zeigt, die Matratzengruft, originalgetreu nachgestaltet? Hier ist kein gemütlicher Concierge, den man fragen könnte, nur Klingeln zu jeder Etage. Als der Zufall die Tür öffnet, treten wir dennoch ein und gehen auf roten Läufern eine pseudomarmorne Treppe hinauf. Es ist die luftarme Atmosphäre eines Diplomatenwohnhauses, gepflegte Ruhe, feste eichene Wohnungstüren, kaum ein Name, kein lebender Mensch. Am 17. Februar 1856 (hundertfünf Stiegen hoch, so versichert Adolf Stahr in seinen „Pariser Studien aus dem Jahre 1855“) starb hier Heinrich Heine.

Wenn es warm war wie heute, so erzählte ich aus Verlegenheit meiner Begleiterin, ließ sich Heine, der da oben wohnte, auf den Balkon betten. Als Adolf Stahr bei ihm war, mußte er heraustreten und sich den Rundblick ansehen. Und Heine erzählte ihm: „Sie können nicht wissen, wie mir zumute war, als ich nach so vielen Jahren von da aus zum ersten Male wieder mit meinem einen halben Auge die Welt sah, und es war doch so wenig. Ich hatte mir das Opernglas meiner Frau auf mein Lager reichen lassen und sah mit unglaublichem Vergnügen einem Pastetenbäckerjungen nach, der zwei Damen in Krinolinröckchen seine Pastetchen anbot, und einem kleinen Hunde, der daneben auf drei Beinen an einem Baum stand und sich erleichterte! Da machte ich das Glas zu; ich wollte nichts mehr sehen – denn ich beneidete den Hund!“ Er beneidete den Hund . . . eben jenen, der er lieber sein wollte als ein toter Löwe, lieber vor allem aber als ein kranker Mensch.

Ja, 1937 zog die große Pariser Weltausstellung die Reisenden an, die letzte, bevor der große Tanz begann, der uns noch nicht wieder hat zu Atem kommen lassen. Das leblos-kalte Haus in der Avenue Matignon sprach nur zu dem, der die Sprache der Steine verstand. Es war ein anderer Besucher, aus ähnlichem Anlaß in Paris, den Heine noch selbst empfing, um ihm in un-nachahmlichem Sarkasmus zu versichern, daß seine Nerven die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten würden, könnten sie auf der Ausstellung gezeigt werden (1855, zu Dr. Schlesinger). Der Umfang, das Ausmaß, die immerwährende Hölle dieses Martyriums ist nicht abzuschildern, die Vorstellung versagte selbst bei Menschen mit ungewöhnlicher Phantasie, sonst wäre ihnen die Zunge im Halse steckengeblieben oder die Feder im Papier, als sie, satt und ausgeschlafen, darangingen, die Fehler und Schwächen dessen durchzuhecheln, der uns ein unvergängliches Werk,



sich selbst ein nie zu stürzendes, aber auch nie in Bronze nachgestaltetes Denkmal schuf, während er gleichzeitig den einzigartigen Kampf gegen das auf ihn losgelassene Verhängnis führte. Zehn Jahre vor der Befreiung des 17. Februar hatte Friedrich Engels (am 16. September 1846) an Marx gemeldet, es mache „einen höchst fatalen Eindruck, so einen famosen Kerl so Stück für Stück absterben zu sehen“. Aber damals konnte Heine sogar noch gelegentlich ausgehen, die schärfste Satire, die tiefste Lyrik, der „Roman-zero“, die „Geständnisse“ und das Vorwort zur „Lutetia“ waren noch nicht geschrieben.

Eine Würdigung Heines durch Menschen, die sich der Zukunft, dem Leben, dem besseren Leben verschrieben haben, kann nur mit der tiefen Verbeugung beginnen, die das größte Vorbild einer Überwindung von in jedem andern Fall tödlichen Widerständen durch den Geist verdient. Das ewige Leben – soweit auf diesem Planeten von Ewigkeit gesprochen werden kann! – das ewige Leben, das diesem Geist und seinen Äußerungen gesichert ist, verdankt sich der Kraft, mit der ein gesündester Geist den kränksten Körper überwand, und diese Kraft war im latenten Widerspruch, in der von allem Anfang an virulenten Verdammnis geboren!

Nie war in einem, der das Leben vergötterte, der Teufel Tod so lebendig! Wer hat die Umarmung, die jubelnde Lust an den schwellenden Brüsten der Liebe triumphierender besungen als er, den schließlich die schwachen Arme einer Krankenpflegerin leicht vom Lager hoben, weil seine Gliedmaßen wie Papiermaché leblos an ihm herunterhingen? Wenn die Schöpfung ihre eigene Dialektik hat, so erwies sie deren Gewalt, indem sie die Züge der geistigen Gestalt Heinrich Heines prägte, der die Verdammnis überwand. Und wie in der Absicht, es mit einem Lächeln zu tun, gab sie diesen Zügen am Ende einer Lebensfahrt, die der Freude, dem Genuß, der Bejahung gewidmet und mit dem teuersten Preis bezahlt war, das äußere Bild des Asketen am Kreuze ...

Ach, es ist so kinderleicht und bequem, vom reichlich mit Lehrbüchern gepolsterten Sitz aus die Segnungen der ideologischen Klarheit zu verkünden! Aber auch der Größte und das Größte – es ist in Schmerzen geboren, was die Welt je bereichert hat! „Mein Körper ist das Schlachtfeld, auf dem alle Schmerzen aufeinanderprallen und sich begegnen“, hat Heine (Anfang 1856) gesagt. Er sprach vom Körper, und das verstand man zur Not. Vom Schlachtfeld seiner Gedanken wagte er, dem die Gabe, von sich zu sprechen, sich aus-zu-sprechen und sein Seelengepäck zu erleichtern, wie wenigen gegeben war, von seiner inneren Not und Zerrissenheit wagte er seltener ein deutliches Wort, als ob er gehaut hätte, wie die Analytiker sich darauf stürzen würden. Und doch hat er mehr gesagt als viele andere, weil er noch stolz darauf war, innerer Kämpfe fähig zu sein. Was wir wissen, genügt, um



in Heinrich Heine, dem Dichter und Kämpfer, dem großen Sänger des deutschen Vormärz, dem meistvertonten, lange Zeit meistgesungenen Lyriker der Deutschen, dem Sprachschöpfer und Mitbegründer von Feuilleton und modernem Journalismus, dem Verfasser des „Buches der Lieder“, dem Autor von „Deutschland – Ein Wintermärchen“, dem Verkünder der Revolution, dem Freund von Marx und Engels, das klassische Musterbeispiel dafür zu sehen, wie große Literatur aus dem Widerspruch, dem ewigen Hader, der leidenschaftlichen Auseinandersetzung ihres Schöpfers mit sich und seiner Umwelt, in Wehen entsteht.

Nicht von ungefähr wohl sind es Schüler von Marx und Engels, die den Diskussionen über literarische Probleme in unseren Tagen eine so interessante Note geben. Sicher ist es nicht den Begründern der wissenschaftlichen Lehre vom Sozialismus zur Last zu legen, wenn wir gelegentlich unter der mißlichen Erscheinung zu leiden haben, daß eine von keiner intimen Bekanntschaft mit der künstlerischen Praxis getrübe Theorie überheblich von Dingen spricht, die sie wohl jagen, aber nicht erjagen kann – weil dies nur dem gegeben ist, der es fühlt. Marx und Engels aber waren musische Menschen, sie gehörten nicht nur beide zu der verdächtigen Sorte, die in der Jugend Gedichte gemacht und auch späterhin Rückfälle in Beschäftigung mit der Poesie erlitten hat, sondern auch zu denen, die für die Träume ihrer Jugend Achtung trugen, als sie Männer geworden waren. Karl Marx hat bekanntlich, als er 1845 Paris verlassen mußte, „die Heinesche Hinterlassenschaft am unangenehmsten“ empfunden und geäußert, er möchte Heine „gern mit einpacken“. Auch später, als Heines Gesamterscheinung zu überschauen und deutlich zu sehen war, daß der „Bürgerkrieg in seiner Brust“ (Brief an Moser, 1825) ihn nicht auf die wissenschaftlichen Barrikaden der Klassentheorie hatte gelangen lassen, ließen Marx und Engels bei aller oft von Heinescher Ironie gesättigten Kritik an seiner ideologischen Unklarheit Heine durchaus gelten und erkannten expressis verbis an, daß er instinktiv, intuitiv die Richtung auf die Zukunft nicht nur erkannt, sondern auch bereits eingeschlagen hatte!

Ich möchte mich nicht zu der sehr vereinfachenden und sachlich ungenügenden Formel bekennen, mit der einige Betrachter unseres Gegenstandes festgestellt haben, daß „der Philosoph als Weltumgestalter“, also Karl Marx, „Hegel plus Heine“ gewesen sei\*. Aber es ist etwas daran. Wir kennen ja die berühmte Stelle in Friedrich Engels' Schrift „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“, wo dem Dichter bestätigt wird, daß er bereits 1833 etwas sah, was die beiden Denker damals füglich

---

\* So zu lesen bei Felix Stössinger, „Heine“, Zürich 1950.

noch nicht einmal „sehen“ konnten, da sie erst 15 beziehungsweise 13 Jahre alt waren. Gewiß, Heine hatte nicht nur schon 1821/22 Hegel gehört, als Marx und Engels noch Kinder waren, er hatte auch den persönlichen Umgang Hegels genossen; aber in Heine selbst waren die widerstreitenden Bürgerkriegsparteien zu jener Zeit bereits aufmarschiert, deren Kampf die Dialektik Hegels so akzeptabel machte; in seiner Wiege, so behauptet er ja, empfing er schon die Marschroute für sein Leben; und selbst wenn man das nur als eine echt Heinesche Übertreibung mit tieferem Sinn empfindet, so kann man doch nicht umhin, seine Erklärung in dem Gedicht „Doktrin“ als völlig zutreffend zu empfinden, wonach er die Hegelsche Philosophie verstanden habe, weil er ein guter Tambour gewesen sei. Ähnlich, wie gesagt, beurteilte Engels die Sache noch 1886, dreißig Jahre nach Heines Tod. Er sprach sich damals sehr despektierlich aus über jenen Typ der deutschen „Wissenschaftlichkeit“, der auch heute noch nicht ausgestorben ist und, um ein passendes Beispiel zu erwähnen, außer sich gerät, wenn er im Heine-Lesebuch an die Stelle kommt, wo ich zu behaupten wage, Heine habe es „in den Fingerspitzen“ gehabt. Der theoretisch-graue Nur-Intellekt, dem es ein Grauen ist zu hören, jemand könne etwas gefühlsmäßig, gewissermaßen am grünen Baum des Lebens erfaßt haben, wo doch so viele Bücher zur Verfügung stehen – die notabene Heine auch gelesen hat! –, genau dieser Typ ist es, gegen den Friedrich Engels in seiner Schrift Heine ausspielt. „Was aber weder die Regierung noch die Liberalen sahen, das sah bereits 1833 wenigstens *ein* Mann, und der hieß allerdings Heinrich Heine.“ So schließt die berühmte Stelle, und niemand wird annehmen dürfen, Engels habe ohne Bedacht von „sehen“ gesprochen. Heine „sah“, weil es das Geschäft des Sehers ist, zu sehen. Poeta vates, der Dichter ist ein Seher, das wußten schon die alten Römer.

Es gibt aber noch ein anderes Wort von Friedrich Engels, das in die eines Tages denn doch wohl zu schreibende Biographie Heines eingehen wird, und das ist die Feststellung, daß wir in Heinrich Heine den größten „von allen lebenden deutschen Dichtern“ besitzen. Auch dieses Wort, oft zusammen mit den Worten zitiert, Heine sei der größte deutsche Dichter nach Goethe gewesen, verträgt eine Interpretation, weil es zweifellos keine Rangordnung aufstellen, insbesondere – bei aller späteren kritischen Einstellung von Marx und Engels gegen den Schiller-Kult ihrer Tage – nicht gegen Schiller gerichtet sein konnte. Engels sagte es, als er am 13. Dezember 1844 in der englischen Zeitschrift „The New Moral World“ einen Aufsatz veröffentlichte, in dem er u. a. eine Übersetzung des Gedichts „Die schlesischen Weber“ gab. „Heinrich Heine, der größte von allen lebenden deutschen Dichtern“, so schrieb er, „hat sich unseren Reihen angeschlossen und einen Band politischer Gedichte veröffentlicht, darunter auch einige, die den Sozialismus verkünden.“ Es

erübrigt sich bei der bekannten Hochschätzung Goethes durch Marx und Engels zu erörtern, wessentwegen die Einschränkung von den „lebenden“ deutschen Dichtern gemacht wird. Vieles aber bleibt noch über jenes Verhältnis zu sagen, über das ich im Heine- und im Goethe-Lesebuch einiges angedeutet habe, und es gibt ein Zeugnis Heines, das, bisher kaum beachtet, das immerwährende Zerwürfnis, den „Bürgerkrieg“ in der Brust des Dichters, das Verdammtsein zum dauernden inneren Widerspruch, aus der Perspektive dieses Goethe-Heineschen Verhältnisses sieht. Es ist ein Brief Heinrich Heines vom 25. Mai 1825 an seinen Freund Dr. Rudolf Christiani in Lüneburg. Heine, der alles, was von Goethe veröffentlicht war, verschlungen hatte, gibt sich hier einmal ohne jede Anwandlung von Ironie und Sarkasmus höchst ernsthaft, er legt irgendwie Rechenschaft ab, indem er angesichts des Größeren sich selbstprüfend offenbart. „In vielen Zügen“, so schreibt er, „erkannte ich den Goethe, dem das Leben, die Verschönerung und Erhaltung desselben, sowie das eigentlich Praktische überhaupt, das Höchste ist. Da fühlte ich erst ganz klar den Kontrast dieser Natur mit der meinigen, welcher alles Praktische unerquicklich ist, die das Leben im Grunde geringschätzt und es trotzig hingeben möchte für die Idee. Das ist ja eben *der Zwiespalt in mir, daß meine Vernunft in beständigem Kampf steht mit meiner angeborenen Neigung zur Schwärmerei*. Jetzt weiß ich auch ganz genau, warum die Goetheschen Schriften im Grunde meiner Seele mich immer abstießen, sosehr ich sie in poetischer Hinsicht verehrte und sosehr auch meine gewöhnliche Lebensansicht mit der Goetheschen Denkweise übereinstimmte. Ich liege also im wahrhaften Kriege mit Goethe und seinen Schriften, so wie *meine Lebensansichten im Kriege liegen mit meinen angeborenen Neigungen und geheimen Gemütsbewegungen*. – Doch seien Sie unbesorgt, guter Christiani, diese Kriege werden sich nie äußerlich zeigen, ich werde immer zum Goetheschen Freikorps gehören, und was ich schreibe, wird aus der künstlerischen Besonnenheit und nie aus tollem Enthusiasmus entstehen.“

Die hier registrierten Schwierigkeiten erscheinen geringfügig gegenüber dem ganzen Ausmaß innerer Widersprüche, die diesen bewußtest Lebenden in späteren Jahren verzehrten. Es war, als renne er zum ersten Male mit dem Kopf gegen die Wand des Größeren und hielte zwangsläufig inne, um zu überlegen, was hier eigentlich geschehen sei. Es möchte dabei bemerkt werden, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse eingreifen und bis zur Phraseologie haltungsbestimmend wirken. Ein Bewußtsein, das sich in den Jahren zwischen der Französischen Revolution und der von 1848 herausbildet, prägt auch die Darstellung der inneren Probleme nach der Terminologie der Gezeiten. In der Brust herrscht „Bürgerkrieg“, man gehört zum Goetheschen „Freikorps“, und schließlich ist der ganze Körper ein „Schlachtfeld“. Auch

trägt man eine Art heroischen Idealismus, geboren in den Lüften der Befreiungskriege – so sehr man diese ignorierte! –, man ist, so hört sich's an, noch mehr für den toten Löwen als für den lebendigen Hund, denen man bereits ein knappes Jahr später begegnet. Aber der Unklare bittet nicht einmal um Vergebung, so ist das in dieser Brust, die sich (gleich zweimal wird's betont) der „angeborenen Neigungen“ sehr bewußt ist, als da sind Schwärmerei und allerlei geheime (wieso geheime?) Gemütsbewegung. Ja, der Goethe ist so schrecklich praktisch, das ist „unerquicklich“ – ein treffendes Wort, man wird es sich merken müssen –, obschon ja, hm, man muß das wohl sagen: Die „Lebensansichten“ sind so verschieden eben nicht; wenigstens Heines „gewöhnliche Lebensansicht“ stimmt ja eigentlich „mit der Goetheschen Denkweise“ überein. Und man besieht sich die beiden Größten der deutschen Lyrik, denen ein Gott gab zu singen, was sie litten, und siehe da, sie hatten eigentlich beide die Sorgen mehr in Herz und Hirn als im Beutel! War es „unerquicklich“, daß Goethe ein guter Wirtschaftler war mit genauer Buchführung und Abrechnung bis auf den letzten Heller? Nun gut, es läßt sich nicht leugnen: Hier ist ein „Kontrast dieser Natur“, denn Heine, der darob, unernt stöhnend, seiner Mathilde die Schuld gab, war selbst ein Verschwender, er zahlte gut, denn er lebte gut. Und noch wenn sie Gutes taten, unterschieden sie sich, denn Heine gab, wenn er hatte, ohne zu fragen, während Goethe genau stipulierte: ein Rock, ein halbes Jahr Mittagstisch und bitte regelmäßig berichten, wie's vorwärtsgeht mit der Arbeit! Und doch wäre dies ganze Leben im Schatten des Onkels Salomon Heine, des Hamburger Bankiers, eines der reichsten Männer seiner Zeit, mit „unerquicklich“ noch völlig unadäquat bezeichnet. Die Wahrheit ist, daß Heinrich Heines ganzes Leben verdammt und vergiftet, ja dem eigenen Geständnis zufolge sogar bis in die physischen Katastrophen hinein abhängig war von Geld, das ihm nicht gehörte, das er nicht erworben hatte und das doch von ihm als sein eigen empfunden wurde. In Bildern von realistischer Gewalt wie kaum je vor ihm hat Heine die selbsttätige Vermehrung der zinstragenden Kapitalien geißelt, mit blutigem Hohn hat er die „Wanzeriche“ des Kapitals dem Gelächter preisgegeben. Aber er war und blieb selbst der Sklave des Mammons, er tanzte nicht, er taumelte, er verfiel in Veitstänze der sinnlosesten Erregung um das goldene Familienkalb, er ging bis an die Grenze des Kriminellen, er erpreßte die Verwandtschaft durch die sehr präzise Drohung mit peinlichen Veröffentlichungen, und er durchlebte wachesten Geistes diese ganze Verdamnis der Abhängigkeit von einem verfluchten System, um schließlich der Überwindung des inneren Infernos mit einem triumphierenden Jubelruf aus der gequälten Brust Ausdruck zu geben:

„Sie ist schon seit langem gerichtet, verurteilt, diese alte Gesellschaft. Möge

die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen! Möge sie zerbrochen werden, diese alte Welt, wo die Unschuld zugrunde ging, wo die Selbstsucht gedieh, wo der Mensch vom Menschen ausgebeutet wurde! Mögen sie von Grund aus zerstört werden, diese übertünchten Grabstätten, in denen die Lüge und die Verderbnis herrschen! Und gesegnet sei der Kolonialwarenhändler, der einst aus meinen Gedichten Tüten drehen wird, um Kaffee oder Tabak für die armen guten alten Weiber hineinzuschütten, die sich vielleicht in unserer jetzigen Welt der Ungerechtigkeit eine solche Annehmlichkeit hätten versagen müssen – fiat justitia, pereat mundus!“ (1855, im französischen Vorwort zur „Lutetia“.)

Bald nach dem Brief an Christiani sollte der Studiosus Heine nach England reisen. Die kleine Studienreise kostete ein Vermögen, das er dem Onkel kurzerhand durch eine Bankunterschrift enteignete. Zwanzig Jahre später ging ein anderer junger Mann, der ebenfalls aus gutbürgerlichem, jüdisch-assimiliertem Hause in Deutschland stammte, nach England; die beiden hatten sich schätzensgelernt, und es ist keineswegs so, daß Heine ohne wichtige soziale Erkenntnisse in England gewesen wäre. Aber wenn schon von „Lebensansichten“ gesprochen werden soll, wenn wir schon die ganze Wucht der inneren Widersprüchlichkeit Heines kennenlernen wollen, so sei die simple Wahrheit ausgesprochen, daß Heine keinen Tag so hätte leben können, wie Karl Marx jahrelang gelebt hat, als dessen neuer Genosse auf neuem Schiff er sich doch fühlte. Ja, die Gedanken waren im „Bürgerkrieg“ in dieser Brust, auf der die Taufe von 1825, der „Ehrensold“ der reaktionären französischen Regierung wie nie verdauliche Gewissensgewichte lasteten. Er wußte: „Dieses Theater kann sich nicht mehr lange halten, weil der eine zuviel Gage und der andere zuwenig bekommt und alle viel zu schlecht spielen“ (1826). Er wußte: „Wer das Losungswort der Zukunft kennt, gegen den vermögen die Schächer der Gegenwart sehr wenig“ (1835). Aber seine Vernunft stand in beständigem Kampf mit den „angeborenen Neigungen“. Der Zwiespalt, der „Bürgerkrieg“ hörte nicht auf, auch als er ihn auf dem Gebiete der „Lebensansichten“ überwunden, den „fürchterlichen Syllogismus“, der ihn umstrickt hielt, in seinem politischen Testament zer schlagen hatte. „Der höchste Grad des Zweifels, den die Deutschen so richtig die Verzweiflung nennen“ (1844), verließ ihn auch dann nicht, weil der Gott seiner Väter ihn in den „brustglucksenden Nächten“ der Matratzengruft zu peinigen kam. Lagen die Ursachen dieses „Bürgerkriegs“ nur in Heine selbst? War er verdammt aus Veranlagung allein? Er selbst wußte es besser. „Ach, teurer Leser“, klagt er in den „Bädern von Lucca“ (1829), „wenn du über jene Zerrissenheit klagen willst, so beklage lieber, daß die Welt selbst mitten entzwei gerissen ist. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden.



Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, der gesteht nur, daß er ein prosaisches weitabgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß, und ebendeswegen weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen anderen hochbegnadigt und des Dichtermartyrtums würdig geachtet haben.“

Die Verdammnis wurde nicht nur im Werk, im Gesang, in der dichterischen, unvergänglichen Aussage des wie Lazarus Leidenden überwunden, sondern auch durch die fortzeugende Erkenntnis. Der in frommem Hause (wenn auch vorehelich) Geborene lernte, kannte, liebte die Geschichte seiner Ahnen, die nach dem Wort von 1827 „nicht zu den Jagenden, viel eher zu den Gejagten gehörten“. Er hat sie zum Gegenstand schönster Gesänge und legendärer Epen gemacht. Aber er war nie Jude im Sinne einer Religionsgemeinde, wie er auch nach 1825 nichts mit der Kirche vorhatte, zumal man ihm den Taufschein nicht, wie erhofft, als Entreebillet zur guten deutschen Gesellschaft honorierte. Noch auf dem Sterbebette rang er mit sich selbst, ob da nicht doch ein Gott sei, aber die „Judenfrage“ hatte er für seinen Teil längst so dialektisch denkklar gelöst, daß man einen Schüler Marxens glaubt sprechen zu hören. Und doch war es die Frucht der eigenen, intuitiven, hegelgezeugten Klarsicht, wenn er nach dem Scheitern von 1848 in den Denkworten an Ludwig Marcus schrieb: „Die Juden dürften endlich zur Einsicht gelangen, daß sie erst dann wahrhaft emanzipiert werden können, wenn auch die Emanzipation der Christen vollständig erkämpft und sichergestellt worden. Ihre Sache ist identisch mit der des deutschen Volkes, und sie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutschen längst gebührte.“ Man halte dem gegenüber, was Karl Marx später im ersten Band des „Kapital“ zur Negerfrage schrieb: „Die Arbeit in weißer Haut kann sich nicht dort emanzipieren, wo sie in schwarzer Haut gebrandmarkt wird“ – und man hat die Kennzeichen einer untrüglichen, wenn auch auf verschiedenen Voraussetzungen beruhenden Verwandtschaft.

Dieselbe innere Zerrissenheit in der Politik. War Heine mehr Anhänger einer demokratischen Monarchie oder einer monarchischen Demokratie? Die vollständige Verwirrung langer Jahre verführt zum ausweglosen Spiel mit Worten. Das Exil ist die Realität; die heiße Liebe zur Heimat, der leidenschaftliche Patriotismus wird in der Entbehrung geboren. Heine war – in Spott und Hohn, in Ironie und Satire – „von allen Vertretern der deutschen klassischen Literatur derjenige . . ., der die Ideen eines einheitlichen demokratischen Deutschlands am entschiedensten verteidigte“, sagt die Sowjetenzyklopädie, und sie hat recht. Prophetisch klingt uns Heines Wort aus den „Französischen Zuständen“: „Ich glaube nicht sobald an eine deutsche Revolution und noch viel weniger an eine deutsche Republik; letztere erlebe



ich auf keinen Fall; aber ich bin überzeugt, *wenn wir längst in unseren Gräbern vermodert sind, kämpft man in Deutschland mit Wort und Schwert für die Republik.*“ Kämpft man in Deutschland . . .

Der Mann, der wußte, wie scharfe Waffen dazu nötig sein würden, entwickelte selbst eine, deren großartige, durchschlagende Wirkung noch immer nicht überall erkannt ist, deren geschickte Handhabung auch wir, hundert Jahre nach seinem Tode, noch immer erst zu lernen haben. Denn Heinrich Heine war einer der Mitbegründer des modernen Journalismus und einer der Stammväter des Feuilletons. Beide Begriffe sind in Deutschland oft und oft in abfälligem Sinn gebraucht worden; noch von der Tribüne des Deutschen Schriftstellerkongresses von 1952 herab wurde „feuilletonistisch“ mit „schludrig“ gleichgesetzt und wurde gegen literarische Arbeiten dieses Genres der Bannstrahl gefordert. Eine pseudowissenschaftliche Überheblichkeit, eine Kreuzung von Zitatenschatz und tierischem Ernst, deren nur Deutsche in dieser Art fähig zu sein scheinen, klebte das Etikett „Journalismus“ und „Feuilleton“ auf alles, was zu gut geschrieben war, um den trockenen Schleichern zu behagen, und dies in einer Zeit, wo es mehr denn je darauf ankam, daß unsere Bücher, Schriften und Tageszeitungen auch *gelesen* würden, und wo also unter allen Umständen *lesbar* zu schreiben war: witzig, geistvoll, unterhaltend, von Menschen, die sich an Heines Feder geschult hatten. Daß sie so selten sind, daß im Jahre seines hundertsten Todestages den Deutschen immer noch gepredigt werden muß, sie möchten endlich Heinrich Heine lesen, ist ein Stück unseres selbstverschuldeten Dilemmas . . .

Heine war einer der mächtigsten Beherrscher des deutschen Wortes, das er das heiligste Gut und den unbezwingbaren Freiheitswecker genannt hat. Er konnte ein Lied davon singen, daß die Minderlinge stets Todfeind der Begabung sein würden: er hat es am eigenen Leibe erfahren. „Diese hochmütige Splitterrichterei bei eigener balkendicker Verstocktheit“, so schrieb er (1850), „dieser Haß gegen alles Ungewöhnliche, diese angstvolle Abneigung gegen alles, was mehr ist als sie selber . . .“ Der Umstand, daß er oft ganz allein stand, hat Heine nicht gehindert, sein Wort wie ein Schwert gegen die Feinde der deutschen Freiheit, gegen Pfaffen und Spießer, gegen Preußengeist und simple Niedertracht zu führen. Und er hat wahr gemacht, was er im Angesicht Goethes versprach. Diese funkelnde, geistblitzende Prosa, Heines *Feuilleton*, das ja doch immer Politik ist, diese federleicht scheinende Sprache ist unendlich schwer erarbeitet, zurechtgefeilt und gebastelt – wirklich das Ergebnis einer „künstlerischen Besonnenheit“ höchsten Grades. So manches von dem, was wir in heutigen Heine-Ausgaben finden, ist erst nach seinem Tode in sein Werk aufgenommen worden, da er selbst sein strengster Zensor war. Es hat schon etwas auf sich, wenn Nietzsche ihn einen der ersten Artisten der deutschen Sprache nannte.

Dieser Sprache war Heinrich Heine von Jugend auf leidenschaftlich verbunden, und sein letzter Gedanke wurde deutsch gedacht. Er begann die Sprache zu lieben, als um ihn herum noch jiddisch gedacht und französisch gesprochen wurde. Und die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens war er in Paris und lebte mit einer Frau, die kein Wort deutsch verstand . . . Kaum fand er die Gelegenheit, da studierte der junge Heine die Geschichte der deutschen Sprache. In Göttingen sitzt er im Kolleg über „Altdeutsch“; empört stellt er fest, daß von 1300 Studenten der Universität nur neun, darunter er, der Jude, diese Vorlesung besuchen, daß nur neun Studenten „für das innere Leben und für die geistigen Reliquien ihrer Väter Interesse haben“. „O Deutschland“, so endet er den Brief vom 9. November 1820, „Land der Eichen und des Stumpfsinns!“

Heine hat die deutsche Sprache gekannt und geliebt – und daher beherrscht. So konnte das deutsche Wort durch ihn zur Waffe, zum Schwert werden, zu jenem Schwert, das er in der Form von Stahl und Eisen nie geführt, aber rechtens als Symbol auf seinen Sarg zu legen verlangt hat, den Sarg eines „braven Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit“.

„Mit Wort und Schwert . . .“ Er hat es fertig bekommen, diese unsere geliebte Sprache, die sich oft so hart und klobig anfühlt, mit der man um so vieles besser Schwertstreiche austeilen als elegant fechten kann, zurechtzukneten, sie durch den Zusatz jenes seltenen Elementes, das sich Geist nennt, elastisch zu machen, bis sie zu dem biegsam-scharfen Material wurde, aus dem Floretts und Damaszenerklingen werden. Und wie hat er damit zu fechten verstanden! Es ist wahr, man muß sich diesen Heine der „Reisebilder“, der Reportagen aus Paris, der Vorreden und Nachworte, den Heine des „Rabbi von Bacharach“, der „Florentinischen Nächte“, der „Romanistischen Schule“, der „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“, der „Memoiren“ und „Geständnisse“ erst *zu eigen machen*, erst *aneignen*, wenn man kann, sogar kritisch. Man wird dabei finden, wie viele sprachschöpferische Begabung in dieser blitzenden, witzfunkelnden Prosa verborgen ist, wie viele Prägungen da stehen, denen man nie vorher begegnet ist. Das sind die bei keinem anderen unserer schöngeistigen Klassiker so häufig anzutreffenden Stellen, wo man, wenn man etwas von guter Küche versteht, innehält, um den Bissen – und es wird da meist gebissen! – auf der Zunge zergehen zu lassen, den Geschmack recht lange zu erhalten.

Kein Zufall, daß man ähnliche Kostbarkeiten der ja meist polemischen Prosa nach Heine fast nur bei Marx und Engels findet, die sich an seinem Sprachstil schadlos hielten für das, was sie ihm in den vierziger Jahren gegeben.

Was das „Buch der Lieder“, der „Romanzero“, was Heines Lyrik uns hinterlassen haben, das wissen wir ja meist gar nicht mehr, weil es weit-

gehend tägliches Volksgut geworden ist, übergang in den allgemeinen Sprachbesitz, die Fabel- und Märchenwelt des Alltags, so daß es kaum mehr zum Bewußtsein kommt, wen wir im Munde führen, wenn Heinrich Heine aus uns spricht: „Auf Flügeln des Gesanges“, „Im wunderschönen Monat Mai“, „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu“, die „einsame Träne“ wie die „Vorschußlorbeeren“, die „Jugendeselei“ wie die sehr prosaische Aufforderung „Mensch, bezahle deine Schulden“, der „Tor, der immer willig ist, wenn eine Törlin will“, „Wenn du eine Rose schaust / Sag, ich laß sie grüßen!“, „Du bist wie eine Blume“, „Du hast Diamanten und Perlen / Mein Liebchen, was willst du mehr?“ – man kann endlos die Reihe von Heine-Zitaten fortsetzen, deren Quelle uns oft so unbekannt ist, wie die Faschisten es von der „Lorelei“ glauben machen wollten. Und wie dieses echte Juwel selbst die Sintflut hat überleben können, das mag so manchem Dogmatiker Kopfzerbrechen machen, der von einem Dichter unserer Tage unbedingt „positive Helden“ fordert; man denke: Ein Schiffer träumt, anstatt sein Schiff kraftvoll durch Felsenriffe ans Ziel zu bringen, von einer Jungfrau, die angeblich auf einem Berge sitzt, sich kämmt und singt, und wird von den Wellen verschlungen – wo gibt es denn so was, daß derlei negatives Heldentum zum Kunstwerk werden kann und gelebt hat, bevor wir lebten, leben wird, wenn wir nicht mehr sind?

Der Scherz drängt sich auf, lassen wir ihn beiseite. Für Heine war der Scherz „das buntscheckige Gewand des Lächerlichen“ (1825), oft, vor allem aber in seinem größten politischen Poem, in „Deutschland – Ein Wintermärchen“, die Aussageform für seinen tiefsten Ernst, die heftigste Kritik, die heiligste Prophetie. Er hat es büßen müssen. Sie haben ihn zensiert und verboten und beschlagnahmt, solange er lebte, sie haben ihn ignoriert und beleidigt, als er tot war. Sie haben die kaiserlich-königlichen deutschen Literaturprofessoren auf ihn losgelassen und die Antisemiten. Sie haben ihm das Denkmal verweigert, und wo seine Freunde eines wagten, es massakriert. Sie haben schließlich seine Bücher verbrannt, seinen Namen zu nennen verboten und die Zunge ausgeschnitten seiner Leiche:

*Denn sie fürchten, redend käm' ich  
Wieder aus dem Schattenreiche.*

Und nichts, nichts, nichts hat ihnen geholfen! Aufgestanden ist, hundert Jahre nach seinem Tode, das Schwert von seinem Sarge und hat das Wort lebendig gemacht. Man kämpft in Deutschland mit Wort und Schwert für die Republik.

Heine hat fast auf das Jahr wahr gemacht, was er in den „Französischen Zuständen“ vorausgesagt: „Der Schriftsteller, welcher eine soziale Revolution befördern will, darf immerhin seiner Zeit um ein Jahrhundert vor-

auseilen.“ Denn da, wo das Kampfgetümmel am dichtesten, da steht er heute unter uns und feuert uns an:

„Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme. Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit, und als die Schlacht begann, focht ich voran, in der ersten Reihe.

Rund um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt. Wir haben gesiegt, aber rundumher liegen die Leichen meiner Freunde. In die jauchzenden Triumphgesänge tönen die Choräle der Totenfeier. Wir haben aber weder Zeit zur Freude noch zur Trauer. Aufs neue erklingen die Drommeten, es gilt neuen Kampf. Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.“

*Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Tür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt. – Ja, man muß seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gebeht worden.*

Heinrich Heine

*Alexander Abusch*

### **Zur Geschichte und Gegenwart unserer sozialistischen Literatur**

**D**a Alfred Kurella sich in seinem Referat auch mit dem Aufsatz „Zur Gegenwartslage unserer Literatur“ von Professor Hans Mayer auseinandersetzt und dieser Aufsatz in den letzten Monaten im Mittelpunkt der Diskussion über unsere Literatur stand, möchte auch ich einige Bemerkungen zu diesem Thema machen. Es geht mir dabei weniger darum, die Zahl der Streiter wider Hans Mayer zu vermehren, als vielmehr eine Antwort auf einige Grundfragen unserer gegenwärtigen literarischen Diskussion zu suchen und zu finden.

Im Leben begegnen uns oft Leute der älteren Generation, die sich nach der „guten alten Zeit“ zurücksehnen und diese in ihrer Erinnerung vergolden. Solche Leute – besonders wenn sie die Tugenden der Jugend in ihrer Zeit, die angeblich der heutigen Jugend fehlen, zu preisen beginnen – wirken nicht allein auf junge Menschen leicht komisch. So ähnlich geht es mir, wenn ein Literaturwissenschaftler – mitten im Fluß unserer literarischen Entwicklung – absolut behauptet, eine frühere Generation von Schriftstellern sei so sehr viel reicher an verschiedenartigen Talenten gewesen als die heutige. Lesen wir Hans Mayers Legende von der Literatur der zwanziger Jahre, dann erfahren wir, daß damals „nahezu in jedem Jahr ein wirklich bedeutendes neues Werk, ein neu auftauchendes, wahrhaft bedeutendes Talent ausgezeichnet werden konnte“. Zum Beweis nennt Mayer uns sieben Träger des Kleist-Preises, mit Werken von unterschiedlicher literarischer Qualität, die allerdings – und darin ist er literaturgeschichtlich schon unerlaubt ungenau – nicht alle in den zwanziger Jahren herauskamen; zum Beispiel erschien Leonhard Franks Roman „Die Räuberbande“ bekanntlich bereits vor dem ersten Weltkrieg, so daß von diesem Werk bis zum Erscheinen von Anna Seghers' „Aufstand der Fischer von St. Barbara“ eine Spanne von etwa siebzehn Jahren besteht. Mit kühnem Griff packt Mayer in die zwanziger Jahre auch alle jene Schriftsteller, die zum Teil vor der Jahrhundertwende oder zumindest vor dem ersten Weltkrieg ihre literarische Entwicklung begonnen hatten (wie Gerhart Hauptmann, Heinrich und Thomas Mann,

Hermann Hesse, Hofmannsthal, Barlach, Johannes R. Becher, Loerke, Gottfried Benn, Arnold Zweig usw.), um die damalige „Fülle“ der gegenwärtigen „Dürftigkeit“ in beiden Teilen Deutschlands entgegenzustellen.

Hans Mayer – der zweifellos mit seinem Aufsatz für eine höhere künstlerische Qualität unserer Literatur kämpfen will, und das ist ein gutes Unterfangen – unterliegt dabei in Wirklichkeit einer *quantitativen* Betrachtungsweise, deren Mittel außerdem zum Teil noch literaturgeschichtlich unexakt sind. Er zählt die Talente, aber er setzt sich nicht literarhistorisch damit auseinander, ob sie Tendenzen des Aufstiegs oder des Abstiegs verkörpert. Er zählt die Talente, aber wenn er von *unserer Periode nach 1945* spricht, klammert er das Schaffen von Thomas Mann, von Becher, Brecht, Anna Seghers, Arnold Zweig, Leonhard Frank und Feuchtwanger, von Erich Weinert, Friedrich Wolf, Bredel und Uhse, von Ludwig Renn und Ehm Welk, von Kuba, Hermlin, Stephan Heym, Pertersen, Zimmering und vielen anderen Schriftstellern der älteren und mittleren Generation einfach aus. So entsteht der verklarte Rückblick auf die damalige „Fülle“ und das Wehklagen über die heutige „Dürftigkeit“ – anstatt real darzustellen, *welche* schweren Entwicklungsprobleme, *qualitative* Probleme von anderer Art, unsere neue, die sozialistische Schöne Literatur gegenwärtig zu lösen hat.

Will ich damit behaupten, daß die Zahl der Talente in verschiedenen Literaturperioden der Literatur gleich sei? Natürlich nicht. Ich will mich vielmehr gegen statistische, überhaupt gegen schematische Vergleiche wenden. Verschiedene Literaturperioden lassen sich so nicht miteinander vergleichen, weil in ihnen, im tieferen Zusammenhang mit Gärungen, Veränderungen, Umwälzungen oder auch Stabilisierungen der Gesellschaft, *verschiedene* Genres der Literatur zur Blüte gelangen und sich dabei besondere Gruppen von Talenten entfalten. Die stärkste Entwicklung von lyrischen Talenten brachte bei uns in Deutschland die expressionistische Periode. Auf ihren gesellschaftlichen Hintergrund – Revolte der jungen Dichter gegen die bürgerliche Gesellschaft mit rein formalen Mitteln, vermischt mit der Vorahnung des herannahenden ersten imperialistischen Weltkrieges und der Sehnsucht nach einem revolutionären Umsturz – kann ich hier nicht näher eingehen; Tatsache ist, daß das Jahrzehnt dieser Literaturbewegung, charakterisiert durch eine ungewöhnliche Zahl hervorragender Lyriker, bereits am Beginn der zwanziger Jahre mit den literarischen Anfängen von Bertolt Brecht endet. Aus dem Expressionismus gingen Johannes R. Becher, Friedrich Wolf und Bertolt Brecht hervor, die – jeder auf seine Art – erst in den dreißiger, ja zum Teil in den vierziger Jahren die Werke ihrer künstlerischen Reife schufen; Werke, die nach meiner Meinung für unsere neue sozialistische Literatur in Deutschland qualitativ mehr bedeuten als die meisten Jugendwerke dieser Dichter.



Ich sehe die zwanziger Jahre ganz anders als Mayer: Wie sie Jahre zugespitzter Klassenkämpfe waren, so waren sie auch in der deutschen Literatur Jahre härtester Widersprüche, schärfster Zerrissenheit. Nach der Revolution von 1918 erfuhr der Gesellschaftsroman in Deutschland einen Aufstieg; die geistige Ausstrahlung der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution beeinflußte dabei nicht wenige bürgerliche Schriftsteller direkt oder indirekt; ich nenne das hervorragende Beispiel der beginnenden „Grischa“-Serie Arnold Zweigs. Auch das Drama erlebt einen – nur kurzen – Aufschwung; die meisten Komödien Carl Sternheims entstanden im vorhergehenden Jahrzehnt. Doch gerade in den Jahren der Weimarer Republik waren manche schon vor 1918 fortschrittlichen Schriftsteller, wie Heinrich Mann, ideologisch in eine Krise, künstlerisch in eine Sackgasse geraten – und Heinrich Mann schuf in dieser Zeit keine bedeutenden Werke. Dichter wie Johannes R. Becher, Friedrich Wolf und Bertolt Brecht befanden sich noch auf sehr verschiedene Weise in einem sehr schmerzvollen Ringen um die Überwindung von formalistischen Wirrnissen und Stimmungen der bürgerlichen Bohème. Als mir kürzlich alte literaturkritische Arbeiten aus den zwanziger Jahren, die ich schon vergessen hatte, wieder unter die Augen kamen, las ich, daß ich in der „Roten Fahne“ vom 15. Oktober 1927 in einer Besprechung von Bert Brechts „Hauspostille“ Brechts „sehr große Bedeutung für die heutige deutsche Lyrik“ hervorhob gegenüber der „Leblosigkeit und rein formalistischen Stagnation ohne einen einzigen bedeutenden Künstler“, wie sie eine gerade erschienene Anthologie der jüngsten bürgerlichen Dichtung offenbart hatte. Die Mitte der zwanziger Jahre wird also durch einen solchen Stillstand in der damaligen jüngeren Lyrik gekennzeichnet. Mayer spricht nicht von den Schattenseiten der zwanziger Jahre.

Das wirklich Neue in der Mitte und am Ende der zwanziger Jahre war der stärker in Erscheinung tretende Kampf um eine realistische, proletarisch-revolutionäre Literatur. In Hans Mayers „Fülle“ finden wir nun leider nichts verzeichnet von dem historisch so bedeutsamen Auftauchen der neuen Talente aus der Arbeiterklasse wie Bredel, Marchwitza, Lorbeer, Petersen, Turek und anderen, die sich mit den aus dem Bürgertum stammenden kommunistischen Dichtern im „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ zusammenfanden und mit ihnen, trotz mancherlei Fehlern und Irrtümern, in der Haupttendenz richtig für eine realistische, sozialistische Literatur kämpften. Auch der Strom dieser Arbeiterliteratur ist seitdem in die nationale deutsche Literatur eingegangen.

Ob Mayer es wahrhaben will oder nicht: Jener Zusammenschluß an der Seite der Arbeiterklasse und ihrer Partei, der sich in den harten Jahren der faschistischen Nacht über Deutschland bewährte und zu den unvergänglichen Werken der deutschen antifaschistischen Literatur führte, war die

*eigentliche Geburtsstunde unserer deutschen sozialistischen Literatur der Gegenwart.*

Wie Mayer und Alfred Kurella bin ich der Meinung, daß unsere jungen Dichter sich auch mit den bedeutsamen Erscheinungen der deutschen Literatur und der Weltliteratur in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts kritisch auseinandersetzen, sie kennen sollten. James Joyce braucht jedoch nicht erst im Jahre 1956 entdeckt zu werden, denn freilich vollzog sich der Kampf um die Herausbildung einer realistischen, sozialistischen Literatur in Deutschland bereits am Ende der zwanziger Jahre auch in der Auseinandersetzung mit Joyce, Franz Kafka und Robert Musil. Wir waren damals der Meinung, daß ein Schriftsteller wie Joyce in seinem „Ulysses“ den ihm fehlenden neuen und starken menschlichen Inhalt durch ein rein formales Experiment, nämlich eine chaotische Aneinanderreihung von gedanklichen Reflexionen und sprachlichen Assoziationen, zu ersetzen versuchte. Wir sahen damals darin ein Verhängnis für die *Gestaltung durch künstlerische Verdichtung*, die das eigentliche Wesen der Kunst ausmacht. Wir sahen darin einen Weg in die Sackgasse, den Tod für die Kunst. Zu dieser Meinung stehe ich auch heute. Und ich muß sagen: Wolfgang Joho hat in seiner Polemik mit Hans Mayer dort recht, wo er die Werke der Joyce, Kafka und Musil als Erscheinungen des bürgerlichen Verfalls und Abstiegs charakterisiert, auch wenn diese Kennzeichnung auf Kafkas Entwicklung in einer differenzierteren Weise angewandt werden sollte. Richtig ist, daß der literarische Begriff der Dekadenz bei uns manchmal zu sehr vereinfacht angewandt wurde. Andererseits haben es sich aber einige Leute in unserem richtigen Kampf gegen dogmatische Erscheinungen ein bißchen leicht gemacht, indem sie den Begriff der Dekadenz, der so alt ist wie die marxistische Literaturkritik, zu einer Erfindung der letzten zwei Jahrzehnte stempeln wollten.

Bei dem Streit mit Mayer treibt uns die gemeinsame Bemühung um die *Klärung der Kernfragen für die Entwicklung unserer gegenwärtigen Literatur in der Deutschen Demokratischen Republik und in ganz Deutschland*. Ich frage deshalb: Wo bleibt eigentlich Mayers *Standpunkt* bei seinem literarhistorischen Vergleich? Wir finden in ihm kein Wort über seinen *Standpunkt im Kampf um den Realismus*, der doch seit Jahrzehnten in einem vielfach komplizierten, aber ständigen Kampf gegen bürgerliche Niedergangs- und Auflösungstendenzen in Literatur und Kunst vor sich geht. Wir finden in ihm kein analytisches Wort darüber, *inwieweit* Joyce, Kafka, Musil – neben ihrer formalen Interessantheit – vor allem *inhaltlich* der Ausdruck der bourgeois Dekadenz, der spätbürgerlichen Krisenstimmung, ja auch direkt der geistigen Reaktion in unserem Jahrhundert sind. Joyces Weg führte nicht zufällig in den Mystizismus – und erst vor einigen Tagen fand ich in einem bürgerlichen Aufsatz über Joyce die Feststellung, daß sich in

seinem letzten Werk „das Chaos zum Mythos eines neuen Weltgefühls und Weltbewußtseins sublimiere“. Also: vom Chaos zum Mythos.

Ich wende mich in der geistigen Auseinandersetzung dieser Konferenz gegen Mayers Vergleich der zwei Literaturperioden in dem Aufsatz „Zur Gegenwartslage unserer Literatur“. Es ist Mayer zwar dort gelungen, die Diskussion auf eine zentrale Frage zu lenken, aber die Art und Weise, in der er es getan hat, ist nicht geeignet, sie zu lösen. Mit seiner pauschalen Verherrlichung der „imposanten Vielfalt damaliger Literatur“ und seiner pauschalen Verurteilung unserer „meisten Schriftsteller“ von heute als Schematiker entstellt er selbst auf schematische Weise die Tatsachen. Sieht Mayer nicht, daß er durch seinen im Grunde antihistorischen Vergleich den Klassenstandpunkt in der literarhistorischen Wertung aufgibt und versucht, die Grundanschauung unseres IV. Schriftstellerkongresses zu revidieren?

Ich wende mich gegen Mayers Vergleich, weil er mehr ist als nur ein Anreiz zum Widerspruch in der Diskussion, mehr als nur eine flüchtig hingetupfte, feuilletonistische Verzierung einer Rundfunkrede. Es handelt sich um ein Abgleiten von dem Standpunkt des Kampfes für eine große Literatur, die dem Ringen unseres Zeitalters um die sozialistische Umgestaltung der Welt und der Größe der Ideen des Marxismus-Leninismus entspricht, *auf eine spätbürgerliche „Weltproblematik“ der künstlerischen Form*. Mayer trägt damit nicht dazu bei, die echten Formprobleme einer modernen sozialistischen Literatur, überhaupt die Probleme der Literatur im sozialistischen Teil des gespaltenen Deutschlands lösen zu helfen.

Hier habe ich eine gewisse Meinungsverschiedenheit mit den Darlegungen Alfred Kurellas.

Nach meiner Meinung existieren auch heute Formprobleme – und solche tauchen zu jeder Zeit und in jeder Epoche der Literatur in einer veränderten Weise auf. Schon lange vor Joyce, mindestens seit etwa 1910, beunruhigten sich bürgerliche Schriftsteller darüber, ob die technische veränderte Welt und ihr rasantes Tempo nicht neue Formen in der Kunst erheische, um künstlerisch bewältigt zu werden. In Wirklichkeit ging es dabei vor allem um ein *inhaltliches Problem*, nämlich das Problem der geistigen Durchdringung, Erkenntnis und Beherrschung dieser sich schnell verändernden Welt, das eine künstlerische Lösung erfordert – eine Lösung, die natürlich auch zur *Entdeckung neuer formaler Möglichkeiten* führen kann. In dem Ringen um die künstlerische Bewältigung dieser veränderten menschlichen Beziehungen, um die erweiterte und bereicherte künstlerische Widerspiegelung der Welt – ein Ringen, das in einem Zeitalter größter Klassenkämpfe und weltgeschichtlicher Siege des Sozialismus vor sich ging und geht – eignete sich der zeitgenössische Realismus in den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren in seinen Ausdrucksformen längst manche neuen Elemente

an, die von den Expressionisten bis zu Joyce angedeutet wurden, aber bei ihnen nicht über das nur formale Experiment hinauskamen.

In der realistischen Kunst gibt es viele Wege. Manche Romanschriftsteller mögen bei der Anwendung einer kinohaften Technik des Schreibens direkt oder auf Umwegen, bewußt oder unbewußt, aus den Versuchen zur Veränderung der Romanform in den zwanziger Jahren gelernt haben – und wenn sie inhaltlich und künstlerisch ihre Werke gemeistert haben, dann ist es gut so. Wo jedoch ist bewiesen, daß Schriftsteller, die von Balzac und Tolstoi – und das sind wirklich gewaltige Vorbilder – lernen, nicht auch zur künstlerischen Meisterung von Themen unserer sich sprunghaft verändernden Welt befähigt sein können? Ich meine, daß wir, wenn wir einen gemeinsamen *Standpunkt* haben, sehr aufrichtig, loyal und kameradschaftlich über die sehr *verschiedenen* Wege des Realismus und seinen Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten miteinander diskutieren könnten.

Mit alldem spreche ich selbstverständlich nicht für eine Verfemung von nichtrealistischen Schriftstellern und Künstlern, die eine humanistische Gesinnung besitzen; sie sind unsere Verbündeten und Freunde im gemeinsamen Kampf gegen die Mächte des Krieges und des Faschismus. Solche Schriftsteller und Künstler werden es verstehen, daß wir in der geistigen Auseinandersetzung mit ihnen einen Standpunkt haben: den Standpunkt des Realismus. Im Gespräch mit ihnen vergessen wir niemals, was uns in den Lebensfragen unseres Volkes und aller Völker einigt.

Und damit komme auch ich zur Frage des sozialistischen Realismus. Manche Literaturtheoretiker in Polen wollten in den vergangenen Monaten sozusagen mit einer Handbewegung den sozialistischen Realismus vom Tisch wischen, weil dieser Begriff angeblich mit dem Personenkult Stalins und seinen schädlichen Folgen identisch gewesen sei. Wir lehnen ein solches oberflächliches Verfahren aus doppeltem Grunde ab:

Erstens würde die Liquidierung des Begriffes sozialistischer Realismus, dem Wesen der Sache nach, auch eine Liquidierung unseres fast vierzigjährigen Kampfes um die Herausbildung einer realistischen, sozialistischen Schönen Literatur in Deutschland bedeuten; denn die Formulierung dieses Begriffes in den Jahren 1932/34 war ja das Ergebnis eines Ringens in Theorie und Praxis, das nicht nur in der Sowjetunion, sondern auch bei uns, unter unseren andersgearteten nationalen Bedingungen, seit dem Beginn der zwanziger Jahre vor sich gegangen war. Der Begriff des sozialistischen Realismus entstand, wie wir in unserer Resolution auf dem IV. Deutschen Schriftstellerkongreß richtig sagten, „im Kampf gegen alle einengenden und vulgarisierenden Literaturtheorien und -strömungen“ – also im Kampf sowohl gegen die Tendenzen der bürgerlichen Dekadenz als auch des Proletkults und des linken Sektierertums in der Literatur. *Für unsere deutsche*

*sozialistische Literatur ist die Zeit nach 1934 nicht hauptsächlich eine Ära von Fehlern, sondern eine Ära des Entstehens ihrer stärksten Werke.*

Zweitens ist es deshalb eine ganz andere Frage, daß der ursprüngliche Sinn des Begriffes sozialistischer Realismus dann zeitweilig entstellt wurde, als er dem unschöpferischen Klima des Personenkults ausgesetzt war, zu einer Formel erstarrte oder häufig gar zu einem literarischen Gericht mit vorgeschriebenen Zutaten gemacht wurde. Wir wollen solche dogmatischen Einengungen vollends überwinden, keine neue Einengung zulassen, gerade um klarer unseren Standpunkt für den Realismus und für eine sozialistische Ideologie in einer künstlerisch vielgestaltigen, reichhaltigen Literatur zu behaupten. Meine persönliche Anschauung über das Wesen des sozialistischen Realismus, wie ich sie in den Diskussionen des vergangenen Sommers öffentlich vertreten habe, kommt einer Formulierung von N. Kusnezow und J. Lukin in der Moskauer Zeitschrift „Kommunist“ ziemlich nahe; sie schreiben: „Es ist der zeitgenössische Realismus (denn die realistische Methode ist nichts Erstarres, sondern etwas in steter Entwicklung Befindliches), befruchtet durch die sozialistische Ideologie.“

Das ist bescheiden, undogmatisch formuliert. Nach meiner Meinung müßte es ergänzt werden durch den Hinweis auf die *neue Qualität*, die der Realismus der Gegenwart aus seiner Durchdringung mit der sozialistischen Ideologie erhält. Aber wichtiger als jede Definierung, um die es vor allem dem Literaturwissenschaftler geht, ist für den Schriftsteller die Sache selbst: seine schöpferische Arbeit für eine realistische Literatur in sozialistischem Geiste.

Ich komme noch einmal zurück auf Hans Mayer. Literarhistorische Vergleiche, die heute unseren Schriftstellern im größeren Zusammenhang die Richtung weisen, müßten mit der Frage beginnen: Wo stand unsere deutsche sozialistische, antifaschistische und antiimperialistische Literatur am Ende der zwanziger Jahre – und wo steht sie heute? Und wir antworten: Welch ein Aufstieg, auch künstlerisch, vollzog sich seit damals bei Becher, Brecht, Seghers, Weinert, Bredel, Uhse, Wolf, Weiskopf, Marchwitza und vielen anderen! Welch eine bedeutende ideologische und künstlerische Entwicklung nahmen in der Emigration auch Schriftsteller wie Heinrich Mann, Arnold Zweig und Lion Feuchtwanger! Wieviel neue Talente, von Kuba, Hermlin, Huchel, Heym, Claudius, Alex Wedding und Arendt bis zu Strittmatter, Kipphardt, Fühmann, Mundstock, Maurer, Hacks und Margarete Neumann, können wir seitdem verzeichnen – wobei man mir verzeihe, daß ich nur diese bekannteren Namen herausgreife. Wenn Mayer sechs Namen von jüngeren Talenten nennt, so könnte man ihm mindestens die vierfache Zahl von jungen Talenten nennen, die natürlich erst am Anfang großer Möglichkeiten stehen – und es hängt von ihnen ab, ob sie diese zu nützen verstehen oder nicht. Manches Talent der zwanziger Jahre ist ja auch ver-



gangen wie Schall und Rauch. Doch wir wünschen ja keine schematischen Vergleiche von Literaturperioden, die sich heute zudem auf die Schriftsteller der beiden deutschen Staaten erstrecken müßten. Mayer verlangt richtig, daß die Auseinandersetzung, die schöpferische Anstrengung des Begriffs heute vom einzelnen Kunstwerk ausgehen sollte – er selbst hat leider nicht danach gehandelt und dadurch auch mich zu einer vielleicht noch zu allgemeinen, noch zu abstrakten Diskussion gezwungen.

Ich bin der Meinung: Unsere werdende realistische und sozialistische Literatur hat mit Entwicklungsschwierigkeiten von besonderer Art zu kämpfen; sie hat in letzter Zeit erst wenig überragende Werke hervorgebracht, aber sie besitzt in den verschiedenen Gattungen eine Fülle von heranwachsenden Talenten. Diese Talente lassen wir nicht durch eine ästhetisierende, snobistische Betrachtungsweise, die einen Rückfall auf einen bürgerlichen Standpunkt bedeutet, entmutigen.

Jawohl, beginnen wir die schöpferische Anstrengung des Begriffs in den Fragen der Literatur und Kunstkritik am *einzelnen* Buch, am *einzelnen* Gedicht, am *einzelnen* Bühnenwerk, wie Johannes R. Becher es bereits in seinem Schlußwort auf dem IV. Schriftstellerkongreß vorschlug und wie es leider im vergangenen Jahr fast nicht geschah. Ich zweifle nicht daran, daß eine solche Methode in der Literaturkritik und Literaturdiskussion der sozialistischen Schönen Literatur wesentlich mehr helfen kann.

Der Ausgangspunkt dabei aber: Unsere Literatur ist als Literatur der deutschen Arbeiterklasse entstanden und groß geworden; unsere Literatur kämpft heute um ihr internationales Niveau als Literatur der deutschen Arbeiter-und-Bauern-Macht – und als solche Literatur muß sie tiefer in die Konflikte unserer Zeit, tiefer in die menschliche Seele dringen, um zur moralischen Veränderung der Menschen im Geiste des Sozialismus beizutragen.



## NEUE BÜCHER

---

Werner Ilberg

### Optimismus – trotz alledem

Alfred Döblin: „Hamlet oder Die lange Nacht nimmt ein Ende“, Roman  
Verlag Rütten & Loening, Berlin 1956

Alfred Döblin hat sich einmal beklagt, daß mit seinem Namen im wesentlichen die Assoziation „Alexanderplatz“ verbunden sei, während er sich seither doch weitgehend gewandelt habe. Diese Klage mag berechtigt sein, soweit es seine nicht geringe Lesergemeinde betrifft, sie ist aber unberechtigt, soweit es sich um jene handelt, die das Schicksal der deutschen Literatur auch in den dunklen Jahren verfolgen konnten. Bald nach dem Ausbruch des tausendjährigen Reiches tauchten in den interessierten Kreisen Gerüchte auf, die freilich eher alles andere als Liebe und Ehrfurcht verrieten. Sie wurden leider auch von jenen kolportiert, die nach allen Regeln der politischen Taktik und der Ethik die Bundesgenossen des emigrierten Schriftstellers hätten sein sollen.

Da hieß es, er sitze in Zürich und frequentiere von morgens bis abends die dortige Bibliothek, durchstöbere die antikste Antike, und sein wesentlichstes Bildungsmittel sei das Konversationslexikon, das systematisch von A bis Z durchackert werde. Mit diesen reichlich läppischen Details sollte des Dichters Flucht aus der kampferfüllten Gegenwart bewiesen werden. Später verlautete dann, er sei zum Katholizismus übertreten, und das war für die meisten derjenigen, die eine Feder als Waffe führten, ein Beweis mehr, daß Döblin ein Abtrünniger geworden war.

Dann kam das Jahr 1945. Döblin kehrte nach Deutschland zurück. Kaum erlaubten die Bestimmungen der Alliierten die Herausgabe monatlicher Periodika, ließ der Dichter die Zeitschrift „Das goldene Tor“ erscheinen. Wir erinnerten uns des Kinderliedchens, das unsere Augen immer groß und sehnsüchtig werden ließ:

*Machet auf das Tor, machet auf das Tor,  
es kommt ein goldener Wagen...*

Die Klugen und Weitsichtigen sagten: Wie schön, ein Tor, und noch dazu ein goldenes, wir wären schon mit einer Tür zufrieden, ja, wir sind entschlossen, jede Lücke zu benützen, wenn sie nur in eine bessere Zukunft führt. In dieser Zeit der dringend notwendigen Aktionseinheit gehen wir Arm in Arm mit jedem, der uns Kamerad sein kann und will. Die ewig Engstirnigen aber sahen damals sowenig wie zur Zeit der Volksfront, welch ernstes Bemühen um eine Orientierung in den vielleicht umwegigen Studien und den sehr persönlichen Konfessionen Döblins steckte. Es gab einzelne Begegnungen – Arnold Zweig zum Beispiel ließ das Band, das ihn mit dem Gleichaltrigen verband, nicht reißen –, aber sonst wirkten Mißtrauen und erstarrte Theorien schlimmer als eine Zonengrenze.

Dann kam der offene kalte Krieg und bestrich die Bonner Gefilde. Viele der gerade erst gesäten Zukunftssamen verdorrten in seiner eisigen Atmosphäre. „Das goldene Tor“ schloß seine Pforten. Und wieder etwas später hörten wir, der nun schon betagte Dichter Alfred Döblin müsse in Westdeutschland hungern. Man reichte ihm ein Almosen, und seine Verehrer, ob aus West oder Ost, schämten sich.

Jetzt konfrontiert uns der Verlag Rütten & Loening mit einem alt-neuen Werk des Dichters, das den etwas umständlichen Doppeltitel „Hamlet oder Die lange Nacht nimmt ein Ende“ führt. Wir sind es gewohnt, daß Werke westdeutscher Schriftsteller in der DDR meistens nur als Lizenz Ausgaben erscheinen können und schauen schon deswegen zunächst nach dem Impressum. Aber siehe da, dies ist die erste Auflage, und der in Ostberlin angesiedelte Verlag behält sich alle Rechte vor. In einer Notiz auf dem Vorsatzblatt teilt Döblin mit, das Werk sei 1945 in Kalifornien begonnen und 1946 in Baden-Baden beendet worden. Dieser Roman eines berühmten Schriftstellers hat also 10 Jahre benötigt, um sich dem Publikum präsentieren zu können; im Westen unserer Heimat hat sich kein Verleger für ihn gefunden. „Food for thought“, dürfen wir da sagen (ein Haus in England ist der Schauplatz des Romans), und auf deutsch heißt das: das gibt zu denken.

Auf den ersten Blick scheinen wir es nicht mit einem echten Roman zu tun zu haben, sondern mit einer Reihe von Erzählungen, die durch eine Rahmenhandlung zusammengehalten werden. Sehr bald aber erweist sich diese Vermutung als unbegründet. Die typische Rahmenhandlung von Boccaccio bis Gottfried Keller ist kaum mehr als ein Notbehelf, die nur selten einen eigenen, selbständigen Sinn aufweist. Bei Döblin aber handelt es sich um den Verfall einer Familie, und in dessen Gestaltung sind Erzählungen eingewoben, die helfen, die Roman-„Handlung“ vorwärtszutreiben.

Während wir heute noch nach dem Experiment in der Literatur rufen, hat sich Döblin also schon vor 10 Jahren an eines gewagt, ohne daß allerdings gesagt werden könnte, daß es durchaus geglückt sei. Die eingestreuten Legenden und Literaturdeutungen sollen etwas Objektives über die Welt und das Weltgeschehen aussagen und dienen zugleich zur Charakterisierung der Erzähler und der Zuhörer, die ihnen persönliche Deutungen geben. Sie sind also subjektiv und werden zu Allegorien mit verstecktem Sinn, den der Leser erraten muß. Der Dichter gibt uns ein Rätsel nach dem anderen auf, versucht aber, uns dadurch zu helfen, die Nüsse zu knacken, daß er die Romanfiguren ihre geheimsten Gedanken andeuten läßt. Fast immer aber gibt es mehr als eine Lösung, je nachdem, wer aus dem Kreise der Familie und ihrer Freunde über das Erzählte nachdenkt.

Im ganzen wird der Grundeindruck vermittelt, daß selbst die Nächsten einander fremd und feind sind. Jeder ist jedem ein Wolf, ausgenommen vielleicht die Nebenfigur des Hausarztes Dr. King, der als stiller Beobachter durch das Werk geht, um bis zum Ende, falls es not tut, als Helfer zur Stelle zu sein. Wir erinnern uns, daß Döblin ursprünglich Arzt war. Ähnlich selbstlos – aber völlig passiv – wird der Bruder der Mutter, James Makenzie, gezeichnet. Er ist ein Gelehrter mit dem Spezialfach: Urgeschichte der Kelten. Wir erinnern uns, daß Döblin auch Gelehrter ist.

Bis gegen den Schluß des Buches herrscht in ihm ein erbitterter und verbitterter Pessimismus vor. Dann aber bricht, überraschend und leider nicht überzeugend, ein Optimismus durch, der sehr gewollt wirkt und gerade darum, wenn nicht dem Dichter, so doch dem Autor Ehre macht und es ermöglicht, daß wir ihm herzlich als unserem Weggefährten die Hand reichen. Es gibt in dem Roman zwei verschiedene ethische, humanistische Lösungsversuche. Das dürfte einer zuviel, daß es sie aber überhaupt gibt, der Grund sein, weswegen das Buch in Westdeutschland keinen Verleger finden konnte.

Auf rund vierhundert des fünfhundert Seiten starken Werkes geschieht kaum etwas, und das ist der Grund, warum wir oben das Wort „Handlung“ in Anführungsstriche gesetzt haben, aber Döblin versteht es dennoch, die geistige Spannung wachzuhalten. Edward Allison, Sohn des berühmten Schriftstellers Gordon Allison, kehrt schwer verletzt, mit nur einem Bein, aus dem Kriege zurück. Schlimmer aber als die Ver-

wundung des Körpers ist die seelisch-geistige Erschütterung, die der Sohn heimbringt. Etwas war mit diesem Kriege nicht in Ordnung – und das quält ihn und läßt ihn zum Quälgeist seiner Umwelt werden:

„Mit einem unsicheren Ausdruck saß Edward, der Tyrann, irgendwo . . . , dankte, wenn man sich nach seinem Befinden erkundigte, und schon sah man an seiner gerunzelten Stirn, daß sich in ihm eine Frage sammelte . . . , und keine Antwort machte sein Gesicht heller. Er schoß offenbar mit jeder Frage an dem Ziel vorbei, aber legte den Bogen immer wieder an . . . Langsam begannen seine Fragen um ein dunkles Thema zu kreisen, um die Schuld am Kriege. Begreiflich, daß ein armer Kriegsverletzter daran denkt. Doch was hatte das Haus Allison damit zu tun?“

Die Toten des Weltgemetzels lassen den mit einem Bein noch einmal Davon-gekommenen nicht ruhen. Die Familie beschließt mit Einwilligung des Dr. King – als ob Edwards Unruhe ein medizinisches und nicht vielmehr ein gesellschaftliches Problem wäre –, dem Sohn durch Erzählungen aus seiner Not zu helfen. (In der Tat operiert Döblin vielfach mit psychoanalytischen Mitteln.) Und nun geschieht ein zweifach Merkwürdiges: Statt daß er befreit wird, wird in Edward ein immer tieferes Mißtrauen entwickelt. Und das zweite: auf eine vertrackte Art wird jede Geschichte zu einer Waffe in einem nebulösen Familienstreit, der manchmal als Kampf der Geschlechter, manchmal als der der Generationen erscheint. Edward tritt in die Rolle des Hamlet ein, der das Verbrechen, das Vater und Mutter begangen haben, enthüllen will. Alice und Gordon Allison, seine Eltern, fühlen sich von ihm angegriffen, und in der Abwehr greifen sie nun einander an. Aus der Frage nach der Kriegsursache wird eine nach der Kriegsschuld, ebenso, wie nach 1945 diese Frage vielfach vom Wesentlichen abgelenkt hat. Offenbar soll die Zerrüttung, der Auflösungsprozeß der Familie, zum Symbol der überalterten, sich zersetzenden bürgerlichen Gesellschaft werden. Edwards beunruhigtes, bohrendes Fragen nach dem Grundproblem unserer Zeit, nach den Ursachen für die immer grauenhafter werdenden, zerstörender wirkenden Kriege, hätte nicht mit dem Gleichnis der auseinanderbrechenden Familie belastet werden dürfen, zumal es auf gekünstelte Art geschieht und wohl auch Antwort sein soll. Der Leser aber erfährt nicht: Was ist Ursache? Was Folge? Kopfschüttelnd wiederholt er am Ende die von Döblin selbst aufgeworfene Frage: „Doch was hatte das Haus Allison damit zu tun?“ –

Als erster erzählt der Vater die Geschichte jenes Troubadours, der die Prinzessin von Tripolis besingt und answärmt, obwohl er sie niemals gesehen hat. Es wird berichtet, daß er sich auf den Weg zu ihr machte, todkrank ankam und in ihren Armen sterben durfte. So lautet die Legende, der Schriftsteller Allison aber erzählt sie völlig anders, völlig rationell, fast amerikanisch. Danach hat der junge Troubadour ein armes Bauernmädchen geliebt, aber die Sitte gebot ihm tyrannisch, um ein Ritterfräulein zu werben, dem alle Tugenden des Himmels und der Erde angedichtet wurden. Zum Schluß stellt sich dann heraus, daß schon der Vater des minnenden Sängers auf die künstlich in die Welt gesetzte Mär einer ausbündigen Schönheit hereingefallen ist. Die Dame ist in Wirklichkeit uralt und unterhält ein Propagandabüro, das ihren Ruhm und Preis in die Welt posaunen muß. Das wird auf etwa 60 Seiten ausgesponnen mit viel Bezügen auf unsere und alle Zeiten. Und gerade das ist der Zweck: „Vorstellungen und Sitten“, zieht der Vater die Moral aus der Geschichte, „können so allmächtig werden und mit den Menschen umspringen, daß sie keine Menschen mehr sind.“ Die Handelnden der versunkenen Ritterzeit sind in alten Mären „zurechtgemacht, um aufs Butterbrot einer Ballade gestrichen zu werden“. Und wir selbst „sind völlig zu Traumfiguren und Fabelwesen abgesunken“. Edward zweifelt: „Also sind wir auch als Traumfiguren, als Fabelwesen in den Krieg gezogen.“ Und der

Weisheit letzter Schluß: Wir sind Objekte – mit oder auch ohne Vernunft, „die ein Unsinn dirigiert“. Hier wird mittels einer symbolischen, entzauberten und entzaubernden Geschichte ein Agnostizismus und Automatismus des Weltgeschehens gelehrt, der keinen Platz für menschliche Verantwortung läßt.

Darauf erzählt der Sohn selbst die Fabel von einem Löwen, der in einem Teiche sein Spiegelbild erblickt, einen Löwenkopf mit gierig heraushängender Zunge und drohenden Zähnen. Das Urbild stürzt sich daraufhin aus Furcht in das Wasser, um mit dem Abbild, dem vermeintlichen Feinde, zu kämpfen, und dabei ersäuft es natürlich. Die Meinung Edwards ist klar: wenn die Völker einander anblicken, sehen sie nur sich selbst und die eigenen Raubinstinkte. Sie zerstören sich, indem sie einander aus einem Wahn bekämpfen. Sie stürzen sich nur aus eingebildeter und unbegründeter Furcht in dieses Gemetzel. Sobald sie das Phantomhafte ihres Gefühls einsehen, würde das Unheil vermieden werden können. Der Vater aber deutet die Geschichte im eigenen Sinne: alles ist nur eine Ausgeburt der Phantasie.

Wir können nicht all den Erzählungen und ihrem Sinn nachgehen und nachspüren. Der schlichte, naive Glaube wird angeboten, auch die Liebe, nur die dritte im schönen Dreiklang fehlt: die Hoffnung, und somit die Harmonie. In den Erzählungen lösen ein unbegründeter Idealismus ohne Ziel, Agnostizismus und Pessimismus einander ab. Anklage und Mitleid dominieren in den Geschichten der wartenden Mütter vor der *Sacré-Cœur* auf dem Montmartre in Paris und vor dem Naumburger Dom.

Wenn wir sagten, daß durch das Fabulieren die Risse im Hause Allison aufgedeckt wurden, müssen wir jetzt einschränkend sagen, daß der Leser nur das Atmosphärische spürt, daß er allzuhäufig ein wenig böse wird, weil er den Intentionen des Dichters nicht zu folgen vermag. Die Anspielungen bleiben dunkel, sind unverständlich, wirken gezwungen und gekünstelt. Da spukt die Gestalt des Marineoffiziers Franklin Glenn im Hirn der Mutter, die schließlich ihrem Sohn berichtet, daß dieser in Indien entwundene Seefahrer sein Vater sei. Am Ende stellt sich heraus, daß hier eine unfrome Lüge berichtet wurde, um den Sohn von der Last zu erlösen, einen verabscheuungswürdigen Vater zu haben. Aber auch das ist eine Ausgeburt der Mutterphantasie: Edward haßt oder verabscheut weder Gordon noch Alice. Er weiß nur, irgendwo ist Schuld am Kriege, und die Eltern fühlen sich angeklagt. Die Atmosphäre im Hause Allison ist dumpfig und muffig, trotz der äußerlichen Zivilisation, und insofern stimmt das Bild, aber die Gegensätzlichkeiten in ihm bleiben unscharf und unklar, sind nur angedeutet oder mystifiziert. Gordons Beginn war der Unterwelt verhaftet, Alices Untergang erfolgt im gleichen Milieu, dem Milieu, das wir aus dem „Alexanderplatz“ kennen. Es ist nur eine Begleiterscheinung der sterbenden Gesellschaft, eine Folge, keineswegs aber Ursache der Zersetzung. Schließlich bricht die Familie auseinander: Alice, die Mutter, fährt nach Frankreich, Vater, Sohn und Tochter verlassen das Haus und verstecken sich voreinander – und von diesem Augenblick an sinkt der Roman zur Kolportage ab, in der aber immer noch sehr lesenswerte Seiten zu finden sind. Döblins Beschreibung eines Kosmetiksalons als einer modernen „Hexenküche“ ist zum mindesten amüsant.

Sagen wir noch, daß die Mutter sich fallen läßt, bis sie von Zuhältern und „Dresseuren“ ausgebeutet wird, daß ihr Mann sie in diesem Milieu findet und dabei tödlich verletzt wird. An seinem Totenbett findet Alice heim zu einem kindlich-naiven Katholizismus, der nicht überzeugt und bestenfalls eine persönliche Lösung des Problems der Mutter ist, ohne eine Antwort auf die Fragen ihres Sohnes zu geben. Wenn wir den Dichter verstehen, möchte er uns sagen, daß dem tiefsten Fall Alices die Auferstehung folgt. Aus der Unterwelt geht es in die Oberwelt. Wo aber, fragen jetzt wir, bleibt die Welt? Was hatte das mit dem Forschen Edwards nach den Kriegsursachen zu

tun? Edward selbst entäußert sich eines Teils seines Reichtums, zugleich aber gibt er Rechenschaft von seiner geistigen Situation, von der wir annehmen dürfen, daß es die Döblins ist: „Ich bin wie ein neuer Columbus auf ein unbekanntes Festland gestoßen und stehe eben im Begriff, es zu betreten . . . Ich begegne Menschen, ich nehme an ihren Dingen teil und erfahre, es sind meine . . . Dieses ungeheure Leben, diese Masse, an mich, an den Menschen, an sein Inneres gebunden, endlich werde ich ihrer ansichtig und stelle mich ihr, als ein Stück von ihr.“ Das Zitat steht auf der letzten Seite. Es ist nicht viel, wenn wir nach Weg und Ziel fragen, aber ein Neubeginn.

Die Vermittlung gesellschaftlicher Erfahrung geht von einem schwer bestimmbaren Zeitpunkt an von den Älteren an die Jungen über. Die Besten der abgelösten Generation akzeptieren die neuen, vorantreibenden, die Zukunft sichernden Gedanken. Wir, die Leser, die um eine oder eine halbe Generation später Geborenen, haben, höchstwahrscheinlich, dem Dichter und Denker Alfred Döblin das Auffinden eines neuen Weges nicht leicht gemacht: Edward liest einmal, statt eine Geschichte zu liefern, eine Stelle aus Kierkegaard vor, in der es um den Weg des Christentums geht. „Was ich will. Ganz einfach, ich will Redlichkeit“, wird der Däne zitiert. Da wird der Vorlesende von einem zufällig anwesenden „Materialisten“ unterbrochen: „Was hat dieses Bemühen um das Christentum, das ich übrigens persönlich hoffnungslos finde, mit unserer Frage nach der Passivität, nach dem Verschleiern der objektiven Tatbestände zu tun?“

Edward, der sich an dieser Stelle des Buches offenbar mit Kierkegaard identifiziert, unterbricht sich ein wenig später und wendet sich zuvorkommend an den widersprechenden Gast: „Ich möchte mich vergewissern, ob Sie etwas einschalten wollen? Es kommt uns ja auch auf Redlichkeit an, und da muß man Sie hören.“ Und nun vernehmen wir die Antwort: „Ich danke Ihnen.“

Das ist noch höflich, verbindlich, aber dann folgt das erste Argument: „Ich bin nicht der einzige, der die Sache, so wie ich sie formuliere, versteht.“ Das Argument der Mehrheit vermag natürlich in diesem Kreis von Überindividualisten nicht zu beeindrucken. Und dann fährt der Herr O'Dowall mit kaum zu überbietender Überheblichkeit fort:

„Ob das Christentum fordert und was es fordert, ist dem Ungläubigen gleichgültig. Ich empfehle darum, daß man weiter, ohne diesen Umweg, konkret vom Krieg und den Kriegsursachen spricht: sucht festen Boden unter den Füßen. Das ist meine Forderung. Sie ist praktisch, läßt sich durchführen, ist ungeheuer nützlich, ja notwendig. Man muß unter allen Umständen verhindern, daß die Frage nach den Kriegsursachen und der Kriegsschuld auf das tote Gleis der Kanzelreden geschoben wird.“

Kattleen, Edwards Schwester, protestiert: „Was Sie meinen, wissen wir schon.“

Und nun folgen zwei kurze Sätze, aus denen Döblin, wie um ihre Wichtigkeit für sich zu unterstreichen, zwei Absätze gemacht hat:

„Herr O'Dowall schnaufte verächtlich.

Herr O'Dowall machte ein böses Gesicht.“

So also, dürfen wir aus dieser ironiegesättigten Stelle schließen, sahen die „Materialisten“ aus, mit denen Döblin in Berührung gekommen ist. Der Zufallsgast hat gute und richtige Erkenntnisse, aber was nützen sie, wenn er sie sowenig einladend vorbringt.

Das schönste an diesem Roman sind die in ihn eingestreuten Geschichten. Es werden ihrer viele erzählt, schlicht, einfach, einleuchtend, frappierend, unter anderem die der Salome. Diese symbolhafte Legende aber erfährt ausnahmsweise keine Veränderung, sie deckt sich mit dem Libretto von Hoffmannsthal zur Straußschen Oper. Wie aber



jeder im Kreis von Gordon Allison sich bei all dem Fabulieren etwas anderes denkt, so sei uns gestattet, sie auf unsere Art zu wiederholen:

Salome liebt Johannes, den Verkünder des Neuen. Er stößt sie zurück, will mit der reizvollen, aber dekadenten Buhlerin nichts zu tun haben. Salome ihrerseits wird von Herodes geliebt, der den Johannes einkerkern läßt. Dem jungen verderbten Mädchen genügt das nicht: sie tanzt vor dem römischen Bedrucker ihres Volkes und fordert als Preis – den Kopf des Johannes. Er wird enthauptet – aber das hat nicht gehindert, daß seine Verkündung wahr wurde: der Messias ward geboren, und das Reich der Römer zerfiel. Eine neue Welt kam herauf, siegreich.

Tun wir Unrecht, wenn wir den Optimismus des greisen Dichters, der im Buch unerwartet und unbegründet am Schluß hervortritt, mit der von ihm gelehnten Übung, der Deutung von Überliefertem, um ein wenig stärker akzentuieren? Wir bewundern den Mann, dessen Wesen durch erlebtes Bitteres mit Pessimismus durchtränkt ist, der sich aber mutvoll dazu bekennt, daß die lange Nacht ein Ende nehmen wird. Sein Hamlet scheint auf dem Wege zu sein. Fortinbras, der Befreier, steht vor der Tür. Machet auf das Tor und laßt uns hindurchschreiten, alle gemeinsam. Alice Allison und ihr Sohn Edward versuchen, ein jeder auf seine Weise, ihre Fehler gutzumachen. Das ist das Tröstliche, das all die pessimistischen Geschichten widerlegt, und es bietet sich uns als eine Möglichkeit an, wie wir den neuen Roman Alfred Döblins verstehen dürfen.

*Günther Deicke*

## **Bilanz des Kriege**

*Gert Ledig: „Vergeltung“, Roman*

*S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1956, und Aufbau-Verlag, Berlin 1957*

*Wolfgang Ott: „Haie und kleine Fische“, Roman*

*Verlag Albert Langen-Georg Müller, München 1956*

*Alexander von Mellin: „Rührt euch – wenn ihr könnt“, Roman*

*Lothar Blauvalet Verlag, Berlin 1956*

*Hans W. Pump: „Vor dem großen Schnee“, Roman*

*Claassen-Verlag, Hamburg 1956*

Der Krieg als Wegscheide einer ganzen Generation – immer wieder taucht dieses Thema in der westdeutschen Literatur auf, von den meisten der durchweg jüngeren Schriftsteller, die sich damit auseinandersetzen, durchaus als Mahnung begriffen, derartiges nie wieder zuzulassen. Verschieden sind lediglich die literarischen Mittel, mit denen versucht wird, diesen Gedanken durchzusetzen. Es ist bezeichnend, daß der Versuch einer Rehabilitierung der faschistischen Kriegführung sich hauptsächlich in Memoiren und

„historischen Abrissen“ austobt, die von ehemals „führenden“ Positionen aus geschrieben wurden von Leuten, die schon wieder (oder demnächst) ähnliche hochdotierte Stellungen einnehmen. Die Schriftsteller aber, meist Namen, die erst nach dem Kriege auftauchten, die teilweise erst heute, reichlich zehn Jahre nach dem Kriege, ihre ersten Bücher vorlegen: sie sind Menschen, denen der Krieg zumindest die Haut versengt hat. Sie haben die Barbarei, die von jenen Memoirenschreibern angezettelt und geleitet wurde, als



Augenzeugen oder am eigenen Leibe erlebt, und sie möchten ihre Kinder und Kindeskindern davor bewahren, indem sie Rechenschaft ablegen vor sich selbst und der Öffentlichkeit, Rechenschaft der Verführten oder Geprüßten.

Gert Ledig, der mit „Vergeltung“ sein zweites Werk vorlegt, sagt über sein Anliegen: „Alles, was ich schreibe, schreibe ich unter dem Gesichtspunkt, daß es vermutlich mein Sohn einmal mit besonderem Interesse lesen wird, und da will ich ihm nichts vormachen.“

Das Bestreben, dem Leser „nichts vorzumachen“, die unbedingte Ehrlichkeit der Absicht, sei bei der Betrachtung der folgenden Bücher unterstellt. Zu untersuchen bleibt das Werk als literarische Gestaltung.

Gert Ledig verzichtet von vornherein – wie schon in seinem Erstling „Die Stalinorgel“ – auf eine große Perspektive. Ihn interessiert das Ergebnis „ganz unten“, wo gelitten wird und nichts weiter. Dort siedelt er seine Menschen an und läßt sie leben und sterben auf jenem kleinsten Raum, den ihnen die Technik des Massenmordens zugewiesen hat. Der Roman „Die Stalinorgel“ war von einer gewissen Schicksalhaftigkeit des Krieges überschattet; die Weglosigkeit der Schlammfront war auch ästhetischer Maßstab. Stärker noch als sein erstes Buch könnte man „Vergeltung“ als formales Experiment bezeichnen, wobei es Ledig nicht um das Experiment an sich geht, sondern um den Versuch, seinem Stoff die adäquate und künstlerisch möglichst exakt durchgebildete Form zu geben.

Die Handlung des Buches, soweit man von Handlung sprechen kann, umfaßt die Zeitspanne von siebzig Minuten. Während dieser Zeit prasselt ein Bombenregen auf eine Stadt nieder; Leben und Sterben einiger Menschen während dieses Bombardements; mehr wird nicht geschildert. Ledig bedient sich dabei einer sehr kühlen, fast sezierenden Kompositionstechnik, die Sprache ist sachlich, genau, entlarvend, kurze Hauptsätze überwiegen. Die Parteilichkeit des Autors tut sich ausschließlich

in der Darstellung und in der Auswahl der Szenen und Personen kund, aber dies unmißverständlich.

Ein sehr strenges Buch. Ein Roman? Vielleicht sogar ein Roman, wenn nicht der äußeren Form nach, so doch in dem menschlichen Bogen, der das Ganze einschließt, in der Fülle menschlicher Schicksale, die auf überaus knappe, fast stenografische Art sichtbar und nacherlebbar gemacht werden.

Das ganze Buch ist eigentlich ein Mosaik winziger Episoden, die auf zumindest ungewohnte Weise, doch sehr absichtsvoll zusammengefügt wurden. Jedes der dreizehn Kapitel enthält eine Reihe solcher – nur durch das gemeinsame Geschehen des Bombardements zusammengehaltener – Szenen auf verschiedenen Schauplätzen (im Bunker, auf dem Flakstand, auf dem Friedhof, im Luftschutzbunker usw.), die jeweils im nächsten Kapitel ihre Fortsetzung erfahren. Jedes Kapitel wird eingeleitet mit dem Porträt eines der dargestellten Menschen, ähnlich etwa wie Norman Mailer seine Zeitraffer-Szenen in die Handlung einschließt („Die Nackten und die Toten“). Der rote Faden, der eigentliche Zusammenhalt des Buches, ist die Geschichte des amerikanischen Sergeanten Strenchen, der seine Bomben auf einen Friedhof abwirft, weil er hofft, dort keinen lebenden Menschen zu treffen, der nach einer Kollision mit dem Fallschirm abspringt, auf seinem Gang durch die unter dem Bombenhagel liegenden Straßen den Verstand verliert und schließlich unter den Mißhandlungen eines sadistischen Stabsarztes stirbt. Die „Gegenspieler“ sind damit schon genannt; sie tragen fast symbolischen Charakter. Alle anderen Personen, die in oder neben dieses Geschehen gestellt sind – die an ihren Geschützen sterbenden fünfzehnjährigen Flakhelfer; der Leutnant, der in eine sinnlose Unternehmung geschickt wird; der Studienrat, der durch den Bombenregen den längst zerbombten Hauptbahnhof erreichen will, wo er Frau und Kind weiß; der Fähnrich von der Feldpolizei, der einen

russischen Kriegsgefangenen abknallt; das Mädchen, das im verschütteten Keller vor dem Tod noch eine Vergewaltigung erdulden muß – sie alle sind mehr oder weniger anonyme Beispiele, stellvertretend für viele unter der rasenden Gewalt des perfektionierten Massenmordes.

Was das Buch über das Niveau bloßer Zustandsschilderungen hinaushebt, der große weltanschauliche und literarische Fortschritt gegenüber der „Stalinorgel“, ist seine bewußt gestaltete Menschlichkeit trotz alledem.

Inmitten des Chaotischen, Grauenhaften, inmitten der Larven und Fratzen leuchtet immer wieder das Gesicht eines Menschen, nicht aufdringlich hervorgehoben, wie selbstverständlich da, und an solchen Menschengesichtern vermag sich der Leser zu orientieren bis zu jenem Punkt, da der amerikanische Sergeant im Luftschutzbunker stirbt vor eben den Leuten, die vorher bereit gewesen wären, jeden amerikanischen Flieger zu lynchen:

„Strenehen wankte in den Raum, drehte sich um sich selbst und blieb stehen. Steine tanzten unter seinen Füßen. Über der Brust hing die Schürze. Zwischen Hals und Hüfte hing sie wie ein Latz.

Die Stimme eines Kindes forderte: ‚Schlagt ihn tot!‘

Menschen hoben ihre Köpfe. Augen starrten ihn an. Vor ihm bildete sich eine Gasse. Durch die Reihen lief Bewegung. Ein Mann stand auf, rief: ‚Wer ist das?!‘

‚Ein Amerikaner!‘

Es wurde still. Holz knirschte. In der Ecke fiel ein Geldstück zu Boden. Es rollte über den Beton.

‚Schlagt ihn tot!‘

Die Ventilatoren zischten. Strenehen trat einen Schritt nach vorn. Eine Frau wich zurück. Sie streckte abwehrend die Arme aus. Ihr Mund verzog sich. Aber sie blieb stumm. Strenehen sah zwei Hände.

‚Schlagt ihn tot!‘ . . .

Strenehen trat rückwärts. Hinter ihm verklang der Ruf. Mit beiden Händen verdeckte er plötzlich sein Geschlechtsteil.

Der Junge an der Tür ballte die Faust und hob den Arm. ‚Schlagt ihn . . .‘

Um den Hals des Jungen legte sich ein Arm. Eine Hand verschloß ihm den Mund. Er wurde zurückgestoßen. Hinter der Gestalt einer Frau verschwand er.

Eine Stimme rief: ‚Nehmt ihm die Schürze ab!‘

‚Hängt ihm eine Decke um‘, sagte eine andere Stimme. Jemand trat vor. Eine Frau. Sie ging zu Strenehen und knüpfte ihm die Schürze ab. Ihre Hände zitterten. Der weiße Latz sank zu Boden. Füße stießen ihn beiseite. Strenehen hob das Gesicht zu der Lampe empor, die über ihm hing. Er stand in einem Kreis von Strahlen.

‚Hier!‘

Etwas Graues flog durch die Luft. Eine Decke. Arme fingen sie auf. Strenehen wankte. Mit der Decke kam ein Mann, hüllte ihn ein. Er sank zu Boden. Strenehens rechte Hand klatschte auf den Beton.

‚Ich schäme mich‘, sagte eine Stimme von der Mauer, ‚für die, die das getan haben!‘ . . .

Der Mann reckte sich auf, blickte zur Tür. In eine regungslose Stille hinein sagte seine Stimme: ‚Er lebt nicht mehr!‘

‚Mord!‘

Aus der Menge kam ein Schluchzer.

Die Frau, die Strenehen die Schürze aufgeknüpft hatte, blickte sich um und faltete ihre Hände. Sie begann leise: ‚Vater unser, der du bist im Himmel . . .‘

Von den Bänken erhoben sie sich. Männer nahmen ihre Hüte ab. In einer Glatze spiegelte sich das Licht.“

Die erschütterndste Szene dieses Buches, fast die letzte, ist eine Szene der Menschlichkeit, einer Menschlichkeit trotz alledem; sie ist so stark, daß sie sogar das Grauenhafte zu überstrahlen vermag, ohne es vergessen zu machen.

Die letzten Sätze des Buches lauten: „Nach der siebzigsten Minute wurde weitergebombt. Die Vergeltung verrichtete ihre Arbeit. Sie war unaufhaltsam. Nur das Jüngste Gericht, das war sie nicht.“

Ledig geht einen Schritt über die Darstellung des Apokalyptischen hinaus, indem er den Überlebenden Mitleid, Güte und menschliche Handlungsweise zurückgibt: Hoffnung auf eine glücklichere Welt, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Ledigs Buch, das bald auch bei uns erscheinen wird, sollte in unserer Realismus-Debatte mit betrachtet werden.

\*

Auch Wolfgang Ott erspart in seinem Marineroman seinen Lesern nichts an Darstellung des Grauenhaften und Obszönen. Aber er geht literarisch unbekümmert vor, an Stelle einer konzentrierten Handlung setzt er die konzentrierte Häufung des Stoffes. So liest sich dieses Buch wie die Biographie eines Super-Seemannes. Auch hier ist die Handlung kaum nachzuerzählen, weil die Fülle von Stoff, die zusammengetragen wurde, das Geschehen überwuchert und vor allem die Nebenfiguren erdrückt.

Ott geht es darum, die Hölle des Krieges – hier des Seekrieges auf Minensuch- und Unterseebooten – realistisch und ungeschminkt darzustellen, und die Stellen des Buches, in denen die Seefahrt und Ereignisse des Krieges auf See beschrieben werden, sind atemberaubend. Aber die Häufung solcher Szenen zwingt ihn zu immer neuer Steigerung, und so geht er über Glaubwürdiges hinaus und beginnt ziemlich dickes Seemannsgarn zu spinnen. So ist es unmöglich, daß ein U-Boot des zu dieser Zeit üblichen Typs mit „knallenden Nieten“, also mit Wassereinbruch, „tiefer als 250 Meter“ sinkt und durchhält. (Der geringste Wassereinbruch auf solcher Tiefe muß den Druckkörper zerreißen.) Die Mentalität der Fahrenden kleiner Verbände, hier der Minensuch- und U-Boote, ist sicher dargestellt, wenn Ott auch leider zu sehr an der Oberfläche bleibt und wohl bestimmte Typen zeichnet, aber kaum Gestalten, was er wiederum durch Überkompensierung des Milieus (Saufszenen, Schlägereien usw.) auszugleichen sucht. Das Buch scheint geschrieben,

um Alpträume abzureagieren, die auch Wunschträume sein können.

Unbewußte Wunschträume. Denn der Hauptheld des Buches trägt, wenn wir dem Klappentext und der biographischen Notiz glauben sollen, autobiographische Züge. Er ist, eins neunzig groß und ein blendender Boxer vor dem Herrn, ein Held wider Willen, aber mit geheimer Lust, die ihm sein Autor mitgibt durch seine eigene, fast sadistische Neigung zum minutiösen Ausmalen grauenhafter Details. Was sein Held Teichmann – Matrose, Seekadett, Fähnrich, Wachoffizier auf einem U-Boot – sieht, erlebt, erleidet, geht über das Maß normaler menschlicher Tragfähigkeit zumindest um Nuancen hinaus, und eben das macht ihn ungeeignet als Helden eines Antikriegsromans. Und als Antikriegsroman ist das Buch ohne Zweifel konzipiert.

Ein rosaroter Faden in dem weitverzweigten Geflecht von Nebenhandlungen ist die sentimentalisch-parfümierte und unerfüllte Liebe Teichmanns zur jungen Frau seines Kompanie- und späteren Flottillenchefs. Allein dieser mißlungene Versuch, eine menschlich tragfähige Haupt-handlung einzuführen, zeugt von literarischer Unerfahrenheit des Autors, der übrigens über bemerkenswertes sprachliches Talent verfügt.

Das Buch wird vom Verlag als „Der große Marineroman des zweiten Weltkrieges“ angezeigt. Das ist er nicht, trotz eindrucksvoller Schilderungen des Seekrieges, trotz antifaschistischer und antimilitaristischer Tendenzen. Ott hat seinen Stoff wohl in Einzelszenen, nicht aber im ganzen literarisch bewältigt.

\*

An dem Problem „Held wider Willen“ krankt auch Alexander von Mellins Roman „Rührt euch – wenn ihr könnt“. Der Roman ist ein wenig nach dem 08-15-Schema gebaut. Ein Leutnant und vorzüglicher Frontoffizier wird kurz vor Kriegsende während seines Urlaubs vom Sicherheitsdienst wegen einer Verfehlung seines

Feldwebels verhaftet, er leistet Widerstand, schießt dabei einen SD-Beamten an und wird deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt. Er vermag während eines Luftangriffs zu fliehen, schlägt sich auf abenteuerliche Weise durch die Linien und läuft zu den Amerikanern über. Das Geschehen um ihn und mit ihm läßt ihn über manches nachdenken und zum Antifaschisten reifen. Als die Amerikaner ihn darum angehen, stellt er ihnen seine Dienste zur Verfügung. So weit – so gut.

Im Lager trifft er seinen ehemaligen Feldwebel wieder, einen Eulenspiegel und vorzüglichen Boxer (!), macht ihn flugs zum Leutnant, flieht mit ihm, und so weiter. Die beiden werden kurz vor der Grenze wieder eingefangen, aber sonst – davor und danach – geht ihnen nichts schief, sie sind Tausendsassas, Karl-May-Helden, und das eben bestimmt das Niveau des ganzen Romans, der ebenfalls spannende Szenen hat, achtenswerte politische Einsichten äußert und flott erzählt ist. Aber die Menschengestaltung beschränkt sich in recht fataler Weise auf die Oberfläche.

Wir haben lange Essays und Diskussionen dem Schematismus in unserer eigenen Gegenwartsliteratur gewidmet. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, einmal den Schematismus des westdeutschen Romans, des Kriegsromans insbesondere, zu untersuchen.

\*

Nichts davon hat Hans W. Pumps Erstlingsroman „Vor dem großen Schnee“\*. Das macht: ihm kommt es in erster Linie auf die menschliche Durchdringung des Stoffes an. Das Buch ist in der Ichform geschrieben, sein Held ist aber so „durchschnittlich“ und unheroisch angelegt, daß Raum bleibt, ihn in all seiner komplizierten, widersprüchlichen Menschlichkeit Gestalt werden zu lassen. Kompliziert und widersprüchlich ist auch die Handlung,

die – unbedingt ein Vorzug – erzählerisch klar gegliedert ist. Die Komplikationen liegen mehr zwischen den Zeilen, schweben zwischen den manchmal sehr direkten, oft aber in Andeutungen sich bewegenden Dialogen. Sie ergeben sich aus der psychologischen Realität des Geschehens.

Die Handlung spielt im russischen Partisanengebiet. Drei Schauplätze gehen ineinander über: die Weite des Raums, der die Menschen ausgeliefert sind; der Krieg, der mit „normalen“ Maßstäben nicht mehr gemessen werden kann; der Rest an menschlichen Berührungsmöglichkeiten, der noch verbleibt und Entscheidungen fordert.

Die Hauptperson des Romans, der Erzähler, steht durch die Tatsache, daß er den fünfzehnjährigen russischen Jungen Viktor vor der Erschießung bewahrt, gleichsam zwischen den Fronten. Noch ist er deutscher Soldat in einem verlorenen Haufen, der zur Partisanenbekämpfung eingesetzt ist. Aber der Junge und die Partisanin Tanja ziehen ihn unmerklich hinüber zu den Partisanen. Dabei spielen viele Dinge eine Rolle: der Alldruck des Krieges, die Angst in der Verlorenheit des unheimlichen Landes im sinkenden Herbst, die Faszination dieser Landschaft, echte menschliche Zuneigung und schließlich sogar Liebe. Nichts von Sentimentalität, der Nachbarin preußisch-deutschen Rabaukentums, ist in diesem Buch, in dem vor allem die psychologischen Spannungen der einzelnen Menschen untereinander meisterhaft gestaltet sind. Der Übergang des deutschen Soldaten zu den Partisanen ist vor allem eine menschliche, dabei eine sehr schwierige Entscheidung; der Soldat wird der Schwierigkeiten letztlich doch nicht Herr, und am Ende muß er sich schuldig am Tode Tanjas fühlen. Dieser letzte Teil des Buches (die Beschreibung der Partisanen, Aufklärung früherer Zusammenhänge, der Kampf um das Partisanendorf, Tanjas Tod durch die eigenen Genossen, der Abtransport des Soldaten in die Gefangenschaft) fordert vom Leser äußerste Konzentration, will er versuchen, in der Turbulenz des Geschehens jene

\* Siehe unseren Vorabdruck in Heft 6/1956.

klare Sicht zu finden, die der Erzähler nicht hat und nicht haben kann.

Denn die politischen Konsequenzen bleiben in der Schwebe. Eindeutig ist: die Schuld liegt bei den Eroberern. Manche der deutschen Soldaten ahnen das. Ihr seltsames Verhältnis zur Partisanenbewegung drückt ein Unteroffizier so aus: „Ich will nicht einmal die Frage ihrer politischen Pflicht aufwerfen. Aber hassen kann ich sie nicht, vielmehr fürchte ich sie. Das ist es. Meine Achtung kann ich ihnen nicht versagen. Unser Chef sagte bei Beginn unseres Einsatzes sehr pathetisch: ‚So tief können Menschen fallen.‘ Ich antwortete ihm damals vor versammelten Unteroffizieren – ich gebe zu, es war unbedacht –: ‚So hoch können Menschen steigen.‘ Daraufhin gab er mir dieses beschissene Kommando.“

Aber das ist auch fast schon die Grenze ihrer Einsichten. Und der Erzähler, der doch am weitesten zur Erkenntnis geführt wird, weiß am Ende für die Tatsache, daß ein ehemaliger Kolttschak-Mann die Partisanen anführt, keine andere Begründung als die:

„Weil Sie fünf Dörfer in eines zusammenpreßten. Sie, Herr Hauptmann, und deswegen! Und weil Männer und Frauen auseinandergerissen wurden und keine Frau bei ihrem Mann und kein Mann bei seiner Frau Schlaf und Beischlaf gefunden hätte, und jedes neugeborene Kind wäre das Kind eines anderen Mannes gewesen, und weil sie nicht mehr von dem lebten, wovon Menschen selbst im Kriege noch leben, sondern von dem, was ihnen das Wild und die Hunde und die Katzen an Unkraut übrigließen ...

... und weil ich glaube, daß viele tatsächlich eine Befreiung erhofft hatten. Ja, das war es wohl.“

Befreiung von wem und durch wen? Dieser verhängnisvolle Irrtum, der auch der Irrtum des Autors ist, wirkt im Buch wie ein Fremdkörper, wie eine Nadel im Fleisch. Pump, der sonst die Dinge relativ gut durchdenkt und einen Blick hat für nüchterne Fakten wie für seelische Vor-

gänge, begeht hier einen Denkfehler, wenn er meint, die Partisanenbewegung, die er jenseits aller Ideologien begreifen möchte, sei hauptsächlich durch unerträgliche äußere Lebensumstände hervorgerufen worden. Er hat recht, wenn er feststellt, daß nicht nur Kommunisten an der Partisanenbewegung, und dort vielleicht sogar führend, beteiligt waren. Aber jene anderen waren es aus den gleichen Gründen der patriotischen Notwehr wie die Partisanen und Widerstandskämpfer in Norwegen, Dänemark, Holland, Frankreich und so weiter. Daß die Partisanenbewegung in der Sowjetunion so stark und eine ständige akute Gefahr für die Eroberer war, dürfte allerdings auf ihre einende ideologische Kraft zurückzuführen sein.

Dieser Irrweg der Gedanken, diese einfach unlogische Überlegung wird aufgehoben durch das Schuldgefühl des Erzählers und durch die Forderung des Autors nach menschlicher Entscheidung, nach Entscheidung zur Menschlichkeit.

Hans W. Pump ist ein außergewöhnliches Talent, seine Erzählweise ist dicht und bei aller Vielschichtigkeit transparent, seine Sprache, die mannigfache Formen des Dialogs ebenso beherrscht wie die Reflexion oder wie die Landschaftsbeschreibung, kann von kraftvoller Poesie sein. Ein Beispiel: „Als ich ihn mir noch einmal sehr genau ansah, weil er doch nun zu einem besonderen Objekt geworden war, kam er mir, an der anderen Straßenseite, sehr allein in dem Dorf vor, das sein Dorf sein konnte; unter einer Sonne, die seine Sonne sein sollte; im dünnen grauen Sand, der über seinem Boden lag. Ein flacher leichter Wind griff in die weiten Arme seiner Jacke, und seine Hosen wehten ein wenig hin und her wie die auftragende Wölbung einer eingerollten Fahne, für die es soviel gute Hoffnungen nicht mehr gab. Mir war, als sei Viktor ein wenig eingeschrumpft, etwa wie sein ungewisses Schicksal, das hinter ihm sichtbar wurde. Soviel Zauber hatte auch diese Sonne nicht mehr:



Gelb der Blätter ging in der Farbe ihres Scheines auf; Sog der Kälte gab ihr noch eine Frist, gewährte Gnade. Viktor hatte es schon gesagt, gestern, nachdem wir von Kalinowo abgeritten waren: „Oktober, Pan . . .“

Schon ein so kleiner Ausschnitt zeigt, wie Pump selbst in der „Nahaufnahme“ die „Totale“ zu geben vermag, wie er

„Umwelt“, hier Landschaft, Jahreszeit und historische Umstände, im Bild des Menschen zu sammeln versteht.

Der Krieg als Wegscheide einer ganzen Generation: deutsche Schriftsteller diesseits und jenseits der Elbe werden noch eine Weile mit diesem Thema beschäftigt sein. Möge niemand ihre deutliche Warnung überhören!

*Wir haben einen gemeinsamen Feind. Das sind die Leute, welche dem Krieg nicht unbedingt abgeneigt sind. Wir aber sind diesem Krieg und jedem Krieg unbedingt abgeneigt, nicht weil wir Angst hätten vor dem Krieg, nicht weil wir nicht bereit wären, uns bis zum letzten zu verteidigen – wir haben bewiesen, daß wir es sind –, aber wir wünschen, daß das Heraklit-Wort „Der Krieg ist der Vater aller Dinge“ umgeändert werde in das Wort „Der Wettkampf ist der Vater aller Dinge, und der Krieg ist der Vater aller Greuel“.*

Arnold Zweig

Lao Sheb

## . Literaturbericht aus China

*Auf der Konferenz asiatischer Schriftsteller, die Ende Dezember in Neu-Delhi stattfand, hielt der stellvertretende Leiter der chinesischen Delegation, Lao Sheb, die folgende Ansprache. Das Thema lautete: „Die Freiheit und der Schriftsteller“.*

Ich bin kein Theoretiker – weder auf dem Gebiet der Literatur noch auf dem der Revolution. Deshalb will ich von meinen persönlichen Erfahrungen ausgehen.

Ich bin 1898 geboren. In diesem Jahr fand bekanntlich in China ein Staatsstreich statt, der ein Teil der politischen Reformbewegung war. Von da an bis zur Revolution von 1911, zur „Bewegung des 4. Mai“ (die gewöhnlich die Renaissance Chinas genannt wird) und bis zum Vorabend der Gründung der Volksrepublik, kämpften ein halbes Jahrhundert hindurch chinesische Schriftsteller zusammen mit dem gesamten chinesischen Volk für nationale Freiheit und schriftstellerische Freiheit. In diesem langen Kampf haben auch Schriftsteller ihr Leben hingegeben. Ich sah das alles, und ich weiß, was Freiheit für den Schriftsteller bedeutet. Das erklärt, warum wir chinesischen Schriftsteller so überglücklich waren, als die Befreiung kam.

Es ist immer angenehm, wenn man Freunden erfreuliche Dinge berichten kann. In den sieben Jahren seit der Befreiung haben wir chinesischen Schriftsteller mehr Unterstützung in unserer Arbeit gefunden als je zuvor. Hilfe und Unterstützung finden auch die ausländischen Schriftsteller, die China besuchen. Aber wenn ich nur die angenehme Seite der Dinge herausstreichen wollte, könnte man glauben, daß ich prahle. Erlauben Sie mir deshalb, Ihnen etwas über unsere Schwierigkeiten und Fehler zu berichten. Denn

schließlich sind wir hier, um Erfahrungen auszutauschen und voneinander zu lernen.

Ganz zweifellos ist seit der Befreiung die politische Begeisterung ein wesentlicher Antrieb für die Arbeit der chinesischen Schriftsteller. Überall in China leben die Menschen heute unter besseren Bedingungen. Überall haben die Schriftsteller bessere Möglichkeiten und eine Stellung im politischen Leben. Wie könnten sie da unbewegt und stumm bleiben? Nehmen Sie mich zum Beispiel. Ich schreibe jetzt mehr als vor der Befreiung. Ich schreibe jeden Tag und sogar im Urlaub. Die politische Begeisterung treibt mich, über meine innere Freude zu schreiben, über neue Menschen, neue Dinge und die Errungenschaften unserer neuen Gesellschaft. Ich glaube, jeder Schriftsteller in China fühlt ebenso, gleichgültig, welcher Partei er angehört – der Kommunistischen Partei, der Demokratischen Liga, irgendeiner anderen Partei oder, wie ich, überhaupt keiner.

Es gelingt uns jedoch nicht immer, über die neuen Menschen und neuen Dinge in den revolutionären Kämpfen richtig zu schreiben. Ich weiß das sehr gut. Die Begeisterung ist da, der Drang, mit Riesenschritten vorwärtszugehen. Aber die Grenzen meines politischen Verständnisses und meiner Lebenserfahrung sind mir im Wege, wenn ich versuche, die Tatsachen und Ereignisse des revolutionären Kampfes in lebensvolle Kunstwerke eingehen zu lassen. Das, was ich schreibe, wird leicht leer und dünn – weil ich über Dinge schreibe, mit denen ich nicht sehr vertraut bin. Und ich bin nicht der einzige.

Andererseits gibt es unter uns junge Leute, die in den Jahren der Revolution

aufgewachsen sind, die an den Kämpfen teilgenommen haben und den Mut zum Schreiben besitzen. Ihr Problem ist ein anderes. Gerade weil sie in den bewegten Revolutionsjahren heranwuchsen, ist ihre kulturelle und literarische Ausbildung oft ungenügend geblieben. Das ist ein Hindernis für sie, wenn sie versuchen, literarisch wertvolle, ausgefeilte Arbeiten zu geben. Die älteren Schriftsteller sind manchmal wie gute Hausfrauen, die ohne Reis eine Mahlzeit kochen müssen, die jüngeren wie Hausfrauen mit viel Reis und keinem Geschick zum Kochen.

Ein literarisches Werk ist ganz sicher eine Waffe der politischen Propaganda. Aber es muß wirkliche Literatur sein, voll Kraft und Leben. Die Literatur unterliegt eigenen Gesetzen. Niemand will ein Buch lesen, das zwar Literatur darstellen soll, aber von politischen Predigten strotzt. Das Studium der Politik ist notwendig für alle Schriftsteller, die ihr Bestes geben und Werke hervorbringen wollen, die des Zeitalters würdig sind, in dem sie leben. In den letzten Jahren waren die Schriftsteller der älteren und der jungen Generation bemüht, sich ideologisch zu vervollkommen, und haben viel guten Willen und Energie an diese Aufgabe gewendet. Aber politische Ideen dürfen nicht vom wirklichen Leben getrennt werden. Die Politik der Regierung wird bestimmt von den Wünschen und Bedürfnissen wirklicher Menschen. Wenn Schriftsteller in ihrem Werk einseitig das politische Moment unterstreichen und nicht erkennen, wie wichtig es ist, aus der Erfahrung der alltäglichen Realität zu schöpfen, so leidet ihr Werk natürlich: es ist voll von stereotypen Verallgemeinerungen und abgegriffenen Konstruktionen. Es ist wichtig und notwendig, daß die Schriftsteller unermüdlich lernen und sich ideologisch vervollkommen. Aber sie gehen einen falschen Weg, wenn sie, absichtlich oder zufällig, ihr Werk mit didaktischen Ideen überladen, wenn sie keine wirklichen Fabeln haben und ihre Bilder nicht stimmen. Ein Schriftsteller, der stets in der Furcht

lebt, er könne geheiligte Prinzipien verletzen, wird bald feststellen, daß er an Händen und Füßen gefesselt und unfähig ist, kühn zu schreiben. Kühnheit und schöpferische Arbeit aber sind untrennbar verbunden. Ohne schöpferische Kraft kommt nur sklavisches Kopieren zustande, ein sicheres Zeichen für die Degeneration einer Literatur.

Sind wir als Schriftsteller unfähig, eine so selbstverständliche Tatsache zu verstehen? Nein, natürlich nicht. Wir haben eine verantwortungsbewußte Regierung, wie China sie seit Tausenden von Jahren nicht besessen hat. Wir sehen 600 Millionen Menschen Hand in Hand vorwärtsdrängen, dem Sozialismus entgegen. Wir werden inspiriert. Wir müssen schreiben. Und wenn wir schlecht schreiben, können wir nur uns selbst die Schuld geben: unsere politische Erkenntnis all dieser Dinge ist hinter unserem Wunsch, ihnen Ausdruck zu verleihen, zurückgeblieben.

Nun zur Frage der Kritik. In einem demokratischen Land hat jeder das Recht zu kritisieren. Unsere Arbeiten sind nicht nur Zielscheiben für Literaturkritiker. Jeder Leser soll seine Meinung äußern können. Theoretisch ist das völlig in Ordnung. Kritik ermutigt dazu, besser zu schreiben. Aber übertrieben scharfe Kritik ermutigt niemanden. Sie hat die gleiche Wirkung wie eine tüchtige Tracht Prügel. In den letzten Jahren haben wir viel wohlmeinende Kritik bekommen, aber auch unvernünftige Prügel. Prügel aber ermutigen nicht zu gutem Schreiben – sie schrecken ab. Deshalb wollen wir eine Politik betreiben, die „viele Blumen blühen“, viele Denkweisen nebeneinander bestehen läßt. Zuerst einmal sollte jeder über das schreiben, das ihm am vertrautesten ist. Wir sollten uns nicht dazu zwingen, über Dinge zu schreiben, von denen wir sehr wenig wissen. Es ist gut, über die Gegenwart zu schreiben, aber es ist auch gut, historische Figuren zu gestalten. Die Entwicklung des neuen Chinas vollzieht sich sprunghaft. Auch der aufmerksamste Betrachter kann nicht von sich

sagen, daß er alles vollkommen verstehe, denn alles wandelt sich. Die Vergangenheit steht fest, hat ihre endgültige Form, aber die lebendige Gegenwart fließt und verändert sich. Ich verstehe meinen älteren Bruder sehr gut, aber meine Kinder verstehe ich nicht ganz. Also möchte ich über meinen älteren Bruder schreiben, und über meine Kinder sollen andere, junge Schriftsteller schreiben. Ja, wir sollen über unsere Arbeiter, Bauern und Soldaten schreiben. Es gibt jedoch keinen Grund, weshalb wir nicht auch das Leben von Intellektuellen oder Kapitalisten schildern sollten. Jeder von uns sollte über das schreiben, was ihm liegt und was er bewältigen kann – Menschen, Lebensausschnitte und Themen.

Schriftsteller sollten sich gegenseitig ermutigen und kritisieren. Das fördert die Entwicklung der Literatur. Weder die Kritik noch die Gegenkritik darf geknebelt werden. Ruhige Diskussion hilft uns, das Richtige vom Falschen zu unterscheiden. Anmaßende Kritik aber schädigt sich selbst, die Wahrheit hat Heftigkeit nicht nötig. Der Streit der Meinungen zielt darauf ab, die Wahrheit zu finden. Deshalb wollen wir freie Diskussionen, bei denen jeder, der etwas zu sagen hat, es sagen, alles sagen kann.

China ist ein Land mit vielen Nationalitäten. Unsere Politik, viele Blumen blühen zu lassen, muß sich auf die Literatur aller Nationalitäten unseres Landes erstrecken. In den letzten Jahren haben wir viele Epen, Volksmärchen, Lieder und Tänze der nationalen Minderheiten wieder aufgefunden und veröffentlicht. Sie haben unser geistiges Erbe bereichert und unsere Art zu schreiben günstig beeinflußt. Aber während wir diese kulturellen Schätze hoben, verfielen wir in eine Art Pan-Hanismus\*; wenn wir Schwierigkeiten mit der Übersetzung hatten oder wenn Teile des Originals verlorengegangen

waren, änderten wir, fügten hinzu oder nahmen fort, bis der charakteristische nationale Stil, der Duft des Originals zum Teil oder völlig dahin war. Das ist jetzt anders geworden. Ich bin ein eifriger Blumenzüchter. Ich weiß, daß man neue Arten durch Kreuzung gewinnen kann, aber ich bin niemals sicher, ob diese neuen Arten schön oder nicht schön werden. Ein neue Art, die häßlich und ohne feste Wesensmerkmale ist, erregt nur Abscheu. Kultur braucht Austausch, aber es gibt keinen Grund, warum wir andere zwingen sollten, dies oder jenes zu ändern, um es unserem einseitigen Geschmack anzupassen.

Wir müssen das literarische Erbe unserer Nationalitäten hochschätzen und dürfen es nicht brutal verändern. Wir müssen die Schriftsteller aller unserer Nationalitäten liebevoll fördern und jeden Teil unseres Landes zu einem Garten der Literatur machen, in dem Blumen im Überfluß blühen. Bei den Tibetern, dem Uivolk, den Mongolen, den Uiguren, den Mandschus und anderen nationalen Minderheiten sehen wir junge Schriftsteller aufsteigen. Wir müssen noch größere Anstrengungen machen, um das literarische Erbe jeder Nationalität zu bewahren, so daß neue Schriftsteller wachsen und neue Blumen blühen können.

Wir pflegen unsere literarische Tradition, die auch die Traditionen der nationalen Minderheiten umfaßt. Wir pflegen ebenso das Erbe der Weltliteratur und die Weltliteratur der Gegenwart. Dante, Shakespeare, Cervantes, Goethe, Hugo, Puschkin, Tolstoi, Whitman, Ibsen, Tagore, Romain Rolland, Gorki, sie alle sind unsere Lehrer. Allein in den Theatern von Peking sind gegenwärtig Shakespeares „Romeo und Julia“, Ibsens „Puppenhaus“, Tschschows „Onkel Wanja“, Goldonis „Diener zweier Herren“ und Gorkis „Kleine Stadt“ zu sehen – neben unserer Pekinger Oper, dem Pingschu, der ländlichen Oper Nordchinas, unseren modernen Bühnenstücken und verschiedenen Arten von Lokalopern. Spitzenfilme aus

\* Han, richtige Bezeichnung für den zahlenmäßig bedeutendsten Teil der Bevölkerung Chinas, zum Unterschied von den nationalen Minderheiten (Mongolen, Tibetern usw.).

vielen Ländern haben beim chinesischen Publikum herzliche Aufnahme gefunden, und unsere Filmkünstler haben davon gelernt. Lieder und Tänze aus Indien, Burma und Indonesien und das japanische Kabuki-Theater fanden bei uns enthusiastischen Beifall.

Wir Schriftsteller Chinas haben unsere Freiheit gewonnen. Wir mußten gegen viele Schwierigkeiten ankämpfen, und es gibt noch viele weitere Schwierigkeiten zu überwinden. Ich hoffe, daß alle hier Anwesenden uns Kritik und Hilfe zuteil werden lassen, und ich danke Ihnen dafür im voraus.

### Das Heine-Jahr in Bulgarien

Ähnlich wie Schiller und Goethe ist auch Heinrich Heine auf dem Umweg über Rußland zum bulgarischen Volk gelangt.

Die ersten Übersetzungen von Werken dieser deutschen Dichter ins Bulgarische entstanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nach dem Original, sondern nach russischen Fassungen. Pentcho Slawejkoff war der erste, der durch künstlerische Übersetzungen dem bulgarischen Volk die lyrische Kraft und Schönheit Heinescher Lieder erschloß. Er studierte von 1892 bis 1898 in Leipzig Slawistik und Philosophie, hörte Vorlesungen über Ästhetik bei Johannes Volkelt, über Psychologie und Geschichte der Philosophie bei Wilhelm Wundt, über Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft bei Ernst Elster und über Goethes „Faust“ bei Georg Witkowski. Er vertiefte sich zu dieser Zeit in die deutsche Literatur, vor allem in das Gedichtschaffen Goethes und Heines, und übersetzte diese beiden, ferner Eichendorff, Liliencron, Uhland, Richard Dehmel, Ricarda Huch und andere. Alle diese Nachdichtungen erschienen 1911 in einem Sammelband. Slawejkoff schätzte insbesondere das „Buch der Lieder“. Er übersetzte daraus viele Gedichte, die in der bulgarischen Fassung ihre lyrische

Frische, ihre Musikalität, ihren Rhythmus, ihren Humor und ihre satirischen Spitzen durchaus bewahrt haben. Slawejkoff war auch der erste bulgarische Dichter, der den kämpferischen Charakter in den Werken Heines hervorhob. Durch ihn wurde und blieb Heine ein Lieblingsdichter der bulgarischen Jugend. Allein das „Buch der Lieder“ erschien später (1920, 1923 und 1948) in drei verschiedenen Übersetzungen. Außerdem erschienen 1902, 1919 und 1947 Einzelbände mit „Ausgewählten Gedichten“ Heines.

Auch der Dichter Geo Mileff, der in den Jahren 1913/1914 in Leipzig studierte und 1918/1919 wiederum längere Zeit in Berlin weilte, war ein begeisterter Freund der deutschen Literatur. Von ihm stammt die zweifellos beste Übersetzung von Heines bekanntem Gedicht „Die schlesischen Weber“. Diese Übertragung, die oft auf Veranstaltungen und Versammlungen vorgelesen wurde, steht in ihrem Rhythmus, ihrer Bildhaftigkeit und ihrer Ausdruckskraft dem Original sehr nahe.

Heines „Reisebilder“ sind ebenfalls in Bulgarien bekannt und werden viel gelesen. „Deutschland – Ein Wintermärchen“ wurde erst 1945 übertragen. Die philosophisch-kritischen und ästhetischen Schriften sind den breiten Leserkreisen in Bulgarien weniger bekannt. Im Februar des vergangenen Jahres erschien jedoch zum 100. Todestag des Dichters in Zeitungen und Zeitschriften eine große Zahl von Aufsätzen über das Schaffen Heines, über seine Freundschaft mit Karl Marx, über seine ästhetischen Auffassungen und ähnliche Themen. Sie zeugen für das rege Interesse, das unser Volk dem Dichter, Kämpfer und Denker Heine entgegenbringt.

In Sofia fand eine Gedenkveranstaltung des Schriftstellerverbandes statt. Der Schriftsteller Kamen-Kaltscheff sprach dort über Leben und Schaffen Heines, Schauspieler vom Nationaltheater trugen Gedichte vor. Ähnliche Abende wurden in vielen Städten und Dörfern Bulgariens



veranstaltet. Der große volkseigene Verlag „Narodna kultura“ („Volkskultur“) bringt gegenwärtig drei Bände ausgewählter Werke Heines heraus, die bereits im

Druck sind. Der erste Band umfaßt das Beste aus Heines Lyrik, die beiden weiteren enthalten die wichtigsten Prosaschriften. *St. Stantscheff (Sofia)*

*Gertruda Albrechtová*

## Heimatrecht für die Brüder Mann

Der Name des tschechischen Städtchens Proseč ist kaum je über die Grenzen des ostböhmisches Verwaltungsbezirks, in dem es liegt, hinausgedrungen. Aber diese kleine Stadt hat sich um zwei Meister des deutschen Wortes verdient gemacht – um Heinrich und Thomas Mann.

Als Hitler 1933 an die Macht gelangt war und bald darauf die Scheiterhaufen der Bücherverbrennung aufloderten, fand Heinrich Mann in Frankreich Asyl. Aber er war von den deutschen Faschisten ausgebürgert worden. Der damalige tschechoslowakische Staatspräsident Masaryk veranlaßte ihn, bei der Prager Regierung um Zuerkennung der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft nachzusuchen. Hierzu war erforderlich, daß eine Gemeinde ihm Heimatrecht verlieh. Die Deutschen in der Tschechoslowakei wurden jedoch damals bereits durch die Henlein-Partei faschisiert, und allgemein wollte man Hitler nicht reizen, indem man seine Feinde allzu offiziell freundschaftlich aufnahm. Das Einbürgerungsgesuch, das Heinrich Mann 1934 an die Kreisstadt der deutschen Gebiete in Nordböhmen, Liberec/Reichenberg, richtete, blieb erst einmal acht Monate unerledigt liegen, und während dieser Zeit wurde Liberec mehr und mehr das Zentrum der faschistischen Sudetendeutschen Partei. Schließlich zog Heinrich Mann sein Gesuch zurück.

Mitglieder des damaligen Gemeinderates der kleinen tschechischen Stadt Proseč im Kreis Litomyšl erkannten die Gelegenheit, ihre antifaschistische Gesinnung durch eine Tat zu manifestieren. Sie setzten gegen eine kleine, aber einflußreiche faschistische Minderheit durch, daß ein

Brief an Heinrich Mann abgesandt wurde. Darin wurde er aufgefordert, an die Gemeinde Proseč ein formelles Gesuch um Erteilung des Heimatrechtes zu richten, das als Grundlage für die Abstimmung im Gemeinderat erforderlich war.

Es war für die Initiatoren dieser Aktion nicht leicht, eine Einheitsfront aller politischen Parteien mit Ausnahme der Faschisten zu bilden und die Aufnahme eines deutschen Dichters in eine ausschließlich tschechische Gemeinde durchzusetzen. Viele Vorurteile mußten überwunden werden, nationale Mißverständnisse, politische Unstimmigkeiten, religiöse Bedenken. Auf der Sitzung der Gemeindevertreter vom 21. August 1935 kam schließlich der Vorschlag einer Heimatrechtzusage an Heinrich Mann zur Sprache. Im Sitzungsprotokoll heißt es darüber unter Punkt 6: „Verhandlung, ob die Gemeinde Proseč geneigt ist, dem aus Deutschland ausgewiesenen Herrn Heinrich Mann das Heimatrecht zuzusagen. Herr Rudolf Novák macht den Vorschlag, schon für Samstag eine Sitzung der Gemeindevertretung einzuberufen mit dem Programm: Zusage des Heimatrechtes für Herrn Heinrich Mann. Herr Novák zieht diesen Vorschlag vor der Abstimmung zurück. Herr Herynek Jan macht den Vorschlag, diesen Punkt als dringenden Vorschlag zu behandeln. Mit 10 Stimmen angenommen. Herr Jelinek schlägt vor, Heinrich Mann das Heimatrecht in Proseč zuzusagen. Mit 9 Stimmen von 15 Anwesenden angenommen.“ Die weitere Erledigung bei den Prager Behörden dauerte dann noch einige Monate – aber Heinrich Mann erhielt die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft.

Einige Zeit später suchte ein Vertreter der Gemeinde Proseč auch Thomas Mann in Küsnacht bei Zürich auf. Er machte ihm den Vorschlag, ebenfalls auf dem Wege einer Heimatrechtzusage der Gemeinde Proseč die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft zu erwerben. Thomas Mann erwog den Vorschlag eingehend. Seine Bücher – damals in Nazideutschland noch nicht verboten – waren für das deutsche Volk die einzigen erlaubten Romane eines nichtfaschistischen zeitgenössischen deutschen Schriftstellers. Ein Gesuch um Einbürgerung in eine tschechoslowakische Gemeinde konnte zu dieser Zeit, da die Tschechoslowakei und ihre Regierung bereits Zielscheibe der nazideutschen Hetze und Verleumdung waren, unerwünschte Folgen haben. Die Umstände, unter denen Thomas Mann sich dann doch entschloß, um die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft nachzusuchen, entbehren nicht einer gewissen Komik. Am Morgen jenes Tages hatte ihn der Gemeindevertreter aus Proseč besucht und mit ihm die Details besprochen. Thomas Mann hatte seine Zustimmung gegeben und lud den Herrn zum Mittagessen ein. Beim Kaffee wurde dann ein weiterer Gast gemeldet, den Thomas Mann zunächst nicht empfangen wollte, dann aber doch empfing, nachdem er seine Visitenkarte gelesen hatte. Der Besucher war ein Vertreter der österreichischen Regierung, und er kam, um Thomas Mann die österreichische Staatsbürgerschaft anzubieten, dazu eine Villa und ein Institut in Wien. Aber Proseč hatte mit der einige Stunden vorher gegebenen Zusage Thomas Manns bereits den Sieg davongetragen. Noch heute sprechen die alten Prosečer lachend von dem gewonnenen Wettlauf „Proseč contra Wien“.

Öffentliche Kundgebungen gegen den Nationalsozialismus, an denen er sich beteiligte, hatten sehr bald auch für Thomas Mann den Verlust seiner deutschen Staatsbürgerschaft zur Folge. Und so findet sich denn in der Ausbürgerungsliste vom 2. Dezember 1936 auch sein Name.

Noch bevor die Ausbürgerungsliste erschien, behandelte der Gemeinderat von Proseč in seiner Sitzung vom 18. August 1936 Thomas Manns Gesuch um Heimatrecht. Im Protokoll dieser Sitzung heißt es unter Punkt 2: „Der Bürgermeister verliest das Gesuch von Herrn Fleischmann Rudolf, dem Bevollmächtigten von Herrn Dr. Thomas Mann, dem das Originalgesuch Dr. Thomas Manns und seines großjährigen Sohnes Herrn Dr. Gottfried Manns beigelegt ist. Der Herr Vertreter Kamil Fritz ergreift das Wort und setzt sich wärmstens dafür ein, Herrn Dr. Thomas Mann das Heimatrecht in der Gemeinde Proseč zuzusagen.“ Diese Zusage bezog sich zugleich auf Frau Katharina Mann, auf den großjährigen Sohn Dr. Gottfried Mann und die unmündigen Kinder Erika und Michael. Die Bevölkerung von Proseč war damit um ein volles Prozent angewachsen.

Im Februar des folgenden Jahres reisten Thomas Mann und seine Gattin nach Proseč, um die Heimatscheine persönlich in Empfang zu nehmen. Ihr Besuch wurde vom Tschechoslowakischen Staatsfilm in einem Filmstreifen von 35 Metern Länge festgehalten, der sich noch heute im Prager Archiv befindet.

Es dürfte übrigens kaum allgemein bekannt sein, daß das Werk Thomas Manns auch von der Kanzel herab verkündet wurde. Um die Bevölkerung des Ortes Proseč mit dem Werk des deutschen Dichters und zukünftigen Gemeindemitgliedes vertraut zu machen, nahm der Pfarrer, der im Ort großes Ansehen genoß (nach der Besetzung Böhmens wurde er ein Opfer der deutschen Faschisten), Romane Thomas Manns sonntags zur Predigt mit. Ob es sich dabei nur um die Geschichte Josephs handelte oder auch um andere Werke, ist leider heute nicht mehr feststellbar.

Mit den Bemühungen um die Staatsbürgerschaft für Heinrich und Thomas Mann sind die Verdienste der Gemeinde Proseč um die Rettung deutscher antifaschistischer Geistesschaffender nicht er-

schöpft. Auch die Initiative zur Gründung der Thomas-Mann-Gesellschaft ging von den Vertretern dieser Gemeinde aus. Die konstituierende Generalversammlung der Gesellschaft fand am 9. November 1937 in der Prager Stadtbibliothek statt. Die Gesellschaft begann ihre Hilfsaktionen mit Mitteln, die einer größeren Dotation Thomas Manns entstammten. Führende Persönlichkeiten des damaligen politischen Lebens der Tschechoslowakei gaben offiziell und inoffiziell größere Spenden, viele Privatleute trugen ihr Scherflein bei. Die Gesellschaft wurde vom englischen Innenministerium anerkannt und konnte einer Anzahl antifaschistischer Schriftsteller, die als Flüchtlinge in der Tschechoslowakei lebten, nach dem Einmarsch der Nazis zur Flucht nach England verhelfen.

Viele der antifaschistischen Kämpfer von Proseč, denen diese Informationen zu danken sind, leben noch heute. Sie denken mit Genugtuung an ihren damaligen Beitrag zur Völkerverständigung im Dienst der Menschheit und der Erhaltung ihrer Kultur zurück.

## Die Mickiewicz-Blätter

„Die einende Macht der Dichtung“ – diese programmatische Überschrift gibt Dr. Hermann Buddensieg dem Einführungsartikel der „Mickiewicz-Blätter“, die er für das Mickiewicz-Gremium der Deutschen Bundesrepublik herausgibt. Der erste Jahrgang der erfreulichen Publikation liegt jetzt vor, drei Hefte, die in ihrer literarischen und künstlerischen Aussage ebenso wie in ihrer humanistisch-politischen Zielsetzung wertvoll und wichtig sind.

In den Heften wird der Versuch unternommen, den größten Dichter Polens hundert Jahre nach seinem Tode in Deutschland bekannt zu machen. Denn wie fast die gesamte polnische Literatur, so sind auch Mickiewicz und seine Werke sogar für gebildete Deutsche zumeist terra incognita. Dabei handelt es sich nicht um einen polnischen Dichter schlechthin, son-

dern um eine der bedeutendsten Erscheinungen der Weltliteratur.

In Würdigung dieser Tatsache hatte die UNESCO-Vollkonferenz beschlossen, zum 100. Jahrestag des Todes von Mickiewicz ein Buch zu seinen Ehren herauszugeben (bei der Abstimmung hierüber enthielten sich übrigens die Vertreter Westdeutschlands der Stimme!). Das Buch ist in englischer und französischer Sprache erschienen und wird in 74 Ländern verbreitet. Auch ein deutsches Gremium, dessen Mitgliederliste eine Reihe von bestens bekannten Namen aufweist, hat das Wagnis der Herausgabe von Mickiewicz-Blättern unternommen.

Die Durchsicht der vorliegenden drei Hefte überzeugt vom Gelingen des Wagnisses. Mit Recht ist daher dem Herausgeber der Zeitschrift und Vorsitzenden des deutschen Mickiewicz-Gremiums, Dr. Hermann Buddensieg aus Heidelberg, von der Akademie der Wissenschaften in Warschau die Medaille für hervorragende Verdienste um die Verbreitung des Werkes von Adam Mickiewicz verliehen worden. Mit ebensolchem Recht ist ihm der (westdeutsche) „Literaturpreis der Kriegs-verletzten“ zuerkannt worden.

Das erste Heft enthält einige der Festansprachen, die bei den Ehrungen zum 100. Todestage des Dichters gehalten wurden und eine Vorstellung von Werk, Wesen und Bedeutung des großen Polen geben. Sehr aufschlußreich ist ein Beitrag von Buddensieg selbst über den Widerhall von Mickiewicz' Wirken zu seinen Lebzeiten und in dem Jahrhundert nach seinem Tode.

Die Beziehungen Mickiewicz' zu Deutschland und seinen literarischen Kreisen werden durch Wiedergabe des Weimarkapitels aus dem biographischen Roman „Adam Mickiewicz“ von Mieszysław Jastrun (deutsch bei Rütten & Loening, 1953) beleuchtet. Ein besonders beachtenswerter Beitrag zu diesem Thema ist auch die Veröffentlichung eines kürzlich in der Universitätsbibliothek Jena aufgefundenen Briefes von Mickiewicz an Otilie von

Goethe. Otilie erwähnt diesen Brief in einem Schreiben an Eckermann vom 8. November 1830.

Großer Raum ist in den Heften den Betrachtungen über die Kunst der Übersetzung eingeräumt – eine Grundfrage für Verständnis und Weltwirkung eines Dichterwerkes, das in einer verhältnismäßig sowenig verbreiteten Sprache wie dem Polnischen geschrieben ist. Die Gegenüberstellung verschiedener Mickiewicz-Übersetzungen und Nachdichtungen läßt die Schwierigkeiten, welche die Überwindung des Sprachunterschiedes zwischen dem Polnischen und dem Deutschen verursacht, deutlich erkennen. Erfreulich die neuen Gedicht-Verdeutschungen von Buddensieg und Pentz/Panitz, die dem poetischen Zauber des Originals gerecht zu werden scheinen. Wenn man nicht zu denen gehört, die „Mickiewicz zuliebe Polnisch gelernt haben“, was nach Buddensieg „keine Liebestorheit“ wäre, läßt sich schwer abschätzen, welche Übertragung dem Wesen des Originals am nächsten kommt. Aber die Proben beweisen, daß in Deutschland jener Usus nicht mehr herrscht, den Bebel einmal Bismarck vorgeworfen hat: Polnisches schlecht zu übersetzen, einzig und allein um zu beweisen, daß von Polen nichts Gutes kommen könne.

Auch die Prophezeiung Herweghs von 1845, es sei in Deutschland dafür gesorgt, daß man Mickiewicz' dramatisches Fragment „Konrad“ nie in einer Übersetzung kennenlernen werde, ist widerlegt worden – wir haben seit langem eine anerkannte Übersetzung von Siegfried Lipiner.

Aber noch hat meines Wissens keine deutsche Bühne eine Inszenierung dieses polnischen „Faust“ gewagt. Die beiden Mitglieder des Mickiewicz-Gremiums Buddensieg und Warsinsky, die in Warschau eine vierstündige Aufführung des Werkes erlebten, berichten von dem starken Eindruck dieses Theaterabends. Es war die 105. Vorstellung; sie war ausverkauft.

Im dritten Heft finden wir eine Betrachtung von Werner Warsinsky über „Mickiewicz heute“ sowie eine Sonettfolge von Hermann Buddensieg, „Adam Mickiewicz, Gestalt und Werk“, eine sehr schöne Würdigung des großen Dichters. Ein Überblick („Der Widerhall der Mickiewicz-Blätter“) beweist durch Zitate aus vielen Zuschriften, daß die Wichtigkeit der Zeitschrift, ihr gediegener Inhalt wie ihre kultivierte Ausstattung anerkannt werden. Natürlich fehlt es auch nicht an offenen oder versteckten Anfeindungen durch Ewig-Gestrige. Kasimir Edschmid, Mitglied des Mickiewicz-Gremiums, schildert voll bitteren Humors ein solches bezeichnendes Rencontre mit der Zeitung „Die Welt“.

Die Erweiterung des Mickiewicz-Gremiums, dessen Ehrenvorsitzender Ernst Rowohlt ist, zu einer Mickiewicz-Gesellschaft wird erwogen. Es ist zu wünschen, daß damit auch eine Erweiterung der Mickiewicz-Blätter verbunden werde, um weiterhin den Deutschen „einen Dichter einziger Art vertraut zu machen“. Denn, nach einem Wort Victor Hugos, das der UNESCO-Veröffentlichung als Motto vorangesetzt ist:

„Von Mickiewicz sprechen, das heißt vom Schönen, das heißt von der Gerechtigkeit und von der Wahrheit sprechen, das heißt vom Recht sprechen, dessen Kämpfer er war... von der Befreiung, deren Verkünder er war.“

*Gertrud Meyer-Hepner*

## „Deutsche Porträts“

Unter dem Titel „Deutsche Porträts“ erschien in Prag ein Büchlein von Ludvík Kundera, einem der bedeutendsten tschechischen Übersetzer deutscher Literatur. Der Rezensent der Zeitung des Slowakischen Schriftstellerverbandes „Kultúry život“ weist auf das besonders große Interesse hin, mit dem diese Neuerscheinung aufgenommen worden ist. „Wenn man mit dem ersten, zweiten und dritten Porträt begonnen hat, legt man das Buch

nicht mehr aus der Hand, bevor man auch das letzte kennt", heißt es in dem Artikel. „Dies ist nicht nur auf das Interesse des Lesers für die deutsche Literatur, sondern vor allem auch darauf zurückzuführen, daß Kundera es versteht, sein eigenes intimes Verhältnis zur neuen deutschen Literatur auf den Leser zu übertragen.“

Das Buch enthält 19 Porträts deutscher Schriftsteller. Zugleich mit den Bildern dieser Persönlichkeiten gibt der Autor einen Einblick in das politische Ringen des deutschen Volkes. Dabei verbindet sich seine Beherrschung des Stoffes mit einer reizvollen Form des Erzählens. *P. L.*

### Albert-Schweitzer-Preis an Roger Ikor

Wir tun im allgemeinen gut daran, die Verleihung von Literaturpreisen in der westlichen Welt mit skeptischen Augen zu betrachten. Es sind bei weitem nicht immer die würdigsten Werke, die ausgezeichnet werden.

Die kürzlich erfolgte Verleihung des westdeutschen Albert-Schweitzer-Preises an den französischen Romancier Roger Ikor für seinen Entwicklungsroman „Les fils d'Avrom“ (Die Söhne Avroms) jedoch ist eine glückliche Entscheidung. Roger Ikor ist jüdischer Abstammung, und er hat in seinem Buch die Geschichte einer jüdischen Auswandererfamilie allgemeingültig nachgezeichnet. Unvergesslich wird dem Leser die Gestalt des fleißigen Yankel Mykhanowitz bleiben, der den Pogromen im zaristischen Rußland entflieht und in Frankreich am Geschick seiner Söhne und seiner Brüder den Zerfall des patriarchalischen Judentums unter dem Zugriff der neuen Wirklichkeit erlebt. Es ist viel menschliche Tragik in diesem Buch.

Hoffnungsvoll betritt Yankel den Boden Frankreichs. Bald aber stehen er und seine Familie dem ersten Weltkrieg fassungslos gegenüber. Yankel bemerkt entsetzt, daß auch im vorgeblich „freien“ Frankreich die Rassenhetze ihre dunklen Blüten

treibt. Am Ende retten sich nur wenige Familienmitglieder vor dem deutschen und französischen Faschismus, und die Geretteten bemerken, daß sie weltanschaulich hoffnungslos gespalten sind. Yankels Kinder, der zum Großbourgeois aufgestiegene Simon und der kleinbürgerliche Handwerker Fernand, stehen einander voll Haß gegenüber, während seine Tochter Clara den Weg zur Arbeiterklasse und zum Kommunismus gefunden hat.

Roger Ikor erzählt diese Entwicklungs- und Zerfallsgeschichte straff und leidenschaftslos. Für den Leser ergibt sich mit zwingender Logik eine Erkenntnis, die der Autor selbst nicht ausspricht: Der Verfall ist nur das Vorspiel zu einer sich ankündigenden neuen Wirklichkeit. Das Buch ist getragen von der Liebe zum Menschen. Das ist viel in einer Welt, die Rassenhetze und koloniale Unterdrückung in ihrem Gepäck schleppt. Und deshalb ist die Zuerkennung des Albert-Schweitzer-Preises an Roger Ikor eine gute Entscheidung.

*Alfred Antkowiak*

### Leipzig und zwei Zitate

Zwei Geburtstage möchten wir anzeigen: Am 11. März wird Georg Maurer, am 19. März Professor Hans Mayer 50 Jahre alt. Beide leben, schreiben und lehren „in einer den Musen bitteren Stadt Leipzig“. Das Zitat stammt von Georg Maurer selbst, die Stelle findet sich in der NDL, Heft 12/1956, Seite 38. Jene Feststellung, so gewichtig ausgesprochen und an so exponierter Stelle veröffentlicht, sollte eigentlich Beweiskraft haben. Aber auf einmal beschleichen uns leise Zweifel an ihrer Richtigkeit. Wir greifen, etwas zaghaft, nach dem dicken Goethe-Band links oben. Und indem wir unsere herzlichen Glückwünsche aussprechen, schließen wir mit einem anderen Zitat, das wir inzwischen herausgefangen haben: „Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute...“



## Dichter, Geheimrat – und Vater

Zum 125. Todestag Goethes

Goethe, der große Menschenfreund, hatte immer ein offenes Herz für die Jugend, das „nährliche Volk, dem man nicht feind sein kann“. Der greise Dichter umgab seine Enkel mit „großväterlicher Affenliebe“, ließ Tischchen in sein Arbeitszimmer stellen, an denen sie spielen konnten und verwöhnte die „lieben Grasaffen“ nach Strich und Faden. „Goethe hing mit unendlicher Liebe an uns Kindern“, weiß die Tochter des Stallmeisters Seidler aus Jena, einst Spielgefährtin Augusts, später zu berichten. „Oft versüßte der Dichter des ‚Götz‘ und ‚Werther‘ unsere Kinderspiele dadurch, daß er ein Stückchen Torte, an einem Bindfaden gebunden, aus dem Fenster seines Arbeitszimmers in den Schloßhof, wo wir uns tummelten, herniederließ, damit wir danach haschten. Herzlich lachen konnte er, wenn die Leckerbissen endlich, zu kleinen Brocken zerkrümelt, in unsere Hände gelangten.“

Goethe liebte die Musterknaben nicht, und wie er selber in seiner Jugend gern mit lustigen Streichen aufgewartet hatte, so mutete er den Kindern kein Muckertum zu, sondern verlangte Originalität, ja utwüchsige Kraft und Wildheit von ihnen, Eigenschaften, die der Jugend bedauerlicherweise im gegenwärtigen Polizeistaat ganz abhanden gekommen seien. Ja, es sei schon so weit, daß die Kinder nicht einmal mehr Schlitten fahren, mit der Peitsche knallen, singen und rufen dürften: „Gleich ist die Polizei da, es ihnen zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen... so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister.“ – „Was bildet man nicht immer an unserer Jugend! Da sollen wir bald diese bald jene Unart ablegen, und doch sind die Unarten meist ebensoviel Organe, die den Menschen

durchs Leben helfen... Der Mensch hat verschiedene Stufen, die er durchlaufen muß, jede Stufe führt ihre besonderen Tugenden und Fehler mit sich, die in der Epoche, wo sie vorkommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewissermaßen recht sind. Auf der folgenden Stufe ist es wieder ein anderer, von den früheren Tugenden und Fehlern ist keine Spur mehr vorhanden, aber andere Arten und Unarten sind an die Stelle getreten.“

Goethes Verhältnis zu jungen Menschen, die ihm – man denke an Fritz von Stein, Heinrich Voß, J. H. Meyer, J. P. Eckermann – mit Vertrauen und Liebe anhängen, war produktiv und für beide Teile beglückend, weil der Dichter sich nicht herablassend mit ihnen „abgab“, sondern den Jugendlichen ernst nahm und ihn in gewisser Hinsicht sogar über den Erwachsenen stellte. „Und wo liegt das Vorrecht der Erwachsenen vor den Kindern? Weil wir älter sind und gescheiter? Guter Gott im Himmel! Alte Kinder und junge Kinder und nichts weiter.“

Goethe wollte Jugend nicht mit Zügellosigkeit, mit Willkür und schrankenloser Freiheit verwechselt wissen, sondern er hielt Beschränkung und Maß für Lebensgesetze, denen sich der Mensch nicht früh genug beugen kann:

*In der Beschränkung  
zeigt sich erst der Meister,  
Und das Gesetz nur  
kann uns Freiheit geben.*

Der Wille zur Einordnung in die Gemeinschaft ist wahres Kennzeichen der Persönlichkeit. Es gibt keine gültigere Wahrheit, als daß „die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist und daß der einzelne nur froh und glücklich

sein kann, wenn er den Mut hat, sich im ganzen zu fühlen“. Goethes Erziehungsgrundsätze, die er vor allem im „Wilhelm Meister“ entwickelt, gehen von der Forderung aus, daß die Menschen wieder lernen müssen, Achtung voreinander zu haben. „Es ist gut, daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viele Vorzüge zu erwerben gedenkt, daß er alles möglich zu machen suche; aber wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vorteilhaft, wenn er sich in einer größeren Masse verlieren lernt, wenn er lernt, um anderer willen zu leben und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Tätigkeit zu vergessen.“

Den Menschen auf die praktischen Erfordernisse des Lebens vorzubereiten und den jungen Menschen frühzeitig mit den vielfältigen Gegebenheiten des gesellschaftlichen und natürlichen Daseins in Berührung zu bringen, waren Erziehungsgrundsätze, die Goethe auch seinem Sohn gegenüber gewahrt wissen wollte. August sollte schon früh durch den Umgang mit Menschen und Naturdingen zwanglos in die sich ständig erweiternde Welt hineinwachsen, er sollte kein Stubenhocker werden. „Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten? Die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herumkrabbeln. Wie sie etwas leisten, haben sie teil am Gewinn, und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegenen Piraten.“ Diesem Grundsatz folgend, nahm Goethe seinen sechsjährigen Sohn mit in den Ilmenauer Schacht und zeigte ihm alles Sehenswerte in der Umgegend: „... das Pochwerk, die Porzellanfabrik, die Glashütte, die Mühle, worauf die Marmorkugeln zum Spiele der Kinder gemacht werden.“ Bald lernte der Knabe in Begleitung seines Vaters das Messtreiben von Leipzig und Frankfurt kennen und reiste als Elf-

jähriger mit zur Badekur nach Göttingen, Pyrmont und Kassel. „Mein Reisegefahr August ist auch schuld an meinem mindern Fleiß, indem er mich zerstreut und manche Betrachtung ableitet. Doch ist er sehr glücklich; und er gewinnt in manchem Sinne, und auch mein Verhältnis gegen die Menschen wird durch ihn gelinder und heiterer als es vielleicht außerdem hätte sein können.“

„Mein August hat zu gewissen Dingen viel Geschick, zum Schreiben, zu Sprachen, zu allem, was angeschaut werden muß, so wie er auch ein sehr gutes Gedächtnis hat“, konnte Goethe 1805 an Knebel berichten. Dennoch war es an der Zeit, dem bereits Zehnjährigen eine systematische Schulbildung zukommen zu lassen. „Meine einzige Sorge ist bloß, das zu kultivieren, was wirklich in ihm liegt, und alles, was er lernt, ihn gründlich erlernen zu lassen.“ So schickte denn Goethe seinen Sohn ab 1805 für drei Jahre aufs öffentliche Gymnasium, wie dies für die letzten Schuljahre ohnehin den Gepflogenheiten „standesgemäßer“ Familien entsprach.

Der Beruf, den Goethe für August in Aussicht nahm, sollte vor allem ein praktischer sein: Er sollte Jura studieren und möglichst früh in die Verwaltungslaufbahn eintreten. Der junge Studiosus, der 1808 die Heidelberger Universität bezog, hielt sich an den väterlichen Rat, zunächst nur eine beschränkte Anzahl von Vorlesungen zu belegen. „Es kommt beim Studieren alles darauf an, daß man über das, was man sich zueignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe“, meinte der Vater. „Sobald einem das Überlieferte über den Kopf wächst, so wird man entweder dumpf oder verdrießlich und kommt gar zu leicht in Versuchung, alles abzuschütteln.“

Heidelberg war zu dieser Zeit das Zentrum der vom reaktionären Geist eines deutschtümelnden Scheinpatriotismus beseelten Romantischen Schule. Zwar hatte Goethe gemeint, es sei wohl erfreulicherweise kaum zu fürchten, daß sein Sohn sich auf „die philosophischen

und religiösen Fratzen“ einlassen werde, „welche jetzt in Deutschland gar manchen guten Kopf verwirren und zuletzt auf nichts als auf einen abstrusen Selbstdünkel hinausführen“, und hatte zuversichtlich angenommen, August werde wohl niemals einer der Studentenverbindungen beitreten, die mit ihren „Kränzchen und Gelagen“ nur „Händel und Explosionen verursachen“. Dennoch wurde August Verbindungsstudent der „Guestphalia“. Durch die laue politische Haltung, die er an den Tag legte, machte er sich bei den Burschenschaftlern allerdings reichlich unbeliebt, so daß er es vorzog, Heidelberg zu verlassen und seine Studien in Jena fortzusetzen.

Anfang Oktober 1810 wandte sich Goethe mit einer Bittschrift an den Herzog, die bewirkte, daß August zum „charakterisierenden Kammer-Assessor“ und nach einigen Monaten praktischer Ausbildung im Rentamt Capellendorf zum „Assessor beim Herzoglichen Kammer-Kollegium“ ernannt wurde. So wenig rühmend die Geschäftigkeit sein mag, mit der Goethe bemüht war, seinem Sohn alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen, um ihm das Amt eines Höflings zu sichern, so zeigt sie uns doch, wie Goethe den politischen Zwiespalt, unter dem er selber litt, von seinem Sohn abzuwenden hoffte. Diese Haltung ist verständlich, wenn wir uns an Goethes jahrelangen vergeblichen Kampf um eine Reform des Weimarer Staatswesens erinnern. Goethe hatte sich gegen Kleinstaaterei, Philistertum und Chauvinismus zur Wehr gesetzt, ohne doch etwas Wesentliches vorangebracht zu haben. Es war nötig gewesen, der regierenden Adelskaste Zugeständnisse zu machen, sich mit devoten Philistern ins Einvernehmen zu setzen und sein patriotisches Verantwortungsbeußtsein zum Schweigen zu bringen. Er sah sich zu Kompromissen gezwungen und hatte sich „besonders schon seit den letzten Jahren“ mehr und mehr angewöhnt, sich „von der Außenwelt völlig abzuschließen“, „seinen Geschäften nach-

zugehen“ und der Welt das Ethos der individuellen Arbeit, der „schweren Dienste tägliche Bewahrung“ entgegenzusetzen. Zu diesem Ethos wollte er auch seinen Sohn erzogen wissen.

## Literarischer Hackepeter

Der bundesdeutsche Publizist Peter Hornung hat, wie er der Öffentlichkeit mitteilt, im vergangenen Jahr 37 neuerschienene Romane, Erzählungs- und Gedichtbände, ferner ein Hörspiel und eine Kurzgeschichte gelesen. Ausgerüstet mit diesem Gepäck, zieht er in der Würzburger Zeitung „Deutsche Tagespost“ eine literarische Jahresbilanz. „Wo das Rettende wächst“ – so lautet der prägnante Titel, und auf diesen Startschuß hin braust der Expresß los, quer durch die Speisekammer. Hornung weiß, was er seinen gebildeten Lesern schuldig ist, und so zitiert er denn für seine Kürzest-Rezensionen unter anderen Schiller, Benn, Hesse, Toynbee, Rousseau, Horaz als Kronzeugen herbei.

Das Rettende wächst, so meint er, nur in der bundesdeutschen Literatur. Denn: „Wie in den vergangenen Jahren, muß auch im Rückblick auf das Jahr 1956 das Schaffen der deutschen Schriftsteller zwischen Elbe und Oder fehlen. Sowjetische Josef-Stalin-Panzer und das Zwangsregime in Pankow verhindern jede Entfaltung einer freien Literatur. Um so höher wiegt die Verantwortung der in der Bundesrepublik lebenden Schriftsteller. Literatur ist der klare oder getrübbte, verzerrte oder entschleierte Spiegel der Zeit, der Zeit des Übergangs, in der wir leben und für die Gottfried Benns Worte gelten: „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“

Hier nun ist, wohl angesichts der Stalin-Panzer, Hornungs Expresß entgleist. Nicht alles, was Eindruck macht, ist nämlich von Gottfried Benn. Das obige Zitat wenigstens ist“ von Hölderlin. Was die schöne Wendung „Um so höher wiegt die Verantwortung“ angeht, so ist sie von Hornung selbst, und niemand wird ihm

die sprachliche Erfindungskraft neiden, der er sie verdankt.

Die literarische Bilanz der „Deutschen Tagespost“ ist der klar-getrübbte, verzerrt-entschleierte Spiegel einer durch Hornungs Wurstmachine gedrehten Literatur, für die nun die Worte Wilhelm Buschs gelten: „Hier sieht man ihre Trümmer rauchen, der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen.“

G. D.

## Kortüm: Fast eine Jobsiade

Eine Arbeit über „Buddenbrooks – Verfall einer Familie“ publiziert „Die Nation“, Zeitschrift für Theorie und Praxis nationaler Politik, in ihrem Juliheft 1956; sie soll uns hier, wenn auch mit einiger Verspätung, beschäftigen.

Der Verfasser, Albrecht Kortüm, ist nicht für das schon Dagewesene. Wenn andere schreiben, Thomas Manns Vater sei 1891 verstorben, so gewährt er dem Herrn Senator zwei zusätzliche Lebensjahre. Neu dürfte ferner sein, daß der junge Thomas Mann „neben Literaturgeschichte und Ästhetik“ Nationalökonomie *studierte*. Dieses „Studium“ war in allen Autobiographien des Meisters verschwiegen – oder höchstens als „Anhören einiger Vorlesungen“ deklariert worden.

„Um seiner kompromißlosen Humanität willen war der Dichter schon in der Weimarer Republik mehr geduldet als geschätzt“, schreibt Herr Kortüm dann. Mit anderen Worten: Thomas Manns Leser sorgten wohl für bis dahin kaum erreichte Riesenaufgaben seiner Werke, strafften deren Autor aber im übrigen mit Verachtung.

„Er schätzte zwar im ‚Tagebuch eines Unpolitischen‘ (1919) die regierenden Parteien der Weimarer Republik durchaus richtig ein . . .“ Hier müssen wir uns einen Kommentar versagen; denn Kortüm schöpft aus einer Quelle, die uns verstopft ist. Die nicht 1919, sondern 1918 erschienenen „*Be-trachtungen*“ (nicht „Tagebuch“) eines Unpolitischen“ enthalten nämlich überhaupt nichts über die Regierungsparteien der

Weimarer Republik – schon deshalb nicht, weil diese erst am 11. August 1919 ausgerufen wurde. Überhaupt leidet unser Autor nicht an einem Übermaß von pedantischer Akribie. Die „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“ heißen zum Beispiel bei ihm „*Erkenntnisse*“.

Als dann schreitet unser Essayist zur kritischen Sektion des Romans „Buddenbrooks“. Es kommt in Forscherkreisen vor, daß prominente Wissenschaftler nach Skizzierung der Hauptprobleme ihres Themas mit der nun folgenden Kleinarbeit einen ihrer Adepten betrauen. So wundert man sich also nur wenig, wenn die nächsten anderthalb Seiten von Kortüms Aufsatz aus Professor Hans Mayers Feder stammen. Kortüm, offenbar einverstanden mit den Ansichten seines Helfers, krönt dann das Kapitel durch eine Anekdote voll hintergründiger Ironie, die in dem Satz gipfelt: „Alle glaubten sich in den Kistenmaker, Köppen, Möllendorf, Överdiek des Romans selbst zu erkennen und zeigten neben dem Beweis ihrer eigenen Dummheit, wie sicher Thomas Mann die typischen Erscheinungen seiner Zeit gestaltet hatte.“

Alle? Einer nicht. Und der schenkte uns dieses Denkmal verantwortungsbewußter Literaturbetrachtung.

Oder sollen wir in ihm einen Humoristen sehen? Eher scheint uns dieser Kortüm selbst geeignet, Objekt eines Humors zu sein, wie ihn sein quasi-Namensvetter Carl Arnold Kortüm Anno 1784 praktizierte, als er über einen Ignoranten namens Jobs die bekannten Verse dichtete: *Über diese Antwort des Kandidaten Jobses geschah allgemeines Schütteln des Kopfes.*

## Kunst aus dem Ventilator

„Fest-, Feier- und Ruhetage sind Tage, an denen der tiefveranlagte Mensch Problemen nachgeht, die er sonst infolge Zeitmangels nicht ventilieren kann.“ Also bereiten die „Norddeutschen Neuesten Nachrichten“ den Leser ihrer Silvesternummer 1956 auf eine Ventilation vor, die den

witzigen Titel „Die Renaissancesierung“ trägt. Der Autor Lnn. meint es nicht schlecht. Er nimmt Anstoß an der unsäglichen Platttheit der üblichen Musikschnulzen. Er hat recht damit. Aber warum rächt er sich an unseren guten alten Bühnenklassikern? Man kann sich des Verdachts nicht erwehren, daß er nur seine Punsch-Verse an den Mann bringen wollte – unter dem Vorwand ironischer Kritik an wirklich mehr als zweifelhaften Geschmacksrichtungen.

Denn wieweit es mit dem Geschmack des Lnn. selbst her ist, bezeugt das Auftrittlied des Knaben Karl, das er für „Don Carlos“ vorschlägt:

*Das ist die Liebe der Infanten,  
die steht auf Erden einzig da.  
Die lieben keine alten Tanten,  
sondern die eigene Mama!  
Ich weiß in Aranjuez ein kleines Hotel,  
bei Tag ist es dunkel, bei Nacht ist es  
bell.*

*Da ist es ganz gefahrlos,  
so wahr ich heiß Don Carlos.*

Oder an Stelle des „Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche“ für „Romeo und Julia“:

*Es ist kein Robrspatz, es ist kein Kakadu,  
es ist kein Rollmops, Flob und Kängurub,  
es ist kein Regenwurm und auch kein  
Entenschwarm,  
es ist der Gockelbahn aus meiner Hühner-  
farm!  
Kikeriki, ziep-zieh,  
wie schön ist doch die Lieb'!*

Oder für „Die Jungfrau von Orleans“, gesungen vom Dauphin:

*Sorelchen, Sorelchen,  
du süßes Mademoisellchen!  
Das muß ein Stück vom Himmel sein,  
Reims und der Wein, Reims und der  
Wein!  
Sorelchen, Sorelchen,  
nach dir juckt mir das Fellchen!  
Mir rinnt's durch alle Glieder:  
Das gibt's nur einmal, das kommt nicht  
wieder!*

Und für „Egmont“:

*Mein Liebster, der heißt Egmont,  
weil er gleich links ums Eck wohnt.  
Es wär' mir freilich lieber,  
er wohnt mir gegenüber!  
Hummelboch jauchzend, zu Tode betrübt,  
glücklich allein ist der Mensch, bei dem's  
piept!*

Die Sentenz aus der letzten Zeile läßt darauf schließen, daß Lnn. wirklich sehr glücklich sein muß.

C. H.

## Aus dem Rahmen gehüpft

„Mona Lisa hüpfte aus dem Rahmen“, so heißt ein locker zusammengefügtes, surrealistisches Impressionen-Ragout, das ein Gedicht zu sein behauptet und von der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ als solches abgedruckt worden ist. Der Verfasser Walter Vix kopiert eine Technik des Franzosen Jacques Prévert, ohne allerdings auch dessen zumeist authentische dichterische Assoziationskraft kopieren zu können. Daß er die soziale und gelegentlich offen politische Thematik Préverts sorgsam umgeht, daß ihm eine Parteinahme für die Menschen des Volkes, wie sie bei dem Franzosen immer spürbar ist, weltenfern liegt, macht seine Kopie noch unglaublicher. Das Gedicht soll, wie der Untertitel besagt, „Paris im Zeitraffer“ zeigen. Natürlich werden hierzu allerlei Gemeinplätze bemüht, ohne die offenbar kein Deutscher auskommt, der über Paris spricht. Unter anderem aber findet man auch dies:

„Millionäre schlendern durch den Bois de Boulogne und sehnen sich nach dem Reichtum der Clochards, die es sich leisten können, jeden Abend in vornehmen Lumpen leer auszugehen.“

Der Bois de Boulogne ist ein Park im eleganten Westen von Paris. Dort gehen in der Tat Millionäre spazieren, wenn sie nicht reiten oder fahren. Clochards sind Obdachlose, Bettler, Mülltonnendurchsucher, menschliche Wracks. Von ihnen ist in der Gegend des Bois de Boulogne



wenig zu bemerken. Die Behauptung, die Millionäre sehnten sich nach dem „Reichtum“ der Clochards, ist eine solche Frechheit, daß Herr Vix, obwohl vermutlich selbst kein Millionär, es wirklich verdiente, diese Sehnsucht möge ihm einmal versuchsweise erfüllt werden. Er würde dann bestimmt keine Gedichte mehr schreiben. Jedenfalls nicht in der „Frankfurter Allgemeinen“.

H. K.

## Aus unserer Korrespondenzmappe

Liebe NDL,

In Ihrem Heft 12/1936 nimmt Heinrich F. Bachmair zu einigen Ungenauigkeiten in den Werken jüngerer Schriftsteller Stellung. In seinem Artikel heißt es unter anderem: „Und bereits für das Jahr 1917

wird von Spartakisten gesprochen, obwohl diese Bezeichnung für Kommunisten (und dann für alle links von der damaligen rechten Sozialdemokratie Stehenden) frühestens Ende 1918 gebraucht wurde.“

Im Jahre 1917 gab es bereits den Spartakusbund. Deshalb ist es berechtigt, bei der Behandlung dieses Zeitabschnittes von Spartakisten zu sprechen. Im Januar 1916 war Karl Liebknecht aus der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion ausgeschlossen worden. Die Umbenennung der Gruppe „Internationale“ in „Spartakusgruppe“ fällt in die gleiche Zeit. Der Spartakusbund trat seit den Jahren 1915/1916 durch die illegal herausgegebenen „Spartakusbriefe“ an die Öffentlichkeit, politische Aufklärungsschriften, welche sich in erster Linie gegen den imperialistischen Krieg wandten.

M. Freitag

## Epigramme

### Schriftstellers Wandlung

*Man kann nicht sagen, zwischen zwei  
Kongressen  
hab er die Selbstvervollkommnung  
vergessen.*

*Nein, weit entfernt von lyrischem Versagen,  
vergönnte er der Leier dennoch Schonung:  
bracht ein Poem heraus in zehn Verlagen,  
und achtmal wechselte er seine Wohnung.*

### Selbstkritik

*Bin selbstkritisch auf eigne Art,  
mich rührend ohne Rast und Ruh:  
selbst kritisier ich streng und hart  
und geb gern deine Fehler zu.*

### Vorbehalt

*Not tun (ich bin für Hiebe!)  
Stschedrins – doch gute, liebe.  
Und (ich bin für Satire!)  
Gogols – vor fremder Türe.*

### Palette

*Der normale Farbensinn  
ist bei manchem Dichter hin.  
Selbst den Regenbogen, schau,  
zeigt sein Opus grau in grau.*

### Premiere

*Der Erfolg des Stückes scheint etwas klein:  
bloß der Feuerwehrmann schlief nicht ein.*

### Maßstab

*Des Autors Auto sagt uns mehr als jedes  
Fachurteil, wer er ist und was er kann –  
flitzt das Genie doch einzig im Mercedes,  
im Kleinwagen der kleine Dichtersmann.*

*Der kleinste aber, dem drum kein  
Mercedes,  
ja überhaupt kein Kraftwagen verliehn,  
kommt halt vom Fleck nicht anders als per  
pedes apostolorum, ganz wie Hölderlin.*

(Aus dem Russischen von Franz Leschnitzer, nach S. Marschak, W. Mass, M. Tscherswinskij, J. Blagow, Felix Kotta, ferner nach einer Wandzeitungskarikatur im Klub der Moskauer Schriftsteller.)

## O diese Sprache!

### Rezensentendeutsch

#### I

Eine Berliner Tageszeitung widmete neulich lobenswerterweise der Literatur eine ganze Seite. An erster Stelle werden die „Literarischen Streifzüge“ von F. C. Weiskopf gewürdigt, und der Rezensent weist bei dieser Gelegenheit darauf hin, welche Bedeutung der Sprachuntersuchung zukommt.

Wie eine Provokation wirkt jedoch daneben eine Spalte, in der drei Romane eines Autors besprochen werden. Hier wird vorgeführt, was Verrottung von Sprache und Stil ist.

Das beginnt gleich mit einer wichtigerischen Platitude: „X.' künstlerisches Temperament könnte man durch einen Vergleich seiner Bücher und Titel ergründen.“ Wie denn sonst? Wer sich so wichtig tut, dem fließt es weiter aus der Feder: „Die Konzipierung des Alltags, die Methode der psychologischen Induktion statt der Deduktion, die Indirektheit des Phänomens Gesellschaft ist nicht zufällig.“ Wird dieser Stil bildhaft, so läßt er die Liebe zweier Studenten „nicht zur Insel der Seligen kristallisieren“. Ist das Bild aber einen ganzen Satz lang, so muß man schon zweimal lesen, um es dann immer noch nicht zu verstehen: „Marions Tod ist nicht überraschend, trifft wie das Seil, das hilfebringend enorm angespannt, dem Griff des Ertrinkenden standhielt, und das, plötzlich freigegeben, sich überschlagend zurückschnellt.“ Na, wer hat denn da das Seil losgelassen?

Von einem der besprochenen Romane meint der Rezensent: „Im Grunde ist das also eher Stoff für eine Novelle, bestenfalls für eine Erzählung.“ Womit nichts anderes gesagt ist, als daß die Erzählung dem Roman näherstehe als die Novelle. Oder sollte der Satz in des Schreibers Vorstellung so ausgesehen haben: „Im Grunde ist das also eher Stoff für eine Novelle, *besser noch* für eine Erzählung.“

Etwas später heißt es über den Autor: „Ein intellektuelles ‚Erlebnis‘ moralisch anzureichern und zu gestalten ist wohl seine Sache nicht.“ Sind die Anführungszeichen pejorativ gebraucht, sollen sie Zweifel an der Erlebnissfähigkeit des Autors ausdrücken? Oder meint der Schreiber, daß es intellektuelle Erlebnisse nicht gibt? Oder meint er, daß er nur „Erlebnisse“ sagt, aber etwas ganz anderes meint? Was meint unser Schreiber nur? Weiter steht geschrieben: „Sein Thema: die menschliche Trümmerlandschaft des Nachkriegs-Deutschland . . .“ Was sicher heißen soll: „Die Trümmerlandschaft der menschlichen Beziehungen.“

Zum Schluß noch ein besonders gelungener Satz (womit von den insgesamt fünfundsiebzig Zeilen dieser Rezension hier fünfundzwanzig zitiert sind): „Es ist X.' stärkstes Buch, mehr noch – es ist ein guter Roman.“ Analog zu dieser eigenartigen Steigerung möchte man sagen: Es ist des Rezensenten stärkstes Stück, mehr noch – es ist eine gute, aber leider versäumte Gelegenheit, den redaktionellen Rotsüß in Aktion treten zu lassen. D. M.

#### II

Folgendermaßen eröffnet ein Rezensent, den wir X. nennen wollen, eine Buchbesprechung im „Kultur-Spiegel des Kreises Döbeln“:

„Martin Andersen Nexö, der Dichter von ‚Ditte Menschenkind‘, ‚Pelle der Eroberer‘, ‚Morten der Rote‘, sind den meisten Lesern längst ein lieber Bestandteil ihrer Bücherei, dessen Bücher haben ein so reiches Erbe hinterlassen, daß der größte Teil davon vielen noch unerschlossen ist.“

Unerschlossen? Keine Angst, Rezensent X. hat ja den Schlüssel. Er schließt also auf. Gewiß, die Reife von Andersen Nexös Weltanschauung „ist in ihrer Einfachheit großartig“, wie er versichert. Allein Vorsicht scheint geboten, da auch

X. sich bei der Lektüre von „Überfluß“ des Eindrucks nicht erwehren kann, „als wollte der Dichter in diesem Buch der Vielfalt von Lebensweisheiten, oft schrullig, oft vergiftend gefährlich, endgültig begegnen und ihnen ihre Lächerlichkeit vorbehalten“. In seiner bildstarken Sprache teilt X. einiges aus dem Roman mit, wobei von kräftig fließender Lebensfülle die Rede ist und von einem jungen Mann, dem Not und Arbeit fehlen.

Viele Personen ziehen vorüber. „Jede könnte Hauptperson sein, und jede hat ihr eigenes Schicksal.“ Nun, auch die Rezension des Rezensenten X. hat ihr eigenes Schicksal: sie wurde erdacht, geschrieben, vom Kulturbund redigiert und, last not least, sogar gedruckt. Gedrucktes hält sich manchmal länger, als manchem lieb ist. Dies hier ist schon über ein Jahr alt. Aber es ist immer noch schön.

### Rotschwarz eingerahmt

Kleine Blütenlese  
von einer Delegiertenkonferenz

*Alfred Kurella:* „Da gibt es Kollegen, die mit einer Kette von Argumenten den Boden aufweichen.“

*Stefan Heym (der sich über eine Pressefotografin ärgert):* „Herr Vorsitzender, die Fotografin ist hübsch, aber sie stört den Redner!“

*Bodo Uhse:* „Die Schriftsteller müssen die vorhandenen Organe so ausnützen, daß die höchste Befriedigung erreicht wird.“

*Arnold Zweig (als Wieland Herzfelde, der gegen den Mißbrauch des Wortes Olympier gewettet hat, abtretend über eine Latte stolpert):* „Ist da jemand vom Olymp gefallen?“

*Hans Marchwitza:* „Eine schöne Konferenz: die Leute sind so fröhlich apathisch.“

*Anna Seghers:* „Wenn ich sage, daß auch wir in unserer Literatur viele Blumen blühen lassen sollen, so meine ich damit

nicht, daß der Willi Bredel ein süßes Röschen sei oder der Stefan Heym, sagen wir, ein Rittersporn.“ R. G.

### Der Diskussionsredner

„Ich will nicht sprechen über...“  
(spricht drei Minuten).

„Ich will auch nicht sprechen über...“  
(spricht vier Minuten).

„Ich will erst recht nicht sprechen über...“ (spricht acht Minuten).

„Meine Redezeit ist leider abgelaufen. Schade. Also – bis zur nächsten Konferenz!“

M. T.-H.

### Schwarz eingerahmt

#### Geschichtslücke ausgefüllt

Man wird im Lexikon vergeblich nach dem Namen des Begründers der Stuart-Dynastie suchen. Überliefert ist nur, daß das Haus Stuart im Jahre 1371 auf den schottischen Thron gelangte. Einer sächsischen Zeitung ist es jedoch zu danken, daß wir jetzt endlich erfahren: Der erste Stuart hieß H. J. Schott. Folgende Unterzeile lesen wir nämlich in der betreffenden Zeitung unter dem Titel einer Ägypten-Reportage: „Weiterer Reisebericht unseres Korrespondenten H. J. Schott, 1. Stuart auf Dampfer ‚Rostock‘.“

Es ist wohl anzunehmen, daß der Verfasser selbst die Bezeichnung seines Berufes richtig geschrieben hatte, nämlich „Steward“. Aber Redakteur oder Korrektor wußten es besser. Sie haben so, indem sie eine Lücke in der Geschichte Schottlands ausfüllten, den Historikern einen unschätzbaren Dienst erwiesen. -tt-

#### Kunst nach Stoppuhr

Wer – aus welchen Motiven immer – gern ein Bild aus der Berliner Nationalgalerie besäße (etwa weil die Aufsicht, die aus Gründen der Sicherheit stets Tuchföhlung mit ihm hält, einen Kunstgenuß an Ort und Stelle vereitelt), der betrete das Haus um halb sechs und suche

einen Raum auf, der mit Zeichnungen oder Gemälden handlichen Formats ausgestattet ist. Gegen siebzehn Uhr fünfundfünfzig wird dann irgendwo ein Wecker schnurren, und die Aufsicht wird sagen: „Wir bitten zum Ausgang.“ Im gleichen Augenblick wird schlagartig das Licht ausgehen. Während nun die Aufsicht einen

Monolog über die langweiligen Besucher beginnt, die nicht wissen, was sich gehört, hat man reichlich Zeit, das vorher ausgewählte Objekt abzuhängen und unter den Mantel zu stecken.

Es empfiehlt sich, beim Weggehen nicht zu schimpfen. Das wäre bei so viel freundlichem Entgegenkommen unbillig.

### Zu unseren Beiträgen

Die in unserem Kommentar auf Seite 9, 10 und 11 genannten neuen Bücher erschienen bei folgenden Verlagen: *Gertrud Pätzsch*, „Grundfragen der Sprachtheorie“, *Henrik Becker*, „Sieben Sprachbriefe zur Gegenwart“ und *Hermann Paul*, „Deutsches Wörterbuch“, Verlag Max Niemeyer, Halle (Saale); *Karl Kögler*, „Zur Geschichte der deutschen Sprache“, Verlag Volk und Wissen, Berlin; *Eduard Koelwel*, „Ratschläge zu einem guten Deutsch“, Verlag Tribüne, Berlin; *Karl Peltzer*, „Das treffende Wort“, Ott Verlag, Thun und München; *Heinz Küpper*, „Wörterbuch der deutschen Umgangssprache“, Claassen Verlag, Hamburg; *Gero von Wilpert*, „Sachwörterbuch der Literatur“, Kröner Verlag, Stuttgart.

Der Roman „Vergeltung“ von Gert Ledig, aus dem wir die ersten beiden Kapitel abdrucken, ist im S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M., erschienen. Eine Lizenzausgabe bereitet der Aufbau-Verlag, Berlin, vor.

„Minendetonation“ von Wolfgang Ott ist eine Szene aus dem Roman „Haie und kleine Fische“, der bei Langen-Müller in München verlegt worden ist.

Der Tatsachenbericht von Alfred Kurella und die bisher unveröffentlichten Gedichte von Erich Weinert sind während des Krieges in der Sowjetunion entstanden.

„Wo der Habicht schießt“ ist die Titelnovelle eines Erzählungsbandes von Bernhard Seger, den der Mitteldeutsche Verlag vorlegen wird.

Friedrich Wolfs Schauspielfragment „Marsch auf Mossul“ wurde zum erstenmal im November 1928 in der Zeitschrift „Die Front“ veröffentlicht.

Walther Victors Heine-Essay beruht auf einem Vortrag, den der Verfasser am 100. Todestag des Dichters in Dresden und im vergangenen Dezember, zu Heines 159. Geburtstag, in Berlin hielt.

Den Essay über „Gottfried Keller“ in unserem Januarheft entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlags, Berlin und Frankfurt a. M., der 1955 erschienenen zweibändigen Ausgabe der Schriften Walter Benjamins.

In unserem Jahresinhaltsverzeichnis für 1956 hat uns der Druckfehlerteufel an zwei Stellen ein 13. Heft unterschoben. Wir haben gewissenhaft nachgezählt: das Jahr hatte nur zwölf Monate. Es handelt sich in den beiden genannten Fällen um Heft 3/1956.

In der vorletzten Zeile der Zuschrift von Helmut Poch, die wir in unserem Februarheft veröffentlichten (Seite 164, rechte Spalte), ist selbstverständlich richtig zu lesen: „... einer einseitig utilitaristischen Facharbeiterabrichtung“.



## NEUERSCHEINUNGEN

### Belletristik

*Eduard Claudius*: Von der Liebe soll man nicht nur sprechen, Verlag Volk und Welt, etwa 344 S. etwa DM 7,90

*Max Dreyer*: Das Sympathiemittel, Carl Hinstorff Verlag, 146 S. DM 4,-

*B. Traven*: Ein General kommt aus dem Dschungel, Verlag Volk und Welt, etwa 400 S. etwa DM 6,90

*Kurt Tucholsky*: Panter, Tiger und andere, Hrsg. und zusammengestellt von Fritz J. Raddatz, Verlag Volk und Welt, etwa 368 S. etwa DM 7,30

*Günther Weisenborn*: Die Furie, Roman, Verlag der Nation, etwa 216 S. DM 1,75

*Friedrich Wolf*: Die lebendige Mauer, Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, etwa 288 S. etwa DM 7,20

*Peter Hacks*: Theaterstücke, Aufbau-Verlag, etwa 320 S. DM 8,70

*Alexandre Dumas*: Die Königin Margot, Roman, Aus dem Französischen von Christine Hoepfener, Aufbau-Verlag, etwa 704 S. etwa DM 13,50

*Henry Fielding*: Amelia, Roman, Aus dem Englischen von Rudolf Schaller, Aufbau-Verlag, etwa 624 S. DM 9,-

*Pablo Neruda*: Elementare Oden, Aus dem Spanischen von Erich Arendt, Verlag Volk und Welt, etwa 336 S. etwa DM 15,-

### Sprach- und Literaturwissenschaft

*Joachim Müller*: Adalbert Stifter, Weltbild und Dichtung, VEB Max Niemeyer Verlag, etwa 140 S. etwa DM 12,-

*Walther Wadepuhl*: Heine-Studien (Beiträge zur deutschen Klassik), Arion Verlag, 208 S. DM 8,-

*Wossidlo-Teubert*: Mecklenburgisches Wörterbuch, Akademie-Verlag, 64 S. DM 10,-

*Jebangir C. Tavadia*: Die mittelpersische Sprache und Literatur der Zarathustrier, Verlag VEB Otto Harrassowitz, 141 S. DM 11,70

### Philosophie

Karl Marx und Friedrich Engels, Werke, Band I: 1839 – 1844, Dietz Verlag, 660 S. DM 10,-

## ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

*Aufsätze über Brecht*, von Max Schroeder, „Aufbau“ H. 1. 57/S. 81

*Die Schriftsteller und die Politik*, von Willi Bredel, „Berliner Zeitung“ 17. 1. 57/S. 6

*Die „literarische Opulenz“ von damals und wir Schriftsteller von heute*, von Wolfgang Joho, „Sonntag“ 27. 1. 57/S. 12

*Literatur und Gesellschaft*, von Reinhard Weisbach, „Sonntag“ 6. 1. 57/S. 12

*Probleme des sozialistischen Realismus*, von L. Nowitschenko, „Neues Deutschland“ 27. 1. 57/S. 4

*Der kritische Realismus in Deutschland*, von Wolfgang Hütt, „Bildende Kunst“ H. 1. 57/S. 9

*Normativer oder historischer Realismusbegriff?*, von G. Piens, „Sowjetwissenschaft/Kunst und Literatur“ H. 1. 57/S. 92



*Über die Freiheit des künstlerischen Schaffens*, von M. Kusnezow und J. Lukin, „Presse der SU“ H. 1. 57/S. 11

*Vom Nutzen der Theorie für die künstlerische Praxis*, von Dr. Erhard John, „Deutsche Filmkunst“ H. 1. 57/S. 1

*Zur Untersuchung von Gestaltungsproblemen im Literaturunterricht*, von Heinz Lorenz, „Deutschunterricht“ H. 1. 57/S. 17

*Von der Grammatik zur Stilistik*, „Deutschunterricht“ H. 1. 57/S. 24

*Der Gegenstand der Filmkunst und seine spezifische Eigenart*, von K. Piotrowski, „Sowjetwissenschaft/Kunst und Literatur“ H. 1. 57/S. 4

*Zum Problem der Shakespeare-Übersetzung*, von Richard Flatter, „Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik“ H. 4. 56/S. 473

*Zur Lage in der ungarischen Literatur*, Interview mit Bela Illés, „Neues Deutschland“ 31. 1. 57/S. 4

*Asiens Schriftsteller trafen sich*, von Balwant Gargi, „Sonntag“ 20. 1. 57/S. 7

---

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig.

Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 146.